This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

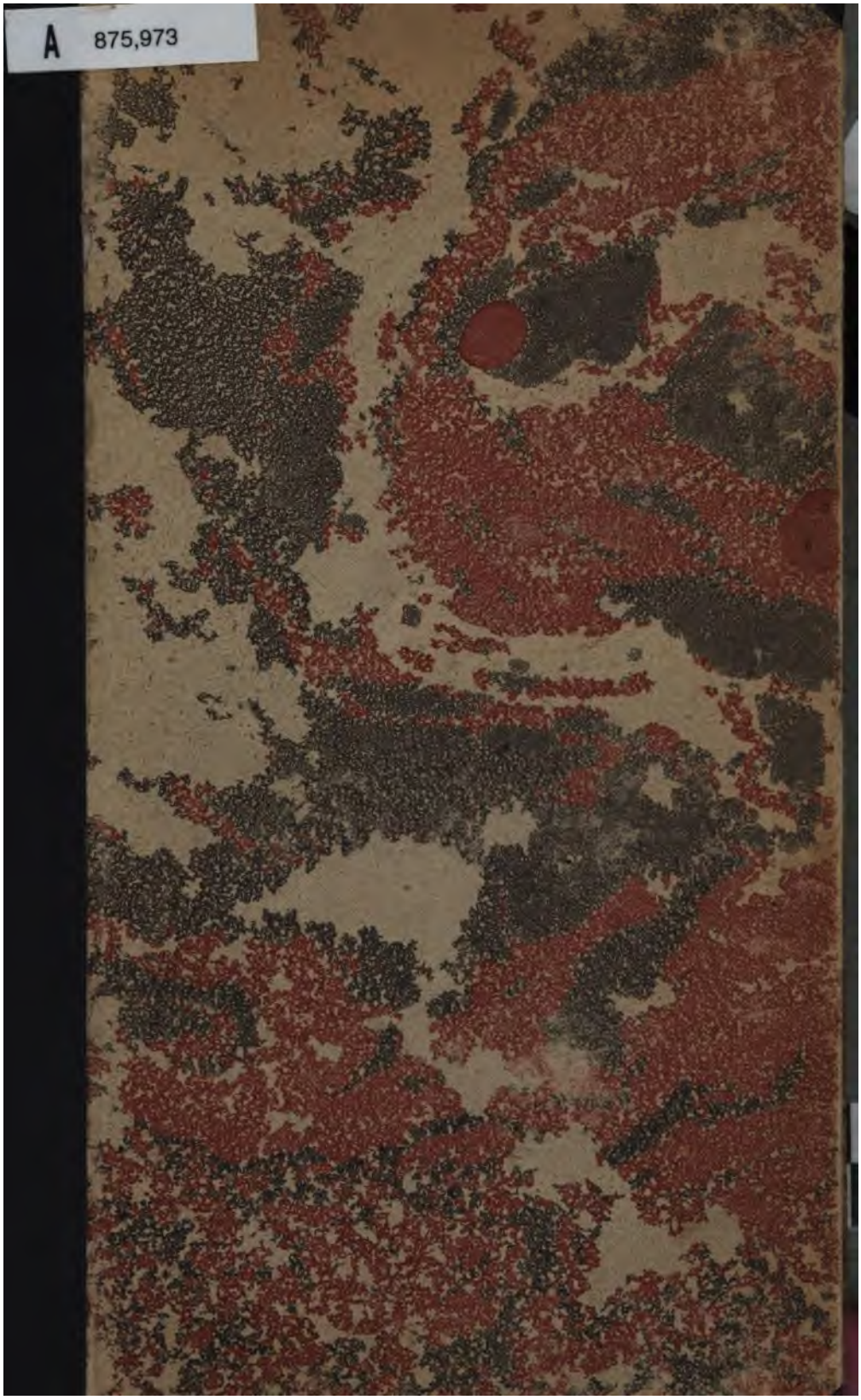
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 875,973



PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Aus vier Jahrhunderten.

Aus vier Jahrhunderten.

Mittheilungen

aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden

von

Dr. Karl von Weber,

Ministerialrath, Director des Haupt-Staatsarchivs.

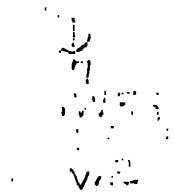
Neue Folge.

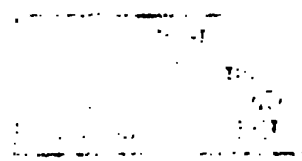
Zu zwei Bänden. — Zweiter Band.

Verlag von Bernhard Tauchnitz

Leipzig, 1861.

Institut
für Kultur- und
Universalgeschichte
Universität Leipzig





680881—129

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Die Vermählung des K. Mathias Corvinus von Ungarn. 1476.	1
Johann Keppler. 1628.	24
Aus dem Leben eines Cavaliers im 17. Jahrhundert.	28
Zur Lebensgeschichte des Königs v. Polen, Stanislaus Leszczynski. 1706 u. f.	59
Eine heimliche Ehe. 1714 u. f.	154
Der Marquis von Langallerie und der König von Madagascar. 1716 u. f.	164
St. Cyr unter Frau von Maintenon. 1717.	185
Die Potsdamer Garde.	190
Aus der Jugend und Correspondenz Friedrich des Großen. 1722 u. f.	229
Nächtliche Seeschlacht zwischen Engländern und Franzosen. 1741.	276
Zigeuner in Sachsen. 1488—1792.	282
Geistergeschichten, Visionen ꝛc. 1565 u. f.	304
Confréries und Schäferorden. 1718 u. f.	351
Allerlei Curiositäten.	
1) Mangelhaftes Ceremoniell in Polen. 1670.	370
2) Des schwedischen Tausendkünstlers Paulhaim und Anderer Erfindungen. 1703 u. f.	372
3) Aus Rom. 1708.	376
4) Actienschwindel in Holland. 1720.	378
5) Ein originelles Testament. 1721.	380
6) Ostermährlein zu München. 1724.	381
7) Zur Lebensgeschichte des Premierministers Grafen von Brühl. 1731 u. f.	382
8) Aus Berlin. 1739.	385
9) Erbanspruch auf die Türkei. 1740.	387
10) Weimarsche Mühlenordnung. 1743.	388
11) Electrische Versuche. 1744.	389
12) Der General Freiherr o Kelly. 1765.	392

Die Vermählung des K. Mathias Corvinus von Ungarn. 1476.

Der tapfere König von Ungarn, Mathias Corvinus, bewarb sich im J. 1474 um die Hand der schönen Beatrix, Tochter des Königs Ferdinand von Neapel. Die Einleitungen wurden durch den Bischof zu Ferrara und päbstlichen Legaten Laurentius getroffen, und die weiteren Verhandlungen sodann, wie ein uns vorliegendes Schreiben besagt, durch „Fürsten, Herrn, Ritter und Knechte auf beiden Theilen mit Fleiß hin und herwieder" fortgesetzt. Unter dem 3. October 1474 konnte der greise Doge von Venedig, Nicolaus Marcello, in einem, im Haupt-Staatsarchiv in Abschrift befindlichen, Schreiben dem König von Ungarn seinen Glückwunsch zu der verabredeten Verbindung darbringen. Die erste Kunde über die Annahme seiner Bewerbung gelangte an König Mathias am Sanct Martinstag (11. November) 1474: er ließ die Nachricht öffentlich verkündigen und in Breslau, wo er sich gerade befand, „Freudenfeuer machen, lauten und allerlei Saitenspiel gebrauchen." Bald darauf trafen in Breslau des Königs von Neapel „Oratores" (Gesandte) ein, darunter ein „Mächtiger des deutschen Ordens, Vicerer genannt"; ihnen folgte eine Gesandtschaft der Republik Venedig, mit der Mathias schon seit dem J. 1463 in Verbindung stand.* In der nächsten Zeit hinderte der Krieg mit den Türken die Vollziehung der Verbindung, sobald es aber thunlich, sendete Mathias eine zahlreiche Gesandtschaft nach dem entfernten Neapel, um die Braut abzuholen: wir finden darunter den

* Horvath, Geschichte der Ungarn. Th. I. S. 349.

Herzog Heinrich von Glatz, die Herzöge von Schlesien zu Ratibor und Oppeln, den Bischof Rudolf von Breslau, die Grafen Hans und Peter von Pösing, Hinko von Neuhaus, Hans von Sternberg, 2 von Eulenburg, Ritter Heinrich Scheller u. A., dazu „Spielleute und Narren und 16 Türken." Der Zug war über 800 reisige Pferde stark. Die „Herren" waren mit goldenen, die Ritter mit „rothen Harnischen Stücken, Damast und Atlas" vom König gekleidet; für jedes Pferd hatte er 50 ungarische Gulden „zur Zehrung" mitgegeben. In Neapel wurde die Gesandtschaft vom König „höflich empfahen, ihr nach Gebührlichkeit Ehre angethan," allein mehrere, „die des Lufts und wälscher Kost nicht gewohnt, wurden mit merklicher Krankheit beladen," Hans von Sternberg und Heinrich Scheller starben und Hans von Neuhaus ist „kaum mit dem Leben davon kommen."

Bei König Mathias befand sich damals eine Gesandtschaft der Brüder Ernst, Churfürst, und Albert, Herzog von Sachsen, bestehend aus dem Obermarschall Hugold von Schleinitz und Dr. Johann von Weißenbach, Dechant zu Meißen. Ihr Auftrag ging dahin verschiedene streitige Verhältnisse zu lösen,* daneben wurden sie aber auch angewiesen, in Ungarn Schafe anzukaufen, wozu ihnen Churfürst Ernst 200 Gulden übersendete.

Den Mittheilungen dieser Gesandten verdanken wir unsere Nachrichten. Sie berichten u. a. am 8. Februar 1475:

„Der König und die Seinen sagen uns alle Tage, er wolle die Sachen fördern und uns nicht aufhalten und werden wir doch gleichwohl verzogen und besorgen, daß wir vor Montag nicht von hinnen kommen. Am Sonntag hat der König in der Kirche Messe gehört, da sind die Sendboten von Neapel und der Venediger zum König in die Kirche gekommen. Unter der Messe nach dem patrem, als man pflegt zu predigen, ist der Venediger mit Wissen des Königs und der Bischof

* v. Langenn, Herzog Albrecht der Beherzte S. 91 u. f.

vor dem Hochaltar dem König gegenüber, auf einen serbischen Teppich getreten und hat da mit seiner wälschen Gebärde eine Lobrede auf des Königs Heirath in Latein gethan, als wir Ew. G. in Latein verzeichnet schicken. Darauf hat ihm der König die Hand gegeben und wir verstehn nicht, daß er sonst mehr beim König zu beschicken habe.* Darnach ist der neapolitanische Botschafter, auch der Venediger, mit dem König gen Hof geritten. Diesmal hat der König die neapolitanische Botschaft gehört, die gar kurze Werbung gethan hat, bei dem Allen sind wir bei dem König gewesen. Gestern Dienstags, hat der König die Botschafter und uns zu Gaste und darnach einen Tanz gehabt, da hat der Venediger auch getanzt und sich gar höflich am Tanz gedäucht. Demselbigen Venediger ist ein Hofeweisen zu Ofen von einer Frau wegen geschehn,** dessen er wohl würdig ist, und hat darnach mit einer andern Frau eine solche Büberei getrieben, daß gräulich davon zu reden und zu lang zu schreiben ist, also der König mir Hugold (v. Schleinitz) das Alles gesagt hat. Es hat die Fastnacht Niemand denn der Phenyschko und Christoph Forstichen genannt. Heute sollen der Krotko, ein Pollak und der weiße Haugwitz in ihrem ganzen Harnisch auf „vorlegertten" (gepanzerten) Hengsten in wälschen Sätteln mit Reisespießen rennen: werden Stechschilde über dem Harnisch haben. Morgen wird ein Gesellenstechen werden und sollen um zwei Danke stechen, den ersten unter hundert, den andern unter 60 Gulden und sollen denen gegeben werden, die das beste thun: es werden kaum zehn Stecher sein. Es hat ein Wälscher den König bitten lassen, daß er ihm wolle einen Renner zuschicken, das hat der König bewilligt und der Wälsche hat sich am Montag aus des Königs Harnisch Kammer zum Rennen best angezogen beritten, dem hat es auf Wälsch damit zugestan-

* Wie Horvath a. a. O. Th. I. S. 371 n. 2 berichtet, entstanden im J. 1475 zwischen Mathias und Venedig Differenzen, welche von der Republik mit Gold ausgeglichen werden mußten.

** d. h. er ist des Hofs verwiesen worden.

den,* darüber haben wir die fröhlichste Fastnacht gehabt, und wir versehn nicht, daß er sich förder nach Rennen oder Stechen sehnen werde."

Der König von Neapel übergab der Gesandtschaft, die längere Zeit in Neapel verweilte, die Prinzessin Beatrix, nachdem er „sie bereitet und zugerichtet": der Zug, der noch durch das „Hofgesinde" der Prinzessin vermehrt ward, trat im J. 1476 die Reise nach Ungarn an. Als die Kunde hiervon König Mathias zukam, erließ er zahlreiche Einladungen an Fürsten, Herrn und Ritter, zur Theilnahme an den Festen, durch welche er seine Vermählung zu verherrlichen beabsichtigte und zu deren Vorbereitung er, wie die sächsischen Gesandten erzählen, „kein Geld noch Gut gespart, sondern williglich und reichlich dargegeben." Beim Herannahen des Reisezuges der fürstlichen Braut, der „in den wälschen und kaiserlichen Landen große Ehre geschah," sendete der König ihr Niclas, Herzog von Limbach, Gespan zu Preßburg, nach Pettau entgegen, „auf das allerhübscheste zugerichtet, darzu des Königs Mutter, nebst 20 wohlgekleideten Jungfrauen, ihren Dienerinnen und andern Frauen und Jungfrauen aus Ungarn."

Ueber die Hochzeitsfeierlichkeiten selbst, denen die sächsischen Gesandten beiwohnten, sendeten diese einen ausführlichen Bericht ein, den wir in seiner naiven Originalität, nur mit neuerer Orthographie, hier folgen lassen, da er in seinen Einzelheiten ein lebendiges Bild aus der damaligen Zeit liefert.

Unsere Vorlage lautet also:

„Auf den Freitag vor unserer Frauentag conceptionis (6. Decbr.) 1476 hat der durchlauchtige König zu Ungarn und Böhmen ꝛc. Befehl gegeben dem Wolitzember, einen ungarischen Herrn und des Legaten und Bischofs zu Erlau Bruder und die Botschafter der Churfürsten zu Pfalz, Sachsen und Herzogs Otto von Bayern bitten lassen mit höflichen

* Es ist ihm übel gegangen.

Worten, Seiner Königlichen Gn. zu Ehren und Wohlgefallen, von ihrer gnädigen Herren wegen, auf den Sonntag darnach mit seiner K. G., andern Fürsten und Herrn mit gen Stuhlweißenburg zu reiten, allda S. K. G. im Willen seine Gemahlin zu empfangen und krönen zu lassen; das haben die Botschafter auf Befehl ihrer gnädigen Herrn mit großen Freuden und gutem Willen gethan.

Den Dienstag darnach (10. December) hat S. K. G. der Churfürsten und Fürsten Botschaften beschickt durch einen mährischen Herrn Watzlav von Zschernechow, daß S. K. G. im Willen sei, seiner versprochenen Gemahlin entgegen zu reiten, also ist S. K. G. ausgeritten von Stuhlweißenburg, mit dem König von Bosnien, vielen Fürsten und Fürsten Botschaften und Andern, für seine eigene Person mit 10 köstlich und wohlgeschmückten Hengsten, die Zäume und Sättel hinten und vorn, die Steigleder mit Perlen und Gold gestickt, darauf 10 wohl gezierte Knaben, in Damast, mit Perlen, an Aermeln in Silber gestickt.

Ueber eine halbe Meile sind 3 Zelte, eines von braunem Sammet und zwei fast köstlich ausgeschlagen, dabei ein großes Feuer gemacht, und ist der König mitsammt dem König von Bosnien und Andern abgestiegen und hat geordnet der Churfürsten und Fürsten Botschaften allernächst vor S. K. G. bei dem Schwert zur rechten Hand. Des Großgrafen Sohn trug das Schwert, auf der andern Seite gingen die Erzbischöfe von Ungarn, die Venediger und Andere.

Dreizehn ganze blaue Tücher wurden gebreitet von demselben Ort bis auf die Straße, da die versprochene Gemahlin des Königs mit den Ihren kam. Also kam Wammi Niclas von der Königin und brachte dem König einen Kranz mit einem Ring, darin ein Demant;* der König empfing es höflich. Von Stund darnach (bald darauf) kam die Königin

* Mailath, Geschichte der Magyaren III. 71, erzählt, der Herzog von Limbach habe dem König einen Schleier, auf welchem der Brautring aufgereiht gewesen, übergeben.

mit des Königs Mutter köſtlich auf einem goldenen Wagen, darüber ein rothgoldenes Stück, unterzogen mit grünem Sammet, die Polſter darin alle von goldenen Stücken, acht weiße Hengſte davor, der Hengſte Geräth Alles geſchnitten von rothem Sammet, zwei Wagenknechte in Sammet, beſchnittene und vergoldete Knöpfe daran, darnach ſieben vergoldete Wagen, faſt köſtlich von Roſſen und Anderm zugerichtet, desgleichen ich nie geſehn habe.

Auf die Tücher iſt abgeſtiegen die Königin mit des Grafen von Croatien Frau und des Königs Mutter: die Königin hat der Pankratz Weyda und Wammi Niclas zum halben Weg der Tücher geführt, der König iſt mit ſammt den Andern die andere Hälfte entgegen gegangen: die Königin hat ſich faſt tief geneigt, der König aber ſie gar hübſch aufgezogen bei der Hand und ſie auf das freundlichſte empfangen, daß es vielen Leuten wohl gefallen hat.

Der König führte ſie ſelbſt in das köſtliche Zelt, der König von Bosnien, die Fürſten und der Fürſten Botſchaften gingen, ſo wie vorgeordnet war, nur die Venediger fingen ein Anderes an, und drängten ſich an den Ort, dahin ſie nicht geſchickt waren. Darnach hob der Legat und Biſchof von Erlau an, zu empfangen die Königin auf Befehl des Königs mit hübſcher wälſcher Sprache, unter andern Worten meldete er des Königs Beſorgniß bei der fernen und abentheuerlichen Reiſe der Königin und der Ihren. Darauf hat die Königin ſelbſt zur Stunde tugendlich dem König gedankt auf das höflichſte mit hochvernünftigen Worten.

Darnach blies man zu Pferde, da ſetzte man die Königin auf einen weißen Zelter, desgleichen that der König auch und ſaß auf ſeinem Hengſt, köſtlich geſchmückt mit Perlen, edlen Geſtein und Gold. Da wurden die Tücher von den Wälſchen und andern zerſchnitten und zerriſſen, die da aufgebreitet waren, darüber ſchlug und raufte man ſich.

Zu halbem Wege zwiſchen dem Empfang und der Stadt kam der Hochgeborne Fürſt, Herzog Chriſtoph von Bayern

und Wilhelm von Munchingen Ritter, beide wohl zugerichtet und zunächst vor dem König und der Königin trieben sie den Ritterschimpf zu rennen, fest angezogen und thaten fast ein gutes Rennen, blieben keiner sitzen. Die Wälschen hatten große Verwunderung an dem Brechen des Spießes Herzog Christophs.

Da haben die Venediger auf dem Wege bei dem König und der Königin am Nächsten zu reiten fleißig vorgenommen, was doch außer der Ordnung des Königs gewesen, dabei man erkennt, wie es Sr. Gnaden und den Andern gefallen hat.

Die ganze Priesterschaft in der Processión mit dem Heiligthum, ist dem König und der Königin entgegen, für die Kirche St. Stephans, welches die erste Kirche in Ungarn ist, da man pflegt König und Königin darin zu krönen des Reichs. Der König und die Königin sind abgestiegen und neben einander unter einen Himmel in die Kirche gegangen in den Chor. Zur linken Hand stand der König, zur rechten die Königin, einander gegenüber, da sang man den Lobgesang, Te deum laudamus. Darnach thät der König die Königin führen in ihr Zimmer, alsdann ist der König in seine Herberge gezogen und hat vor der Stiege den Fürsten und der Fürsten Botschaften und Andern eine gute Nacht gesagt.

Auf Mittwoch (11. December) darnach, um 9 Uhr, kamen der König von Bosnien, die Fürsten und Fürstenbotschaften, die ungarischen Bischöfe und andere Herrn zu dem König, zu dienen und gingen alsdann in großer Versammlung in die Kirche, da stand der König wie zuvor und nach ihm des Königs von Neapel Sohn und auch desselben Königs Botschaft, der Erzbischof von Neapel und der Herzog von Calabrien. Die Venediger haben sich selbst zunächst daran gestellt, sie wurden aber von dem Marschall unter die andern Botschaften gewiesen. Also ging der König und die Königin mit einer Processión um. Als man wieder in den Stand treten sollte, wie vorgeordnet war, wollten dies die

Venediger nicht, traten in den Stuhl, aus dem sie zuvor von des Königs Leuten gewiesen worden waren, sie blieben aber nicht darin.

Zur Rechten stand die Königin, über dem dritten Stuhl darnach stand Herzog Christoph von Bayern, nach ihm der Churfürsten und Fürsten Botschaften, Graf Bernhard von Eberstein, Hr. Heinrich von Miltitz, der von Bern, Veit von Schamberg und andere Abgesandte, darnach der Legat Bischof zu Breslau, der Erzbischof von Colozscha:* die andern Bischöfe standen an einer Querbank, dem Altar gegenüber, viele andere ungarische Herrn waren alle reichlich und wohlgeziert gekleidet. Außerhalb des Stuhls der Königin, saß die Hofmeisterin auf der Erde mit andern Frauen und Jungfrauen, die mit Ihro Gnaden von Neapel gekommen sind.

Also kam der Legat, Bischof zu Erlau, vor ihm und nach ihm gingen Bischöfe und Pröbste mit der Inful, köstlich geziert, allenthalben wie sich das zum Gottesdienste löblich gebührt und fingen an das Amt mit löblichem Gesang mit französischen Gesetzen. Nach dem Evangelium trug der Probst von Stuhlweißenburg das Buch von dem Altar, da empfing es der Erzbischof von Colozscha es zu tragen dem König und der Königin es zu küssen, vor ihm her gingen Herzog Friedrich von der Liegnitz, Herzog Hinko, Herzog Hans von Rappperg, Herzog Niclas von Noppel (Oppeln), der Graf von Croatien und ein ungarischer Herr: hat jeder ein Windlicht getragen vor dem Buche.

Zum Opfer des Königs ist vorgetreten dem König, Herzog Christoph von Bayern, Graf Bernhard von Eberstein, Herr

---

* Unsere Quelle nennt wechselnd bald einen Erzbischof, bald einen Bischof von Colozscha: Ersteres ist das Richtige, da der König von Ungarn Geysa II. († 1161) statt des von K. Stephan I. (dem Heiligen) begründeten Bisthums zu Colozscha, ein Erzbisthum stiftete. Büsching, Erdbeschreibung Th. II. S. 447 ed. 8.

Heinrich von Miltitz,* der von Bern, Veit von Schamberg, nach Ordnung des Königs. Die Königin ist darnach in guter Ordnung auch zum Opfer gegangen. Also gingen nach dem Amt der König und die Königin jeder in sein Zimmer nach guter Ordnung. Die Kirche von St. Stephan mit ihrem löblichen Heiligthum ward angenommen von denen von Ofen zur Bewachung und Bewahrung mit gewappneter Hand; nach ihrem alten Herkommen haben die also Wacht gehalten über Nacht bis auf den andern Tag, zu des Königs Meßgang zur Krönung, und ließen wenig Leute aus und ein.

Auf Donnerstag (12. Decbr.) darnach zu der Krönung der Königin, haben sich Könige, Fürsten, geistliche und weltliche Botschaften der Fürsten und Städte und Andere, köstlich angelegt, sind zu des Königs Herberge geritten und gegangen zum Dienst und zu Ehren des Königs. Also hat der König ihnen seine Hand geboten und einen guten Morgen gegeben und sich erhoben zur Kirche zu gehn nach Ordnung wie zuvor. Die Venediger, anstatt nach der Ordnung zu gehn und zu stehn, thaten aber was ihnen nicht gestattet ward, das war ihnen verdrießlich. Also ist die Kirche aufgesperrt worden und der König in den Stuhl getreten, unter ihm des Königs von Neapel Sohn und Andere, wie zuvor geschrieben ist.

Da kam die Königin und ward mit großer Köstlichkeit mit des Königs von Ungarn Mutter und vielen andern Frauen und Jungfrauen, oben in dem Chor bei dem Hochaltar auf einen Stuhl, 12 Staffeln hoch, mit goldenen Tüchern umhangen, geführt, in einem roth goldenen Rock, darüber einen Zindelrock mit aufgeschnittenen Aermeln auf wälsche Gewohnheit mit offnem Haar, darauf zwei Reihen Perlen, fast rund, weiß, groß und köstlich.

Gegenüber dem König stand der König von Bosnien niedriger und hatte an einen köstlichen Rock mit edlen Ge-

---

* Miltitz, einer der vertrauten Räthe Ernsts und Albrechts, ward auch später wieder an K. Mathias gesendet: v. Langenn a. a. O. S. 125.

ſtein und mit Perlen geſtickt, darauf ein Koller, 17 Mark Goldes ſchwer, darin eingeſetzt 500 Diamanten und andere Edelſteine, dazu einen Saphir auf 1000 Gulden geſchätzt; nach dem K. v. Bosnien ſtanden Herzog Chriſtoph von Bayern, der Churfürſten und Fürſten Botſchaften und Andere, wie zuvor.

Darnach kam der Erzbiſchof von Colozſcha mit anderen Biſchöfen und Pröbſten in großer Zierlichkeit, die zum Gottesdienſt gehört, da hub an der Biſchof von Veszprim das Amt zu ſingen, dem dienten andere Biſchöfe und Pröbſte und ward daſelbſt das Amt mit köſtlichen geſetzten Stücken geſungen, und, wie ſich das gebührt, löblich vollbracht, bis auf die Zeit, daß man die Königin krönen ſollte, vor dem Sanctus. Auf dem Stuhle neben dem Hochaltar, unter einem vorgezogenen Tuche entkleidete man die Königin bis auf das Hemde und that ihr an ein königliches Kleid; ein roth goldenes Stück war der Rock und ein goldener Mantel darüber, wie einer Königin zugehört, die eine Krone empfangen ſoll. Der goldene Rock war auf dem rechten Arm und den Schultern zerſchnitten, daß der Chriſam* und Balſam auf den bloßen Leib mochte rinnen.

Darnach hat der König dem König von Bosnien einen goldenen Apfel geſchickt, vor Seiner Gnaden zu tragen, wie ſich zur königlichen Krönung gebührt, darnach ſind beide Könige auf den Stuhl, 12 Staffeln hoch gegangen, darauf geſtanden die Königin und des Königs Mutter. Als die Gemahlin des Königs königlich gekleidet, hat ſie der Legat und Biſchof von Erlau, dazu ein anderer Biſchof, vor den Altar geführt, da iſt ſie niedergekniet vor einem Stuhl, ſchön bedeckt. Alſo machte man Raum und führte hin der Churfürſten und Fürſten Botſchaften, um zunächſt bei der Krönung zu ſtehn. Da fragte der Großgraf von Ungarn, ob es S. K. Gn. Wille wäre, die Königin zu krönen. Die Antwort iſt

* Chriſam, d. h. feierlich geweihtes Salböl.

gewesen, Ja! Also fingen der Bischof von Veszprim und andere Bischöfe und Priesterschaft an viel guten Gesang und segneten sie, und lasen vor nach alter Gewohnheit den Eid der Krone von Ungarn, den mußte sie nachsprechen und fragten sie, ob sie das alles gewilligt wäre zu thun? Ihro Gnaden antwortete tugendlich und sprach Ja! Noch einmal fragte der Großgraf den König, ob man ihr die Krone aufsetzen sollte, ist von S. K. Gn. geantwortet worden wie zuvor. Also stand sie auf von den Knien und man nahm von ihr den königlichen Mantel und der Bischof von Veszprim, der König von Bosnien, der Großgraf und Gubernator und andere mächtige ungarische Herrn setzten ihr auf eine köstliche Krone, reich von Gold, darin eingesetzt 25 große Diamanten und Rubine, ein Saphir, so schön und groß, als ich je gesehn habe. Darnach hob an eine große Freudenmusik von köstlichen Sängern, Trompetern und Pfeifern, daß Einer des Andern Wort nicht wohl hören mochte. Als das geendet, ging die Königin mit königlicher Majestät wieder auf ihren Stuhl, wo sie vor der Krönung gestanden, da ging der König ihr entgegen, begegnete der Königin auf der niederen Staffel, da war ein köstlicher Stuhl bereitet vor dem Hochaltar, darauf setzte er sich in seiner königlichen Majestät und schlug Ritter, wie hernach folgt; zum ersten Herzog Hinko, Herzog Friedrich von Liegnitz, Herzog Christoph, des Königs von Neapel Sohn, Herrn Dobwisch von Zschernechow, Herrn Watzlav von Zschernechow, Veit von Schaumberg und 16 andere.

Nachdem ging der König wieder in seinen Stuhl, also ward das Amt ehrlich vollbracht. Dann ging der König in der Ordnung, wie er eingegangen war, in seine Herberge, desgleichen ging die Königin in ihr Zimmer. Dann hat man zu Tische gerichtet in der k. Herberge in einem schönen Zimmer mit köstlichen Tüchern umhangen, darin stand ein viereckiger Tisch in der Mitte der rechten Seite auf einer Erhöhung von 3 Staffeln, daran saß der König und die Königin: auf beiden Seiten waren lange Tafeln. Zur

Rechten und am Nächsten, der Königssohn von Neapel und darnach am andern Ende zu Oberst, saßen der Erzbischof von Neapel und desselben Königs Botschaft und darnach die Venediger in der Mitte.

Auf der linken Seite neben der Königin am Nächsten, saß Herzog Christoph von Bayern und des Herzogs von Sachsen Botschaft und an dem andern Ende die der Pfalzgrafen und in der Mitte saß Herzog Ludwigs und Herzogs Otto von Bayern Botschaft.

Die da gedient haben bei Tische mit Essen, Trinken, Vorschneiden, Aufhebung und Vorlegen, sind alle gewesen Grafen und Freiherrn.

Zu dem Mahle waren zugerichtet, 25 köstliche Essen, hat man etliche viel unterlassen zu essen, der Kürze des Tags halber.

Herzog Friedrich von Liegnitz hat gleich nach dem Essen gerannt mit einem seiner Diener.

Peter von Haugwitz hat gerannt im ganzen Harnisch mit einem Böhmen unter verdeckten Hengsten und sind beide gefallen.

Auf den Freitag darnach (13. Decbr.) sind der König und die Königin ausgezogen in der Ordnung wie zuvor, mit dem Zusatz, daß noch zwei goldene Wagen, die köstlichsten von allen, die der sie gemacht schätzt auf 4000 Gulden, auch mehr geharnischte Leute als zuvor, gewesen. Zur Nacht ist der König zwischen Stuhlweißenburg und Ofen mit den Seinen unterwegs geblieben.

Auf den Sonntag nach unserer Frauentag conceptionis (15. Decbr.) ist der König zu Ofen eingezogen, wie hiernach folgt. Nah bei der Stadt sind gekommen Herzog Christophs Diener und der Fürsten Räthe, da rannten 2, genannt Jhan von Yfan und Hans vom Stein und zwei haben gestochen: die gehören Alle Herzog Christoph zu.

Mehr Reisige sind vor dem König und der Königin und nach geritten, mehr denn zu Stuhlweißenburg, wohl

gerüstet mit Hengsten und Harnisch, wohl geschmückt in aller Ordnung, nur die Venediger haben sich mit des Königs von Neapel Sohn und Botschaft fast dem König und der Königin am Nächsten gedrängt, es hat dies S. K. Gn. durch den Legaten und Bischof zu Erlau den Venedigern vor allen Fürsten und Fürsten Botschaften verwiesen, was auch geschehn ist.

Es ritten zuerst 9 junge wohl geschmückte Gesellen, in des Königs Hofgewand gekleidet, jeglicher auf verdecktem Hengst mit silbernen Scheiden und großem Gehänge daran, die man nennt Schwertsenkel.

Zunächst dann neun Knaben auf neun Hengsten, wie sie vorerwähnt sind, und der König auf dem zehnten mit einem goldenen Zeug und Zaum, sein Gewand war von Edelsteinen und Perlen wohl gestickt. Ein Hengst am Nächsten vor dem König, trug ein ganzes Geliger* von Perlen und Edelsteinen gestickt, auf der Stirn eine goldene Krone mit vielen köstlichen Steinen darin.

Die Königin ritt neben dem König auf einem schönen Zelter, köstlich bedeckt: ihre Kleidung war von einem goldenen Stück, darüber ein gelber Atlasrock, auf dem Haupt die Krone, die ihr unser heiliger Vater, der Pabst, zu ihrer ersten Krönung geschenkt hat zu Neapel.

Zunächst vor Ofen in einem Zuge gingen die Juden und ritten dem König und der Königin entgegen, die Juden mit 24 Pferden in eine Farbe gekleidet, braun, jeder auf seinem Hut 3 Straußenfedern: ihr Oberster hatte eine Schwertscheide daran ein Schwertsenkel, von 22 Mark Silber und sein Sohn auch ein silbernes Schwert: die Juden zu Fuß achte ich über 150. Die Alten gingen in der Mitte unter einem Himmel. Also haben sie den König und die Königin

---

* Geliger (Geleger) d. h. das, worauf etwas zu liegen kommt, Stück des Pferdeschmuckes, s. Ziemann, Mittelhochdeutsches Wörterbuch S. 100. 112.

empfangen, hatten alle Etphat(?) auf, mit einem rothen Banner, darauf gemalt ein goldener Druidenfuß mit 5 Spitzen, darunter 2 goldene Sterne, zu Oberst ein Judenhut und haben so ihre Hoffahrt da sehn lassen.

Also kam die Geistlichkeit mit dem löblichen Heiligthum vor das Thor, zu empfangen den König und die Königin und gingen dann vor ihnen zu Unserer lieben Frauen in die Pfarrkirche und sangen da den Lobgesang und laudamus. Der König und die Königin verdienten da ihren Ablaß und zogen darnach mit einander auf das Schloß unter einem goldenen Tuch, vordem bot der König den Fürsten und der Fürsten Botschaften und Andern eine gute Nacht und führte seine Gemahlin in ihr Zimmer: Gott gebe ihm Glück und Seligkeit!

Am Montag zur Nacht (16. Decbr.) ist gekommen der k. Marschall und sein Schatzmeister und haben geladen der Churfürsten und der andern Fürsten auch der Städte Botschaften, auf den Dienstag mit S. Königl. Gn. zu essen: zur rechten Zeit hat sie Hr. Watzlav von Zschernechow gen Hof geführt und gestellt, wie Ihr zuvor gehört habt.

Das Amt ward gesungen von dem Bischof von Raab, desselben Dienstags, mit köstlicher Zierung, wie zuvor oft gemeldet, eine Bank hat man für den Könkg hingesetzt, also hat der König darauf gesessen, Jedermann, wie er geordnet war, bei dem König zu stehn.

Die Venediger haben dem König zu erkennen gegeben, wie sie ausgeschickt seien, von ihrem Herrn, Sr. Königl. Gn. versprochenen Gemahlin Dienst und Ehre zu erzeigen, auch, daß die Königin desto sicherer wäre: unter andern Worten haben sie den Schluß dahin gemacht, wie gern sie es gethan hätten und in wie großer Gnade die Königin sie gehalten habe: darauf hat der König mit kurzen Worten ihnen danken lassen durch den Bischof von Erlau.

Da ist an der Venediger Stelle auf die Bank getreten, des von Ferrara Botschafter und hat mit kurzen Worten

eine glimpfliche Rede gehalten, nicht desgleichen als die Venediger.

Darnach ist der König gegangen in den Palast zu Tische mit Seiner K. Gn., Fürsten, Churfürsten und andern Fürsten.

Zum Ersten war ein Tisch zugerichtet, an dem der König und die Königin saßen, hinten an der Wand ein goldenes Stück, so lang als die Tafel war und dazu auf beiden Seiten über dem Tische 3 sammtne Tücher, braun, köstlich mit Perlen und Gold gestickt, drei Wappen in der Mitte, der Königreiche von Ungarn, Sicilien und Neapel.

In der Mitte saßen der König und die Königin; des Königs Kleidung war ein gelber Atlas, darunter ein guter Zobelunterzug, die Königin in einer rothgoldenen Schaube mit gutem Zobel unterzogen, darunter einen goldenen Rock. Auf der rechten Seite bei dem König, saßen des Königs von Neapel Sohn, der Herzog von Calabrien und der Erzbischof von Neapel, etliche andere Botschaften, auch des K. von Neapel Botschaft, unten an der Tafel saßen die Venediger.

Auf der andern Seite bei der Königin saß der Herzog Christoph von Bayern, des Pfalzgrafen, der von Sachsen, Herzog Ludwigs und Herzog Otto's von Bayern, Botschaften.

Darnach waren geordnet 7 Fürsten Tische, Bischöfe und Aemter der Krone von Ungarn und jeglicher Tisch mit seiner Credenz und Zurichtung ordentlich geziert, doch auf keiner Credenz über 50 verdeckte vergoldete Köpfe* und anderes Silber, das zu dem Tische gehört.

Der erste Tisch nächst dem König ist gewesen des Großgrafen,

der zweite, der des Gubernators,

der dritte, des Pancratz Weyda,

---

* Kopf, eine kugel- oder halbkugelförmiges auf einem Fuße stehendes Trinkgeschirr, s. Ziemann a. a. O. S. 191.

der vierte, des Wammi Niclas,
der fünfte, des Biſchofs von Siebenbürgen,
der ſechſte, des Biſchofs von Groß-Waradein,
der ſiebente, des Erzbiſchofs von Colozſcha.

Vor des Königs Tiſch war ein 4eckiger Credenztiſch, bei 10 Ellen lang, neun Staffeln hoch: auf der einen waren zwei ganze Einhorn, ſie haben, wie man ſagt, beide 1700 Mark Silber, darin zwei ſchöne Stampen von ächtem Einhorn, jedes an 3 Ellen lang und ſehr dick, an jedem Einhorn an dem Hals eine köſtliche Verzierung an die Bruſt gemacht vom Wappen des Königreichs Ungarn; auf den Staffeln des Credenztiſches ſtanden 560 verdeckte und übergoldete, ſchöne und köſtliche Köpfe bereit, an dem Credenztiſch ein großes ſilbernes Faß, darin man viererlei Wein hatte, man achtet es auf zwei Eimer groß und darauf es geſtanden, iſt auch ſilbern geweſen, ein ſilberner Brunnen und Becken, ſehr zierlich gemacht, hat 600 M. Silber und war mehr denn Mannshoch, ferner fünf große Brotfäſſer, jedes 1 Eimer groß und ſehr dick.

Auf dem Tiſche vor dem König und der Königin ſtand eine köſtliche Credenz ganz golden, geformt wie ein Rößlein, dazu alle Schüſſeln, alle Becken, alle Köpfe von eitel Gold, daraus der König und die Königin bedient wurden.

Dem König und der Königin ſind zum Eſſen vorhergegangen, Herzog Hinko, Herzog Friedrich von der Liegnitz, darnach des Königs von Bosnien Sohn und Herzog Hans von Rapperg; die Eſſen trugen zwei ungariſche Landherrn.

Auf die Tafel des Königs hat man bedient an 5 Enden den Herrn die vorgenannt ſind, und Jeglichem je credenzt; die Eſſen haben denſelben Herrn getragen auch Landherrn von Ungarn: vor jeglicher Schüſſel ſind gegangen 4 Landherrn, desgleichen ſind die ſo bedient haben, Grafen, Herrn und Ritter.

An dem Tiſche, bei dem Herrn Pancratz Weyda und Wammi Niclas haben geſeſſen der Königin Frauen und

Jungfrauen, die mit ihr von Neapel gekommen sind, und an den andern Tischen die andern Gäste.

Als man aufgehoben hat das Essen und von Tisch gegangen, hat man auf demselben Saal angehoben zu tanzen und der Churfürsten und Fürsten, Pfalz, Sachsen, Herzog Ludwigs und Herzog Otto's Botschaften nach einander den ersten Tanz gegeben.

Danach hat Herzog Christoph von Bayern einen Tanz gehabt, danach hat der König mit der Königin getanzt. Nachdem hat des K. von Neapel Sohn mit seiner Schwester einen höflichen wälschen Tanz mit vielen Andern aufgeführt, hat gewährt bei einer Stunde. Dann ward dem Großgrafen ein Tanz, nach ihm tanzten die mächtigsten ungarischen Herrn: zuletzt hatte der Wammi Nicolas einen Tanz, damit endete sich diesen Tag der Tanz. Dann führte man den König und die Königin vom Saale bis an die Brücke in ihr Schloß und jeder Theil ging in sein Zimmer: mit der Königin sind gegangen der Churfürsten und Fürsten Botschaften nach Begehr des Königs, bis an des Königs Mutter Zimmer: allda gab sie den Botschaften mit demüthiger Erzeigung eine gute Nacht.

Auf den Donnerstag (19. Decbr.) früh ist gekommen Hr. Watzlav von Zschernechow und hat geladen der Churfürsten und Fürsten Botschaften mit dem König zu essen, das also geschehn ist, mit Sr. K. Gn. aus seiner Schüssel zu essen. Nach dem Essen gab ihnen der König Urlaub, also ritten sie nach ihrer Herberge.

Auf den Abend zogen aus Herzog Christoph von Bayern und Herzog Hinko, und die zwei Herzöge thaten ein gutes Rennen, fest geharnischt und fielen beide, Herzog Christoph rannte Herzog Hinko durch die Tartsche und das Kerbeisen.

Danach rannten Hans vom Stein und der Kropesch, fielen auch beide.

Auf den Freitag danach (20. Decbr.) saßen auf vier von Hawitz, zu stechen vor dem König und der Königin:

man sah etliche gute Rennen von jungen Leuten, die das Stechen noch nicht viel getrieben.

Den Sonnabend danach ließ der König die Fürsten und der Fürsten Botschaften laden, daß sie am Morgen früh den Sonntag zu S. Gn. gen Hof kämen, mit ihm und der Königin zur Kirche zu reiten, weil der König sich wolle vermählen lassen in Aller Gegenwart, auf denselben Tag, auch mit S. K. Gn. zu essen.

Am Sonntag zeitlich kam Hr. Watzlav von Zschernechow zu der Churfürsten und Fürsten Botschaften und brachte sie in des Königs Gemach, darin waren geistliche und weltliche Fürsten, vieler Fürsten Botschaften, Grafen, Herrn, Ritter und Knechte.

Die Venediger gingen auch zum Dienst: da saßen Fürsten, geistliche und weltliche, und auch die Botschafter, ein jeder, wie ihn der Marschall sitzen heißen; während der Marschall in des Königs Kammer gegangen, setzten sich die Venediger aus ihrer alten Grobheit von selbst über alle Fürsten und Fürsten Botschaften.

Danach ging der König aus seinem Gemach in die Stube, zuerst zu der Churfürsten und Fürsten Botschaften und mit gnädiger Erzeigung dann zu den andern Fürsten und Botschaften. Darauf ritten der König und die Königin mit den vorgenannten Fürsten und Herrn: des Königs Mutter mit andern Frauen fuhr auf köstlichen vergoldeten Wägen und zogen also in Ordnung in die Pfarrkirche zu Unserer Frauen.

Daselbst stiegen der König und die Königin ab und gingen in der Ordnung wie zuvor in die Kirche vor den Hochaltar: da waren zwei köstliche Stühle mit goldenen Stücken und Polster, darüber von rothen goldenen Stücken, sehr groß, ein Himmel, den haben Herzog Christoph von Bayern, Herzog Victorin, Herzog Friedrich von der Liegnitz, Herzog Hans von Rapperg gehalten; der König hat auch durch seinen Befehl der Churfürsten und Fürsten Botschaf-

ten bei sich geordnet am Nächsten auf der rechten Seite zu stehn.

Bischof Gabriel gab dem König und der Königin das Weihwasser unter dem Himmel.

Danach nahm der König die Königin bei der Hand und sie gingen mit einander hinauf zu dem Hochaltar und wurden nach christlicher Ordnung vom Bischof Gabriel zusammengetraut und gingen wieder herab, jegliches zu seinem Stuhl, da kam des Königs Mutter und wünschte dem König und der Königin Glück, worauf diese freundlich Dank sagten, auch des K. von Neapel Sohn kam mit säuberlicher Erbietung.

Das Amt ward angehoben vom Bischof Gabriel: nach dem Evangelium trug der Erzbischof von Colozscha das Buch dem König und der Königin hin zum Küssen; vor dem Segen nahm der König die Königin bei der Hand und Beide gingen vor den Altar und knieten nieder. Also segnete sie der vorgenannte Bischof nach alter Gewohnheit, das Evangelium ward über Beide gelesen, dann gingen der König und die Königin in ihre Stühle, also endete sich das Amt.

Also ging der König, die Königin und Jedermänniglich, in der Ordnung wieder nach Hof zu ziehn, in des Königs Gemach. Die Königin ging mit des Königs Mutter, Frauen und Jungfrauen und die Andern wie sie vorgenannt sind.

Danach führte des Königs Mutter die Königin in des Königs Kammer mit Frauen und Jungfrauen, danach ward eine Bank gesetzt vor den König, mit einem Teppich überzogen, darauf saß der von Bern und Doctor Löffelholz, als Räthe Herzog Ludwigs, die wurden da von dem König gehört, wie ihnen zu thun befohlen war.

Danach gingen der König und die Königin zu Tische auf den Palast und sonst männiglich, da ward des Königs Tafel besetzt in der Weise, wie vorher gesagt worden, desgleichen die andern Tische und Credenzen, so wie vorher geschrieben ist.

Zu dem Mahle hat man zwölf köſtliche Eſſen gegeben, mit mancherlei Zierung zugerichtet und das Eſſen getragen und vorgeſetzt wie zuvor. Da das Eſſen ein Ende, hat der König und Königin Waſſer genommen. Sie ſtanden auf und traten vor den Tiſch. Alſo kamen der Churfürſten, nämlich des Pfalzgrafen, Herzogs Ernſt zu Sachſen, Herzogs Ludwig, Herzogs Otto von Bayern Botſchaften und thaten da ihre Ehrerbietung von der genannten Fürſten wegen, jeglicher mit ziemlichen und freundlichen Erbieten in Worten, wie ſich gebührt. Die Königin hat jetzt Hrn. Jörgen von Stein befohlen Dank zu ſagen, ſie nahm es auch zu großem Gefallen auf, unter andern höflichen Worten. Danach hat der Biſchof von (Groß)Waradein 14 Stecher mit Krücken (oder Krügen?) ſeltſam zugerichtet, hervorgebracht die der Loberſchi geſchickt: vom König und der Königin und Jedermann ward am Meiſten gelacht.* Danach haben zwei Renner, ein Hawitz und Vorkiſt, ein ungariſcher Ritter, wohl gerannt, ſind beide gefallen.

Am Montag vor dem heiligen Chriſtabend (23. Decbr.) hat gerannt der Wammi Niclas und Franzens vom Hagen Bruder, ſind beide gefallen: Da hielt der König und die Königin in einem vergoldeten Schlitten auf der Bahn und fuhren dann mit Andern in der Stadt hin und wieder.

Am Sonntag nach dem heiligen Chriſttag (29. Decbr.) iſt gekommen Herr Watzlav von Zſchernechow und hat geladen der Fürſten Botſchaften auf Sonntag Morgen mit dem König zu eſſen und andere Herrn und Botſchaften desgleichen. Dieſelbe Nacht iſt geſtorben Herr Pancratz Weyda aus Siebenbürgen, der des Königs nächſter Freund war, alſo hat man dieſelbe Nacht den Botſchaften abgeſagt auf den Sonntag mit dem König zu eſſen.

---

* Der Scherz, der aufgeführt worden iſt, bleibt uns unklar: wahrſcheinlich war es ein Tournier, bei dem die Kämpfer ſich der Krücken ſtatt Lanzen bedienten.

Die Leiche hat gestanden dieselbe Nacht und den Sonntag über. Auf den Montag früh hat man sie weg geführt gen Weißenburg da ist sie begraben, Gott Gnade der Seele! Der König und des Königs Mutter und viele Leute waren über seinen Tod betrübt und ließ der König verbieten Rennen und Stechen, das man den Tag sonst sollte gepflogen haben.

Am Sonntag zu Abend ließ der König bitten zu dem Opfer die Fürsten und der Fürsten Botschaften; danach auf Montag Morgen hielt der König ein köstliches Opfer: es ward getragen aus der Herberg, darin der Pancratz Weyda gewesen war, eine Bahre, überzogen mit schwarzem Sammet, vor der gingen viele Priester und vor der Bahre wurden getragen viele brennende Kerzen und 44 die nicht angezündet waren mit ungarischen Gulden reich besteckt, daß in Summa auf 1000 Gulden gewesen.

Zu dem ersten Opfer ist gegangen zuvörderst der König und hat getragen eine Kerze, mit Gulden reichlich besteckt, und danach des Königs von Neapel Sohn, danach Herzog Christoph von Bayern, desgleichen des Pfalzgrafen, Herzogs Ernst von Sachsen ꝛc., Herzogs Ludwig und Herzogs Otto von Bayern Botschaften, die haben alle geopfert Kerzen mit Gulden besteckt.

Danach sind gegangen in solcher Weise, der Legat, der Herzog von Calabrien, der Venediger und des Herzogs von Ferrara Botschaften und danach der Tuschigenisch(?) und der Schatzmeister.

Zum andern Opfergang ist es gleich also gehalten worden, ausgenommen, daß der Erzbischof von Neapel, Herzog Victorin, Herzog Friedrich von Liegnitz zu dem letzten Opfer auch gegangen sind.

In der Kirche haben gestanden des Pancratz Weyda Diener, alle in Schwarz gekleidet und hatte ein Jeder in seiner Hand eine brennende Kerze, daneben auf einem Tische standen zwei silberne Schüsseln voll ungarischer Pfennige, da ist Kieß Thomas vor den Dienern in der Kirche herum ge-

gangen und hat auf jeden Altar, da man Meſſe las, eine Handvoll Pfennige gelegt und 2 große Kerzen. Alſo iſt er zweimal in der Kirche herumgegangen, ſo iſt an Pfennigen geopfert für 200 Gulden, alſo daß die Summe des Opfers 1200 und etliche Gulden betragen hat.

Vor der Bahre zunächſt hat man getragen ein Banner an einem Spieße, man hat es nach dem letzten Opfer im Chor zerriſſen und die Trümmer zu der Bahre geworfen.

Die Stühle im Chor, darin der König und die Herrn ſtanden, waren alle überzogen mit ſchwarzen neuen ganzen Tüchern, desgleichen vor dem Hochaltar, da der Prieſter ſtand: alſo nahm das Amt und das Opfer ein Ende.

Am 8. Tag nach dem heiligen Chriſttag (1. Januar 1477) iſt der König von Ungarn mit den Fürſten und der Venediger, auch andern Botſchaften vom Hofe ausgefahren und geritten mit einer großen Menge ungariſcher Herren, Ritter und Knechte gen Unſerer Frauen in die Kirche und hat da das Amt gehört.

Danach iſt S. Gn. eingezogen in die Burg und hat diesmal auf dem Palaſt gegeſſen mit ſammt der Königin, den Fürſten und Fürſten Botſchaften und Andern. Die Tafel ward beſetzt wie zuvor geſchehn und ſonſt war die alte Ordnung gehalten, ausgenommen, daß des Königs von Neapel Sohn nicht da war, ſondern der Legat, Biſchof von Erlau an ſeiner Stelle ſaß.

An die Tiſche kamen die von Siebenbürgen und thaten mit andern Städten gar köſtliche Geſchenke der Königin mit ſilbernen und übergoldeten Köpfen, Gießfäſſern und Becken, 39 Stück, und 6 ſchöne Hengſte.

Der Vogelweider ſchenkte dem König drei Bärenfelle, die größer und ſchöner waren, als ich je geſehn und kamen aus Reuſſen (Rußland).

Nach dem Eſſen iſt man gegangen aus dem Palaſt in die große Stube und hat da getanzt.

Des Pfalzgrafen, Herzogs Ernst zu Sachsen, Herzogs Ludwig und Herzogs Otto von Bayern Räthe thaten die ersten Tänze, danach Herzog Christoph und zuletzt tanzten der König und die Königin zusammen, danach gab der König auf die Nacht Jedermann Urlaub."

Soweit die Berichtserstatter.

Gedenken wollen wir noch, daß Churfürst Ernst den sächsischen Gesandten 200 Gulden zur Bestreitung des Aufwandes bei der Hochzeit und zugleich ein Schmuckstück, „ein Heftel" übersendete, welches sie der Königin als Hochzeitsgeschenk „von unser wegen," übergeben sollten.

Johann Keppler. 1628.

Johann Keppler, der berühmte Aſtronom (geb. 1571 † 1630) theilte das Schickſal vieler großen Männer, die ihr der Wiſſenſchaft gewidmetes Leben in Noth und Bedrängniß verbrachten. Einen Beweis dafür liefert uns ein eigenhändiges Schreiben deſſelben an den Churfürſten von Sachſen Johann Georg I., welches der churſächſiſche Rath und Agent am kaiſerlichen Hofe, Friedrich Lebzelter, aus Prag d. d. $\frac{1}{11}$ März 1628 einſendete und mit folgenden Worten begleitete: „Es hat der vortreffliche weltberühmte kayßerliche Mathematicus Johann Keplerus mir vor etlichen Tagen hiebei verwahrte an Ew. Churf. Durchl. lautende unterthänigſte Supplication, neben dem darzu gehörigen, von ihm unlängſt außgegangenem Buch zugeſtellt und mich erſucht, Ew. Churf. Durchl. ſolches zu überſenden und dabey für ihn unterthänigſt zu bitten, damit er darauf gewiehrige gnedigſte Reſolution erlangen möge. Wann er dann nicht allein ſeiner vortrefflichen Kunſt und Geſchicklichkeit halben, über alle maßen berühmt, ſondern auch, wie er bei menniglich das Zeugnüs, ein gar erbarer, aufrichtiger und der rechten Evangeliſchen Religion eyferig zugethaner Mann, Als habe ich ſeinem Begehren nach, ſolches hiermit verrichten und Ew. Churf. Durchl. gehorſambſt bitten wollen, Ihme ſoviel ſeyn kann, mit gewiehriger gnedigſter Reſolution verſehn zu laſſen."

Kepplers Schreiben ſelbſt lautet dahin:

„Durchlauchtigſter, Hochgeporner Churfürſt, Gnädigſter Herr. Ew. Churf. Durchl. ſeind mein underthänigſte arme Dienſte bevor.

Gnädigſter Herr. Die Römiſche kay. Mt. mein aller-

gnädigſter Herr, haben mir vor 3 Jahren allergnſt anbefehlen laſſen, zwey damahlen von Mir proponirte aſtronomiſche Werkhe in offentlichen Druck zu bringen, und zu Außrichtung der Druckher notdurften Mir bey 6000 fl. meines alt Rudolffiſchen Ausſtandes auß den Amptern par zu reichen verordnet. Weil aber Ich allain den dritten Thail der angeſchafften Summen bekhommen und ſollicher ohne das mein ainiges Hauptgut geweſt, alſo hab Ich auch nur das aine Werkh, nämlich tabulas Rudolphi, daran ich ſelber in die 26 Jahr gearbeitet, verfertigen khönnen. Und deſſen etliche wenige exemplaria zu verſchienen neuen Jahr mit Mir nacher dem kay. Hoff gebracht: darvon eins Ew. Churf. Durchl., als einen Mächtigen Hochberühmten Befürderer gutter Kunſten, Ich hiermit in Underthänigſter Demuth präſentire, gehorſamiſt bittend, E. Churf. Durchl. geruhen dieß ringfuegig Präſent und erzaigung meiner underthänigſten affection zu Churf. Gnaden an und auffzunemen, auch Dero Gelehrte darüber zu vernemen, und dieſelbige zu Durchleſung deſſelben und anmerkhung derer Erraten gnſt anzuhalten, damit ſolche verpeßerung, zu Befürderung der Kunſt, dem Werkh nachmahlen beygefügt werden möge.

Anlangend das anderte Werkh, Observationum Tychonis Brahe, daran ich anderſt nichts gearbeitet, den das das Ich deſſelben dieſe Zeitt über ein getreuer Huetter geweſt, Bericht Ew. Churf. Durchl. Ich ferners, das weil ſelbiges auch ſolte gedruckht und hierdurch auf die Nachkhommen erhalten werden: Und aber der Röm. Kay. Mt. General über Dero Kriegsarmada, H. Hörtzog zu Fridland zu Gemüth geführet, das die Statt Nürnberg 1625 durch ſein untergebenes Volckh, ſo damahlen ſich Iren Underthanen genehert, verhindert worden, das Sy Irer Kay. Mt. mit Darleihung der allergnſt an Sy begehrten 3966⅔ fl. zu meiner Hand, nit wilfahren khönden,* ſondern gegen Irer

* Darüber klagt Keppler auch in einem Briefe an Petr. Crugerus aus Linz den 1. Mai 1625 ſ. Epistolae ad Joa. Kepplerum etc. 1718ep

Kay. Mjt. entſchuldigen müßen, dadurch auch beſagte Werkh dieſe Zeit über ungedruckht vorligen pliben: als hatt ſein Fürſtl. Gnad Sich erbotten, Mir zu nochmahliger Außfertigung dieſes Werkhs eine geraume Zeit in Dero neulich angetrettenem Fürſtentumb und Statt Sagan gnädig zu vergunnen, auch auff Durckhernotturfften etwas ergäbiges zu ſpendiren: Wölche fürſtliche Gnad Ich mit allain darumb nit ausſchlagen ſolle, dieweil anderwärtz und ſonderlich die Landſchafften Heſſen und Wetterau, dahin ich mich vermittelſt Irer K. M. Erlaubniß eine Zeitlang zu begeben und derer ſelbiger Orten führenden Druckhereyen auch beider Herrn Landgraven, H. Georgen und H. Philips zugeſagten fürſtlichen Schutzes und Hülffe, Mich behelffen fürhabens geweſt, jetziger Zeitt mit Kriegsvolk belegt; ſondern auch darumb, weil Ich durch die angebottene gelegenhait zu Sagan in Irer Kay. Mt. Erblanden verpleiben und die beſagte observationes in denſelben zu Irer Kay. Mt. mehreren Rhum, ans Licht bringen kan: Zu wölchem Reſpect Ich nit allain wegen meiner in ſo vil Jahr continuirten Kay. Dienſten, ſondern auch wegen Irer Kay. Mt. Mir allerneuligſt Deputirten und erneuten Kay. miltreichſter compensa und Gnad auffs ſterklichſt verpunden bin.

Demnach aber die jetzige ſchwäre Laüffe, auch an beſagtem Ort allerhand Ungelegenhaiten per consequentiam verurſachen, und Ich ſampt meinen Angehörigen in dieſer Mir noch zur Zeitt ohne das gantz unbekanter refier über nacht auffgetrieben und meinen Fuß noch weitter zu ſetzen genötigt werden möchte, alſo gelangt ferners an Ew. Churf. Durchl. mein underthänigſtes Bitten, die geruhen Mir bey dieſer meiner noch immer fort continuirender Wanderſchafft und darbey habenden Sorgfaltigkhaitt, ſovil Troſts zu vergunnen

CCXCVII p. 478. Eine neue Ausgabe der ſämmtlichen Werke Kepplers, welche auch ſeinen Briefwechſel mit enthalten ſoll, erſcheint ſeit 1848 unter dem Titel: Joannis Kepleri astronomi opera omnia ed. Ch. Frisch. Francf. ad M. et Erlangae.

und Dero belieben zulaſſen, das ich als dan und wann es nit anderſt ſein wolte, mein ſicheres refugium und unverwehrte Unterkunfft mit Weib und Kindern in Dero benachbarten Landen haben und darmit zumahl auch dasjenige was Ich anjetzo durch offentlichen Druckh an Tag bringe, bey Dero löbl. Univerſiteten Witteberg oder Leipzig, dermahlen eineſt auch mündtlich zu Beförderung der Kunſt dociren möge. Ew. Churf. Durchl. Mich hierüber zu gnädigſter Gewerung underthänigſt empfehlend. Praag den $\frac{1}{2}\frac{8}{8}$ Februarii a. 1628.

Ew. Churf. Durchl.
underthänigſter und gehorſamſter
Der Röm. Kay Mt. auch Landt
in Oeſterreich ob d. Ems Mathematicus
Johan Keppler."

Leider ließ der Churfürſt das Anerbieten Kepplers, ſich auf eine ſächſiſche Univerſität zu wenden, unbeachtet, wie wir denn überhaupt keine Antwort finden.

Mehr Berückſichtigung hatte ſich Kepplers berühmter, von ihm in ſeinem Schreiben erwähnter, Fachgenoſſe, Tycho de Brahe zu erfreuen. Wir finden ein Reſcript des Adminiſtrators Friedrich Wilhelm Herzog zu Sachſen, der die Vormundſchaft über den unmündigen Churfürſten Chriſtian II. führte, vom 15. November 1598 nachſtehenden Inhalts: „Nachdem in Unſerer nächſten Anweſenheit zu Dresden, ein Däniſcher von Adel, Tycho Brahe genannt, uns und unſern geliebten jungen Vettern und Pflegebefohlnen zwei Bücher von der Aſtronomie unterthänigſt verehret, als haben wir ihme dagegen mit einer guldenen Kette und ihr anhangenden Contrefei beſchenken laßen, welches beides beſags Urban Schmeißers übergebenen Zettel 130 fl. 19 gl. koſtet."

Aus dem Leben eines Cavaliers im 17. Jahrhundert.

Ein uraltes, weitverbreitetes Rittergeschlecht ist das derer von Nostitz: auf zahlreichen, in der Familie zum Theil seit Jahrhunderten vererbten Stammgütern waren sie zumeist in den Lausitzen gesessen: ihre dortigen Besitzungen allein würden, wären sie in einer Hand vereinigt, manches souveraine Fürstenthum an Größe übertreffen:* die den Grundbesitz dem Geschlecht sichernden Familienverträge sind aber mit den Pergamenten, welche sie enthielten, zerfallen, die Stammgüter in andere Hände übergegangen. Weniger, als andere Adelsfamilien Sachsens, haben sich die Nostitz dem eigentlichen activen Hofdienst zugewendet: im Staatsdienst aber brachten es mehrere zu den höchsten Ehrenposten, hat doch unsere Generation drei ausgezeichnete Glieder dieses Stammes als sächsische Staatsminister gekannt: vorzugsweise entsprach jedoch dem ritterlichen Sinne des Geschlechts das Waffenhandwerk und wir finden daher die Nostitz sowohl in Sachsens als Preußens Heeren zahlreich vertreten: zu den vielen wackern Kriegern, die dem Stamm Ehre brachten, haben wir denn auch den bekannten Karl von Nostitz zu zählen, dessen Leben, romantische Fahrten und Thaten in den Kämpfen gegen Napoleon das Buch „Karl von Nostitz Leben und Briefwechsel" so anmuthig erzählt.**

Hitzköpfe aber waren sie, das mögen wir nicht in Ab-

---

* s. v. Uechtritz: Diplomatische Nachrichten adlicher Familien Th. I. S. 123 u. f. Die Literatur über die v. Nostitz s. bei Weinart: Literatur der sächs. Geschichte und Staatskunde Th. II. S. 596 u. f.

** s. a. hier N. F. Th. I. S. 356 Note 10.

rede ſtellen, die alten Herren von Noſtitz, gleich bereit drein zu ſchlagen mit dem Schwert, zumal wenn ihr leicht gereiztes Ehrgefühl ſich für gekränkt erachtete, ohne Rückſicht darauf, wie groß die Zahl der Gegner war, ob Mann gegen Mann ſtand oder Einer gegen Drei! Beim Durchblättern der zahlreichen Acten, insbeſondere über „die Raufhändel" in den Lauſitzen, ſind uns mehrfache Belege dafür aufgeſtoßen. Wie aber zu Zeiten in den Familien einzelne Individuen auftauchen, welche die verſchiedenen Eigenſchaften der Mehrzahl ihrer Vorfahren reproduciren, gleichſam einen Extract des Geſchlechtscharacters der Vorzeit darſtellen, ſo ſcheint um die Mitte des 17. Jahrhunderts in dem Freiherrn Johann Chriſtoph von Noſtitz all das heiße, raſche, lebensluſtige, ritterliche Blut des ganzen Geſchlechts ſich vereinigt zu haben. Wir glauben ihm um ſo mehr einige Blätter widmen zu können, als die Nachrichten, welche wir über ſein Leben, ſeine Handlungen und ſein blutiges Ende gefunden, zugleich den Character ſeiner Zeit bezeichnen und eigenthümliche Schlaglichter auf die damaligen Zuſtände werfen: wir geſtatten uns zugleich, wie ſchon früher öfters, die Freiheit, in den Rahmen des Hauptbildes einige andere Schildereien aus jener Zeit mit einzureihen.

In ſeiner Jugend ſchlug Johann Chriſtoph zu ſeiner Ausbildung den Weg ein, den reiche junge Adlige ſchon damals zu verfolgen pflegten: er beſuchte zunächſt die Univerſität, um die Rechte zu ſtudieren: wollen wir aber aus ſeinen ſpätern Handlungen rückwärts ſchließen auf die Art ſeiner Studien, ſo müſſen wir entweder annehmen, daß die Profeſſoren, bei denen er hörte, manche Capitel des Civil- und Criminalrechts, z. B. das über die Selbſthülfe, überſchlagen haben, oder daß der Studioſus bisweilen den Beſuch der Reitbahn und des Fechtſaales dem der Collegien vorgezogen habe. Nach beendigtem academiſchen Curſus trat unſer Held große Reiſen an. Naturſchönheiten in Gebirgen zu bewundern, die Schweiz, Tyrol, mit dem rothen Bädecker in der Hand zu durchwan-

dern, war im 17. Jahrhundert noch nicht Sitte,* ja es würde auch eine Reise, wie wir sie jetzt mit allen Bequemlichkeiten und Comforts in wenigen Sommerwochen vollenden, damals kaum zu den Möglichkeiten gehört haben. Als Beleg, wie wenig man noch zu Ende des 17. Jahrhunderts daran denken konnte, eine Gebirgsreise zum Vergnügen zu unternehmen, mit welchen Beschwerden und Gefahren sie für den verbunden war, der durch die Nothwendigkeit gezwungen ward, die Grenzgebirge nach Italien zu überschreiten, fügen wir einen Auszug aus einem Briefe bei, den der Bruder des Geh. Raths Christoph Dietrich Bose d. J. dem Letztern aus „Feldkirch zwischen Bregentz und Coire" den 6. August 1696 schrieb; er meldet darin:

„Hier sind wir nunmehr zwischen Himmel und Bergen und zwar solchen Bergen, welche den Schwarzwäldischen als die Kameele den Mücken gleichen, sehe ich vor mich, so finde ich noch alles mit Schnee bedeckt und scheint fast unmöglich zu sein, diese grausamen Gebirge zu passiren ꝛc.: neben mir finde ich ein gewisses Geschöpf von Menschen, welche man Grasbinder nennt und die damit den Schweizern sehr nahe verwandt sind. Diese Leute sind capabel einem armen etranger mit ihrem continuirlichen Geplärr das Ohr wund zu machen und obschon ihr discurs von nichts ist, als wie die Kühe am besten zu melken sind, welche die beste Milch geben und wie man gute Käse machen soll, so sind sie doch persuadirt, es könne nichts Divertissenteres geben, als ihre Kuhmelkerkunst zu lernen, mag mich also hinwenden wo ich will, so finde ich nichts, was mich vergnügen kann, es wäre denn der schöne Himmel, welchen ich über mir sehe. Wir sind hier an dem miserabelsten Orte der ganzen Welt und wenn mir nicht Jeder, der mir begegnet, fast mit einem Eide bekräftigte, daß hinter diesen monstreusen Hügeln das ange-

* Die Reisebriefe eines Hofmeisters 1671—73 bei Bülau, geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Th. 12. S. 376 u. f. möge man hierzu vergleichen.

nehmste Land der ganzen Welt verborgen läge, so wäre es kein Wunder, wenn ich längst desperat geworden. Gleich jetzo bricht meine Bagage von hier auf, geht heute bis Coire und morgen bis Nisa, woselbst alle Wagen zerschlagen und nebst andern dabei befindlichen Sachen 4 Tagereisen weit auf Pferden (dafür ich von jedem 6 fl. zahlen muß) getragen werden müssen ꝛc. Wir haben von hier aus 5 Tage auf- und 2 Tage abwärts zu steigen, ehe wir diese unersteiglichen Klippen hinter uns legen können." Der Briefsteller schließt dann noch mit Klagen über die „hohlen Wege, in welchen es wegen der allzu nahen und hohen Bedeckung in 24 Stunden kaum 4 Stunden Tag sei" und über „die grausamsten praecipisse, die er mit Lebensgefahr auf einem Wege ungefähr 3/4 Ellen breit passiren müsse."

Aber auch fern von den Alpen, im Innern Deutschlands, ward noch zu jener Zeit das Reisen durch die grundlosen Wege zu einer wahren Marter. Der Hofjude Wertheimher, der, ein Rothschild seiner Zeit, im August 1698 eine eilige Geschäftsreise „per poste" von Wien nach Gotha machte, klagte in einem Briefe vom August 1698, daß er, obwohl er 10 Pferde vor seine Calesche spannen lassen und Tag und Nacht so schnell als möglich gefahren sei, doch erst am 11. Tage „mit Lebensgefahr des bösen Wegs halber," in Gotha habe eintreffen können. Etwa funfzig Jahre früher, als unser Held seine Reisen antrat, waren aber die Straßen keinenfalls in einem bessern Stande, die Annehmlichkeiten des Reisens nicht größer. Ein junger Cavalier pflegte daher hoch zu Roß, wohlgerüstet gegen Wegelagerer und von bewaffneten Dienern begleitet, aber gänzlich unbekümmert um Naturschönheiten, unter thunlichster Vermeidung aller Gebirgszüge, von einer Residenz zur andern zu reiten, an den zahlreichen Höfen der großen und kleinen Fürsten zu verweilen und die große Tour mit Paris zu schließen. So that denn auch jedenfalls Johann Christoph, so daß von ihm das kaiserliche Diplom vom 18. December 1668, durch welches ihm der Freiherrn-

titel verliehen ward,* besagen konnte: „daß er von Jugend auf aller adligen Sitten und Tugenden sich beflissen, sich nach absolvirten seinen studiis, um sich zu des Vaterlands Diensten mehreres qualificirt zu machen, ferne Königreiche und Länder besucht, und bei unterschiedenen König-, Chur- und Fürstlichen Höfen aufgehalten." Längere Zeit verweilte er auch in Wien und seine Verbindungen mit dem kaiserlichen Hofe kamen ihm nicht nur bei manchen spätern Verwickelungen zu statten, sondern verschafften ihm auch die Stelle eines der sechs der Augsburgischen Confession zugethanen Reichs-Hofräthe: er nahm jedoch nicht regelmäßig an den Geschäften dieser Behörde Theil, sondern besuchte die Sitzungen nur zeitweilig. Ein Schreiben des kaiserlichen Ministers von Waldendorf vom 11. December 1668 bemerkt von ihm, daß er „mit fürtrefflichen Qualitäten von dem Allerhöchsten begabt und begnadet sei, dergestalt, daß nicht zu zweifeln, wenn er seiner berühmten Capacität nach, zu Ihrer Maj. und des heil. röm. Reichs Diensten gebraucht werden sollte, er Denenselben und dem allgemeinen Wesen gar nütz- und ersprießlich gute Dienste werde leisten können." Der Briefsteller rühmt noch insbesondere „seine, sowohl in Reichs- als andern Staats- und Justitiensachen erlangte Experienz und Erfahrenheit."

Er kehrte dann in sein Vaterland zurück, wohlbekannt mit höfischer, feinerer Sitte, bereichert durch Menschenkenntniß und Erfahrung, bewandert in allen ritterlichen Uebungen, ein vollendeter Cavalier im Sinne der damaligen Zeit! Einem solchen konnten allerdings die damaligen socialen Zustände in den Lausitzen wenig Befriedigung gewähren: sie waren noch gewaltig roh! Der 30jährige Krieg hatte diese Provinzen

* Schon Otto v. Nostitz auf Heidersdorf bei Görlitz ward 1623 vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben, später Christoph von Nostitz auf Zschochau durch Diplom vom 5. April 1677. Georg Siegmund v. Nostitz, churfächs. Kammerherr und Gesandter ward unter dem Vicariat durch Diplom vom 12. August 1711 gegraft.

ebenso wenig als die Erblande, verschont; wie die Kriegsfurie in den geplünderten und verwüsteten Städten, den entvölkerten Dörfern das materielle Wohl zerstört hatte, so waren auch die kaum sprießenden Keime einer höhern geistigen Cultur wieder vernichtet worden. Mancher feste Rittersitz, manches der mit Wällen und Mauern umgebenen Schlösser, hatte wohl den Stürmen des Krieges widerstanden, allein viele Rittergüter waren gänzlich niedergebrannt und zerstört worden und die Neubaue, welche die Besitzer begannen, mußten beim Mangel von Capital, auf das Nothwendigste beschränkt werden: eine uns vorliegende Beschreibung eines solchen Wohnhauses und seiner Einrichtung belegt, daß der Rittergutsbesitzer kaum die Behaglichkeit genoß, die jetzt sogar ein ärmlicher Bauernhof bietet: ein niederes Parterrezimmer diente zum gemeinsamen Aufenthalt für Herrschaft und Dienerschaft. Da saß des Abends der Gutsherr mit seinen Gästen auf hölzernen Stühlen und Bänken bei einem Talglicht, aus zinnernen Kannen selbstgebrautes Bier oder von der Dame des Hauses selbstabgezogenen Branntewein* trinkend, während in der andern Ecke die Knechte putzten und arbeiteten: patriarchalisch mag man das nennen, behaglich war es gewiß nicht! Was half es übrigens den Besitzern entlegener Güter, wenn ihre Ställe, ihre Scheuern sich füllten, sie vermochten beim Mangel fahrbarer Straßen, bei den Hemmungen zahlloser Schlagbäume, Geleite ꝛc. ja kaum ihre Producte zu verwerthen: galt doch in Görlitz noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Gebrauch, das Fleisch nicht nach Pfunden, sondern

* Es war noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts üblich, daß der Ertrag aus dem Branntweinbrennen auf einem Rittergute der Hausfrau als Beitrag zum Nadelgeld zufloß. Wir entnehmen dies einem Briefe, welchen Frau von Bose an ihren Gemahl, den Geh. Rath, unter dem 4. October 1707 richtete, und worin es heißt: „das Branntweinbrennen ist der Weiber Einnahme an allen Orten und geht die Männer weiter nichts an, als daß sie Korn dazu geben: man frage nur die Frl. Muhme und Frau von Belau als erzkluge Wirthinnen.“ Diese „erzklugen Wirthinnen“ werden es dem Hrn. von Bose wohl bestätigt haben!

„nach der Hand" zu verkaufen, es kam ja auf ein Paar Pfund ab oder zu nicht an! Solchen äußern Zuſtänden entſprach denn auch der Grad der Bildung eines damaligen Landjunkers, wenn er, wie die Mehrzahl des ärmern Landadels, Zeitlebens nicht von ſeiner Scholle gewichen war: in der äußern Politur ſtand er wohl kaum über einem jetzigen „gebildeten Hausknecht" und ſein geiſtiger Horizont überſchritt kaum die Zäune ſeines Gutes. In dieſem Mangel höherer Bildung, friſcher geiſtiger Regſamkeit, möchten wir auch einen Grund finden, für die damals, wie noch lange ſpäter, allgemeine Verbreitung des Laſters des Trunks: denn womit ſollten denn die Herren, wenn ſie zuſammenkamen und das Capitel der Kornpreiſe und Viehzucht erſchöpft war, ſich unterhalten als mit der Flaſche? Geſellig und gaſtfrei war man aber damals allerdings mehr wie jetzt: die Adelstänze, welche früher den Adel einer ganzen Provinz zu vereinigen pflegten, waren zwar unter den Drangſalen des 30jährigen Krieges eingegangen,* indeſſen erſetzten dieſe geſelligen Vereine häu-

* Nur in Delitzſch hatte ſich die Sitte bis in ſpätere Zeiten erhalten (Haſche, diplomatiſche Geſchichte Dresdens Th. I. S. 404. Schumann, Lexicon von Sachſen Th. I. s. v. Delitzſch S. 650). Wie es aber dabei bisweilen zugegangen ſein mag, kann man aus den „Artikeln des adeligen Tanzes zu Delitzſch ſo jährlich auf Petri Pauli gehalten wird" (Curiosa Saxon. 1764 S. 77) vom J. 1606 entnehmen: es heißt darin u. a. „Vors Sechſte ſoll auch Jeder im Tanze ſich züchtig und ſittig halten, nicht Mantel abwerfen, laufen noch ſchreien, Frauen und Jungfrauen auch nicht abreißen oder ſonſt unhöflich und unziemlich gegen ihnen mit Geberden oder Reden ſich gebahren oder erzeigen, ſich auch nicht verdrehen, noch dergleichen Ueppigkeit beginnen, viel weniger auch Einer dem Andern den Vortanz nehmen oder ſonſt am Tanze einſpringen oder andere Leichtfertigkeit gegen den Frauenzimmer gebrauchen, als mit Hauben abreißen oder dergleichen." Ferner „Vors Neunte: Es pfleget auch die ungehaltene freche Jugend ſich des Nachts mit der Wache zu ärgern, welche Frieden zu erhalten und Unglück zu verhüten angeordnet, derentwegen ſoll der, welcher die Wachen anlaufen und beunruhigen wird, ungeachtet er darüber zu Unglück käme, 10 Thlr. Strafe unnachläſſig abtragen und erlegen." Dieſe Anordnungen betrafen nur die Herrn Tänzer, allein auch die adligen Damen mochten

sige Besuche der Nachbarn, größere Zusammenkünfte bei Jagden, Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen: dem Lausitzer Adel boten auch die vierteljährlichen Landtage eine erwünschte Gelegenheit zum Zusammentreffen. Mochten nun aber gesellige Zwecke oder Geschäfte die Herren zusammenführen, immer war unmäßiges Trinken ebenso unvermeidlich als Vielen unentbehrlich:* es hätte aber dem Feste die rechte Weihe gefehlt, wäre es nicht dabei zu einem tüchtigen Raufhandel gekommen: dabei bediente man sich aber nicht unritterlicher Weise der Bankbeine, (obwohl uns auch einige solche Fälle vorgekommen) nein es hieß Flamberge au vent! Man focht entweder gleich im Trinksaale oder vor dem Hause die Sache

---

wohl auf dem Rathhause zu Delitzsch, wenn das aus dem Rathskeller zu entnehmende Bier, „Kuhschwanz" genannt, ihnen zu Kopfe gestiegen, wunderliche pas gemacht haben, denn der 11. Artikel lautete wegen derselben also: „Ob auch wohl nicht vermuthlich, daß ein adeliges ehrentugendsames Frauenzimmer sich ungebuhrlich und verweislich erzeigen sollte, dennoch aber, weil es leider notorium und die Erfahrung gibt, daß sich auch zu Zeiten hin und wieder wilde, freche und ungeberdige Jungfrauen finden, als sollen dieselben hiermit verwarnt sein, ein jeder ehrliche Vater und Freund seine Tochter und Freundin dahin ermahnen und anhalten, daß sie sich auf diesem Tanz eingezogen, still und zuchtig verhalten und allen Uebelstand gänzlich vermeiden, mit den Mannspersonen kein Gereiz, Zäcken und überflüssig Gewäsch halten und andern adeligen ehrentugendsamen Frauenzimmer bös Exempel geben und die liebe Jugend ärgern. Sollte aber über Zuversicht, eine oder die andere sich unziemlicher Weise erzeigen, die wird und soll billig, wenn kein Ermahnen noch Warnen helfen wollte, andern zur Abscheu durch gebührende Mittel abgeschafft und nicht geduldet werden."

* Im Jahre 1700 ward eine Steuerrevision unter Zuziehung ständischer Abgeordneter in Dresden gehalten: bei dieser Gelegenheit hat, wie es in einem Briefe Carl Christian von Reitzschütz's an den Grafen von Beichling heißt, „der Statthalter Fürst von Fürstenberg am vergangenen Dienstag sämmtliche Herrn Deputirte, so der Steueruntersuchung beiwohnen, vom Größten bis zum Kleinsten des Mittags bei zwei Tafeln tractirt, da es dann so scharf hergegangen, daß theils von denselben unter die Tafel gefallen, theils bei Tafel eingeschlafen, theils auch was sie etwan Gutes genossen, wiederum in loco zurückgelassen worden."

aus, oder die Gegner ſetzten ſich, wenn ſie noch das Roß zu beſteigen vermochten, in den Sattel, ſprengten hinaus in das Feld und ſtachen und ſchoſſen zu Pferde aufeinander los, bis einer herabſank. Ein kleiner Aderlaß, eine nicht tödtliche Verwundung kamen natürlich gar nicht in Betracht, die Gegner reichten einander die Hände und kein Menſch nahm weiter Notiz davon. Blieb aber einer der Kämpfer auf dem Platze, ſo jagte der Andere über die Grenze nach Böhmen, bis etwas Gras über die Sache gewachſen, bis ſeine Familie ſich mit den Anverwandten des Gebliebenen verglichen: die Juſtiz hatte er in der Regel am wenigſten zu fürchten: unaufgefordert ſchritt ſie gewiß nicht ein und war ja einmal die Einleitung einer Unterſuchung, die Einholung eines Urthels nicht zu umgehn, nun ſo waren, wenn der Schuldige ein vornehmer Herr war, Publicirung des Erkenntniſſes und deſſen Vollziehung zwei ſehr verſchiedene Dinge, die keineswegs eins aus dem andern folgten!

Aber das ſchöne Geſchlecht, was trieb es denn während die Männer ihren Kohl bauten, jagten, tranken und ſich rauften? Darüber geben unſere Acten, die hauptſächlich aus Criminalacten beſtehn, (wir mögen daher ſagen glücklicher Weiſe) keine erſchöpfende Auskunft. Daß die adligen Fräuleins und Frauen den Männern an Bildung überlegen geweſen, können wir kaum vermuthen, fehlte es doch ihnen an jeder Gelegenheit, ſich Erziehung, Wiſſenſchaft anzueignen, ſich über den Kreis des Gewöhnlichſten zu erheben, war ihnen doch jede Wiſſensquelle verſchloſſen, ja ſie werden nicht einmal den Trieb gefühlt haben, ſich mit andern als wirthſchaftlichen Angelegenheiten zu beſchäftigen, wenn ſie wahrnahmen, daß jedes andere höhere Streben von den Männern geringgeſchätzt, wohl gar behohnlächelt wurde. Sie wirthſchafteten alſo wacker im Hauſe, in Küche und Keller, klimperten vielleicht, wenn ſie einen romantiſchen Drang hegten, etwas auf einer verſtimmten Laute, waren fleißig am Spinnrocken und wenn ſie zuſammenkamen, ſo ſprachen die Frauen, wie ſie es ſeit der

Sündfluth gethan und bis zum Untergang der Welt thun werden, „et ab hoc et ab hac et ab illa," d. h. auf gut deutsch, sie klatschten! Romane konnten die Damen wenigstens nicht in solchen Massen als unsere Jugend lesen, erstens weil die Zahl derselben damals eine sehr geringe und keine Leihbibliothek vorhanden war, die sie zu Tausenden lieferte und zweitens, weil wohl sehr viele der Schönen es in der schweren Kunst des Lesens wohl nicht viel über das Buchstabieren einer Hauspostille gebracht hatten: mit der Schreibekunst stand es schwerlich besser und so mußte sich denn die damalige Generation insbesondere auch ohne Schriftstellerinnen elendiglich zu behelfen suchen, in jener zwar nicht „Kaiser" aber „Blaustrumpf"losen, schrecklichen Zeit! Diese Calamität schloß aber nicht aus, daß bisweilen ein Roman gespielt ward und wir wollen denn ein uns actenkundig vorliegendes Liebesabentheuer aus der Lausitz hier um so weniger verschweigen, als es beweist, daß selbst die Drangsale des 30jährigen Krieges, in dessen Zeit es fällt, doch nicht alle Romantik zu verdrängen vermocht hatten, weil nun einmal, wie Ovid sagt, „Omnia feminea sunt ista libidine mota:" führt doch überdies die darin auftretende Hauptperson einen Namen, den gegenwärtig eine Linie der Familie von Nostitz dem ihren beigefügt hat.

In der Hauptsache ist es allerdings nur die alte Geschichte, die aber ewig neu bleibt. Er liebte sie und sie liebte ihn, zwischen die verbundenen Herzen aber trat hier nicht, wie in einem gewöhnlichen, normalen Roman in drei Bänden, der etatmäßige, starrsinnige Vater oder tyrannische Vormund, sondern — die Mutter der Schönen. Die verwittwete Frau von Rechenberg, Elisabeth, geb. Freiin von Schellendorf, zu Buhrau in Schlesien, hatte eine schöne Tochter, Anna Margaretha: Hans von Wallwitz, der Sohn Nikels von Wallwitz, auf Straupitz, dessen Mutter eine Schwester der Frau von Rechenberg war, war nicht nur ihr Vetter, sondern auch ihr Geliebter. Er bewarb sich um ihre Hand

und, wie er später behauptete, fand die Verlobung statt: Frau von Rechenberg stellte dies aber bei den spätern Streitigkeiten entschieden in Abrede, indem sie versicherte, sie habe, als Wallwitz um ihre Tochter geworben, „solches zu recusiren hochwichtige Ursache gehabt und solches mündlich und schriftlich angedeutet, sie werde nie einwilligen," indem sie energisch hinzufügte „vielmehr wollte, daß meine Tochter nie geboren, als daß ich dergleichen Ehestand an ihr erleben sollte." Sei dem wie ihm wolle, gewiß ist, daß Hans von Wallwitz zu Anfang des Jahres 1638, in dem unsere Geschichte spielt, sich aller Hoffnung beraubt sah, die Mutter seiner Geliebten in Güte zur Erfüllung seiner Wünsche zu bewegen. Der Grund ihrer Weigerung war derselbe, der damals ganz Deutschland spaltete und mit blutigem Kampfe erfüllte, die Verschiedenheit der Confession, Wallwitz war katholisch, Frau von Rechenberg, nebst den Ihrigen, protestantisch. Wallwitz suchte denn schließlich, da alle seine und seiner Verwandten Bemühungen vergeblich blieben, den harten Sinn der Frau von Rechenberg zu beugen, nach andern Mitteln, er dachte wie der Erlkönig,

Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt,

und entschloß sich zur Entführung, ein Vorschlag, auf den auch seine Geliebte einging, die ihn sogar, wie er versicherte, „mit flehendlichen Bitten" deshalb bestürmte. Alle Vorkehrungen wurden getroffen. Trotz der Weigerung der Frau von Rechenberg, Hans von Wallwitz als ihren Schwiegersohn anzuerkennen, hatten doch die nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse eine gänzliche Entfremdung der beiden Familien verhindert und wenn auch für Hans v. Wallwitz die Thore des Schlosses zu Buhrau sich nicht öffneten, so hatte doch sein Bruder, Sebastian, dort Zutritt. Dieser fand sich daselbst am 30. April 1638 mit Andreas Bartzsch aus Freiberg ein, „sub praetextu aller Freundschaft." Nach der Mahlzeit zog sich die Mutter zurück und Anna Margarethe blieb mit den Gästen allein: sie benutzten den günstigen Moment, eine vertraute Dienerin schloß sich ihnen an und alle vier eilten einem Ver-

ſteck zu, in dem raſche Pferde und zehn Reiter nebſt einem Corporal ihrer harrten. Fort ging die Reiſe! fort nach dem feſten Schloſſe Klitzſchdorf, welches dem Freiherrn Wolf von Schellendorf, einem Oheim des Liebespaares gehörte. Die Flucht konnte aber nicht lange unbemerkt bleiben, Frau von Rechenberg bewaffnete, ſobald ſie deren inneward, ihre Diener, rief ihre Unterthanen zur Hülfe und zog, eine courageuſe Dame wie ſie war, an der Spitze der Schaar zur Verfolgung aus. Die Spur war leicht gefunden, vor Klitzſchdorf angekommen, fanden die Verfolger aber die Zugbrücken aufgezogen und Frau von Rechenberg mußte ſich, „weil das Haus ſehr feſt, auch etliche Mal Feuer herausgegeben ward, im äußerſten Herzeleid zurück begeben.“ Dieſes Herzeleid klagte Frau von Rechenberg nun dem Churfürſten von Sachſen, Johann Georg I., den ſie unter Schilderung des Vorganges bat, er „möge dem raptori bei Lebensſtrafe und Verluſt ſeiner Lehen und Forderungen in churfürſtlichen Landen aufgeben, die Tochter ſofort zu verabfolgen, auch dem Wolf von Schellendorf, ihrem leiblichen Bruder, aufgeben, die Tochter aus Klitzſchdorf auszuliefern.“ Der Churfürſt ging auf den Antrag ein und erließ an den Landvoigt der Oberlauſitz unter dem 7. Mai 1638 den Befehl, er ſolle, „da dies eine verbotene hochſträfliche That,“ Wolf von Schellendorf, deſſen Dörfer zum größten Theil in der Oberlauſitz gelegen, „bei Verluſt aller und jeder habender Lehn und Anwartung alsbald ernſtlich anbefehlen, daß er gemeldetes Fräulein von Rechenberg auf ſeinem Hauſe Klitzſchdorf keineswegs aufhalten, ſondern ungeſäumt an das Ort, do ſie entführt worden, verſchaffe und mit beſorgender Trauung oder ſonſten nichts Unverantwortliches fürgehn laſſen ſolle.“ Ein gleicher Befehl erging wegen der Brüder von Wallwitz an den Landvoigt der Niederlauſitz, mit der Anordnung, „daß ſie das Fräulein zurückſtellen und ſelbſt an einem gewiſſen Tag, ſo ihnen zu benennen, im Ober Amt erſcheinen und von dieſem ihren Beginnen Rede und Antwort geben ſollten:“ beigefügt ward noch „do ſie auch

ſich einſtellen, werdet ihr ſie in Arreſt behalten, oder im Fall ihres ungehorſamlichen Außenbleibens in Geheim Beſtellung machen, ob man ſich ihrer in andere Wege bemächtigen könne und wenn ſolches geſchehn, uns davon zu fernerer unſerer Verordnung unterthänigſten Bericht einſchicken." Die Gebrüder von Wallwitz zogen es vor, im Oberamt nicht zu erſcheinen, ſendeten aber ein Schreiben ein, worin ſie ſich zu rechtfertigen ſuchten und darauf bezogen, daß der Ort der That, Buhrau, nicht unter churſächſiſcher Hoheit, ſondern in Schleſien liege und die Sache bereits vor der dortigen competenten Behörde, dem biſchöflichen Conſiſtorio zu Breslau, anhängig ſei. Auch der Freiherr von Schellendorf lehnte jede Verantwortlichkeit ab: er behauptete, Sebaſtian von Wallwitz ſei mit dem Fräulein in ſeiner Abweſenheit nach Klitzſchdorf gekommen, ihn gehe die ganze Angelegenheit nichts an, indem er beifügte, „wollte noch wünſchen, daß ich damit nichts zu ſchaffen haben dürfte." Dies ſchien auch Churfürſt Johann Georg zu wünſchen, denn er erließ unter dem 21. Mai 1638 ein Reſcript, man ſolle „mit dem Verfahren gegen Schellendorf und Wallwitz in Ruhe ſtehen." Weiteres erſehn wir nicht, wiſſen alſo auch nicht, ob das unternehmende Liebespaar glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen iſt; wir wenden uns daher wieder zu unſerm Freiherrn von Noſtitz zurück.

Klug und welterfahren wie er war, wußte er ſich mit den ſocialen Zuſtänden ſeiner Heimath, wenn auch nicht vollſtändig zu befreunden, doch auszuſöhnen, ihnen anzuſchließen, auf eine Weiſe, die ihm zahlreiche Freunde erwarb, allein ſein heißes Blut verwickelte ihn auch in eine Menge Streitigkeiten, die er mit dem Schwerte auszufechten am geneigteſten war. Wir finden eine ganze Reihe von Zweikämpfen, die er beſtand, aus denen er aber, bei ſeiner Geſchicklichkeit in Führung der Waffen, immer unverletzt hervorging. Am 3. September 1661 trat er in Michel Ewalds Gaſthaus zu Bautzen ein, wo mehrere ſeiner Freunde beim Becher ſaßen, denen er die

Hand bot und sich beigesellte. Einen der Zecher aber, Hans Heinrich von Luttitz, der bei der churfürstlichen Leibgarde stand, hatte er übersehn: dieser, schon etwas angetrunken, trat an ihn heran und fragte, „ob er es aus Verachtung gethan, daß er ihm nicht die Hand geboten?" Nostitz stellte dies in Abrede und der beginnende Streit ward durch die Andern, welche Luttitz beruhigten, beigelegt: man trank nun friedlich weiter, aber die Köpfe erhitzten sich und als die Gesellschaft sich trennen wollte, fing Luttitz von Neuem Händel mit Nostitz an. Beide zogen die Degen, traten hinaus auf den Markt und kämpften vor einer Menge Menschen, welche der Lärm herbeigelockt, miteinander. Nach einigen Gängen zerbrach der Degen Luttitzens, allein Nostitz benutzte edelmüthig seinen Vortheil nicht, sondern steckte seinen Degen ein. Luttitz rief ihm aber, indem er sich auf sein Pferd schwang, zu, er „reite zu Hans Christoph von Nostitz nach Salza, wenn er etwas an ihm zu suchen habe." Das glaubte Nostitz allerdings und er beabsichtigte daher, dort den Zweikampf wieder aufzunehmen. Der Oberamtmann hatte aber von der Sache Kenntniß erlangt und schickte den Landreiter mit einer Vorladung zum Erscheinen im Oberamt an Luttitz: dieser zog es jedoch vor, statt nach Bautzen nach Dresden zu reiten, von wo aus er dem Oberamtmann meldete, „der Churfürst werde ihm schon erlauben, sich mit Nostitz zu raufen," eine Hoffnung, die aber nicht in Erfüllung ging.

Im Jahre 1669 duellirte sich Nostitz gegen ein ausdrückliches, 100 Ducaten Strafe androhendes Verbot des Oberamts mit dem Kammerjunker Christian Wilhelm von Watzdorff.

Zweimal stand er im J. 1670 auf dem Kampfplatz Ferdinand von Schachmann gegenüber, das erste Mal zu Görlitz auf offnem Markte. Die Herren wurden aber gestört und verabredeten, sich an einem ruhigern Orte wieder zu treffen. Am 11. April 1670 früh 8 Uhr kamen sie „in zwei Parteien, 15 Pferde stark, mit einem Wagen" durch das

Dorf Penzig; die ganze Bevölkerung folgte ihnen, da man wußte, „sie würden sich schmeißen." Der Kampf begann auf einem Brachfelde, schon im ersten Gange ward Schachmann in den rechten Arm verwundet, die Secundanten sprangen dazwischen, die Gegner umarmten sich und kehrten zurück, um sich beim Becher völlig auszusöhnen.

Andere Zweikämpfe focht er aus im J. 1673 mit Wolf Abraham von Gersdorff, auf der schlesischen Grenze, und am 14. März 1676 zu Bautzen mit Hans Christoph von Gablenz auf Heidersdorf.

Als er im Jahre 1676 mit dem Amtshauptmann des Görlitzer Kreises, Otto von Nostitz auf Spree, über eine Verfügung desselben sich veruneinigt, schrieb er an denselben: „seine actiones hätten sattsam gewiesen, was für einen Nachbar und Vetter er an ihm habe ꝛc., weil er ihn nun lieber zum öffentlichen, als heimlichen Feind haben wolle, als rompire er mit ihm, werde auch keine Amtsverfügungen, Briefe oder Beschickungen mehr von ihm annehmen." Diese offne Aufkündigung des Gehorsams gegen eine Behörde, ward dem Churfürsten angezeigt, der dem Kammerprocurator unter dem 20. Juni 1676 anbefahl, „er solle deshalb, was sein Amt erfordere, gebührend beobachten." Der Kammerprocurator stellte nun nach dem damaligen Anklageproceß, eine Klage gegen Nostitz an: im Termin erschien der Letztere zwar, erklärte aber, „er könne sich nicht einlassen, weil er keinen Advocaten habe finden können." Sprachs und „machte sich davon und auf den Weg." Der Schöppenstuhl zu Leipzig erkannte auf öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung, auch 400 Thlr. Strafe, das Oberamt verwarf eine gegen dieses Erkenntniß eingelegte Läuterung, es ging aber ein Verwendungsschreiben des Kaisers Leopold ein, den Nostitz angegangen hatte, und die Sache blieb, soviel wir ersehn, liegen.

Daß unser Held den Wein zu schätzen wußte, dies zu bezweifeln haben wir umsoweniger Grund, als wir ihn bereits bei fröhlichen Gelagen angetroffen haben; ob er Freund

des Gesanges gewesen, das verschweigt uns die Weltgeschichte, daß er aber dem dritten Artikel in Luthers allbekanntem Wahlspruch, den Frauen gehuldigt, das vermögen wir erschöpfend zu belegen. Man braucht dazu bekanntlich nicht verheirathet zu sein, dies war Nostitz auch nicht, aber Liebesfäden ziehn sich mehrfach durch seine Lebensgeschichte, Schade nur, daß seine Herzensangelegenheiten von den Advocaten und Gerichten, welche davon Notiz zu nehmen sich veranlaßt fanden, nicht mit der Zartheit behandelt worden sind, welche sie jedenfalls erheischt hätten! Unter actenmäßiger Bearbeitung verlieren solche discrete Verhältnisse allen ihren Schmelz, die Romantik flieht wehklagend, wenn des Büttels rohe Hand den Schleier lüftet, hinter dem das Geheimniß der Liebe sich birgt: der Richter sucht und ermittelt eifrig Thatsachen, die wir gar nicht wissen mögen, läßt aber gleichgültig das liegen, was uns gerade interessirt, den Beginn, die allmälige Entwickelung des Bündnisses der Herzen. So geht es uns hier: während wir unsern Lesern gern eine interessante, psychologisch entwickelte Liebesgeschichte erzählen möchten, müssen wir, uns gewissenhaft an unsere Acten haltend, uns auf Wiedergabe dessen beschränken, was die Behörden in ihren Berichten niedergelegt haben, die gar nicht bedacht zu haben scheinen, daß wir uns nach ein Paar Jahrhunderten mit ihren Scripturen beschäftigen und die Lücken darin schmerzlich wahrnehmen würden. Eine gewisse Anna Maria Fischerin, die in interessanten Umständen einmal in der Begleitung unseres Nostitz durch die Acten läuft, überlassen wir dem Dunkel, welches ihre Schicksale bis jetzt umhüllt hat, nothwendig müssen wir aber einer schönen jungen Wittwe gedenken, welche Nostitz mehrere Jahre fesselte. Die Dame hatte ihren ersten Gatten nach kurzer kinderloser Ehe verloren und mit ihm zugleich allen Geschmack am Ehestand: sie bedurfte aber nach der damaligen Gesetzgebung eines Geschlechtsvormundes und dieses Amt zu übernehmen, ersuchte sie unsern Helden. Sie hatte keine Ursache, diese Wahl zu bereuen, er unterzog sich mit

Eifer und Umsicht der Regulirung ihrer Angelegenheiten, ja er ging in seiner Fürsorge weiter, als das Gesetz ihn verpflichtete, er nahm sie, wie er versicherte auf ihr Bitten, zu sich in sein Haus, wobei er ihr jedoch die jedenfalls begründete Bemerkung machte, „daß ihre Beiwohnung von vielen übel ausgelegt werden möchte." Hatte er so der Gesetzgebung über die Obliegenheiten eines Curators eine erweiterte Auslegung gegeben, so wußte er aber auch jenem Rechtsverhältniß insofern eine neue Seite abzugewinnen, als er sich von der Schönen noch kleine Accidentien und Nebenemolumente gewähren ließ, die wir allerdings in keiner Tarordnung auch nur annähernd angedeutet und gesetzlich festgestellt finden. Die Folgen blieben nicht aus und traten im Jahre 1676 in der Gestalt eines Knäbchens an das Licht, welches ohne Angabe des Vaters, in Sagan Leopold Christoph getauft ward und für dessen Erziehung Nostitz alsbald 1500 Thlr. zusicherte. Die Dame begab sich sodann nach Friedland in Böhmen und ward hier von ihrer Mutter ereilt, die sie, wie sie behauptete, mit Gewalt von dort entführte und in das elterliche Haus zurückbrachte. Trotzdem, daß die Mutter des Knäbchens unter dem 28. Mai 1676 eine schriftliche Erklärung ausgestellt hatte, nach welcher nicht Nostitz, sondern ein Anderer, sie zu Falle gebracht haben sollte, mochten doch dem Vater derselben gegen die Richtigkeit dieser Angabe um so mehr Zweifel beigehn, als seine Tochter sich bald seiner Obhut wieder zu entziehn wußte und zu Nostitz zurückkehrte. Es fanden daher zwischen Letzterm und dem erbitterten Vater unangenehme Explicationen statt, in deren Folge Nostitz seinen Freund, Rudolf von Bischofswerder absendete, um, wie er behauptete, „dem Vater die Unschuld seiner Tochter vorzustellen, was dieser aber übel aufgenommen." War die Aufgabe dem Herrn von Bischofswerder zu schwierig, oder hatte er seine Instruction falsch aufgefaßt, der Vater der Dame versicherte seiner Seits, Bischofswerder habe ihn in Nostitzens Namen „zu einem Duelle provocirt," nachdem ihn dieser

bereits vorher „mit einem schimpflichen Briefe begegnet." Die Sache ward durch Klage des Ober-Lausitzer Amts-Fiscals vor Gericht gezogen und Nostitz zu 100 Ducaten Strafe, die Schöne zu 4 Wochen Arrest verurtheilt. Im Schlosse zu Bautzen, wo sie ihren Fehltritt abbüßte, verlieren wir sie aus den Augen.

Nachdem wir dieses Liebescapitel erschöpft, gelangen wir zu einem Unternehmen unseres Helden, welches nicht nur für seine Persönlichkeit, sondern auch für die Zustände der damaligen Zeit überhaupt bezeichnend ist, zu der Eroberung von Siegersdorf.

Der Besitzer dieses Gutes, Erasmus von Gersdorff, war mit Hinterlassung unmündiger Kinder gestorben. Nostitz behauptete aber Ansprüche an dieses Rittergut zu haben, deren nähere Begründung wir aus unsern Acten nicht zu ersehn vermögen:* wir finden bloß die beiläufige Angabe, „die Siegersdorfischen Güter seien seine väterlichen Güter und weder von seiner Mutter noch sonst verkauft worden." Die Vormünder der Gersdorfffschen Kinder weigerten sich aber Nostitzens Ansprüche anzuerkennen und so erhob er deshalb Klage. Der langsame Gang der Justiz erschöpfte jedoch seine Geduld bald und so beschloß der Hitzkopf der Sache mit einem Schlage ein Ende zu machen, sich durch offne Fehde gewaltsam in den Besitz zu setzen. Beati possidentes! den Satz kannte er als Jurist recht wohl.

Am 13. Mai 1670 traf er mit mehreren seiner Diener, welche 18 Gewehre und viele Munition zum Theil versteckt, bei sich führten, in Siegersdorf ein und erbat sich vom Verwalter ein Nachtquartier. Ein zahlreiches, selbst bewaffnetes, Gefolge war für einen Mann seines Standes damals nichts Ungewöhnliches und so erlangte Nostitz mit seinen Leuten unbedenklich Zutritt im Schlosse: während der Nacht traf er

* Das kaiserl. Freiherrndiplom vom J. 1668 fügt seinem Namen die Bezeichnung bei: „auf Siegersdorf und Freihahn."

seine Vorkehrungen und mit Tagesanbruch ward der Verwalter überfallen und gezwungen, die Schlüssel abzugeben. Nostitz besetzte mit seinen Leuten das Schloß, ließ einige leicht zugängliche Stellen mit Palliſaden schützen, die Fenster mit Steinen versetzen und sodann die Unterthanen zusammenrufen, welche ihm den Handschlag und das Versprechen der Treue leisten mußten. Einige stämmige Bauernburschen wählte er zur Vermehrung seiner Besatzung aus, sie erhielten Gewehre und versprachen, „wenn die Vormünder kämen, auf sie zu schießen," wahrscheinlich durch die lockende Aussicht bewogen, die er einem der sich weigern wollte, eröffnete, „er stoße ihm sonst den Degen durch den Leib." So hatte er sich denn Siegersdof „annectirt": den Handschlag, das Versprechen der Treue Seiten der Unterthanen, mögen wir wohl getrost dem neuerfundenen staatsrechtlichen Institut des „suffrage universel" zur Seite stellen. Darauf wurden das Hauptthor des Schlosses und alle andern Zugänge verrammelt und die Besatzung harrete nun der zu erwartenden Belagerung. Drei Tage blieb Nostitz im ungestörten Besitz der errungenen Herrschaft, am Nachmittag des 16. Mai aber erschienen die Vormünder, Elias von Nostitz auf Wiesa und Hans Caspar von Gersdorff, mit dem Advocaten Pilz und einer 12-Mann starken, berittenen Schaar bewaffneter Freunde und Diener. Am verschlossenen Schloßthore angekommen, riefen sie den Wächtern zu, sie möchten öffnen, allein Nostitz der herbeieilte, verbot dies und erwiederte auf eine anderweite Aufforderung der Vormünder, ihnen den Eingang zu gestatten, „der Teufel solle ihn holen, er lasse nicht aufmachen." Ihm stand aber außer dem Vormund aus seinem Geschlecht, noch ein Nostitz gegenüber, dem das Parlementiren schon zu lange dauerte, ein Fähnrich, der schon den Degen gezogen hatte und die Verhandlung mit der Versicherung unterbrach, „nun so werde man andere Mittel gebrauchen." Der Freiherr entgegnete, „er erwarte was man vornehmen werde." Die Besonnenheit der Vormünder verhinderte jedoch

den sofortigen Ausbruch der Feindseligkeiten. Sie zogen sich mit ihrem Corps zurück und ließen ihrer Seits die Unterthanen zusammenrufen, die sich denn auch geduldig und in ihr Schicksal ergeben, des Versprechens der Treue an den neuen Herrn entbinden ließen, den Vormündern einen anderweiten Handschlag und das Versprechen, „daß sie dem Freiherrn ferner einige Parition nicht leisten wollten," ertheilten. Darauf wurden als Parlementäre Maximilian von Muschwitz und der Advocat Pilz zu nochmaliger gütlicher Verhandlung mit Nostitz abgesendet: mit einem Stutz in der Hand und von fünf Bewaffneten begleitet, trat er ihnen vor dem Schloßthor entgegen und erklärte, er habe sich in den Besitz des ihm rechtlich zukommenden Gutes gesetzt: er drohte mit dem Kaiser und versicherte, „er werde sich bei der Possession bis auf den letzten Blutstropfen halten und sollten die beiden vornehmsten Personen (die Vormünder) gleich in das Gras beißen." Hiervon in Kenntniß gesetzt, eröffneten die Vormünder den noch versammelten Unterthanen, „sie seien verpflichtet, den Baron wieder aus dem Gute wider seinen Willen zu setzen und ihre ordentliche und von Gott vorgesetzte Obrigkeit wieder einzusetzen, derowegen so wollten die Herrn Vormünder für ihre Person nichts ferner bei der Sache thun, noch sich an ihm vergreifen, sondern sie sollten in gesammten Haufen mit dem Geschoß und Gewehr, zusammt dem Herrn Pfarrer, zu dem Herrn Baron auf den Hof gehn und ihn durch den Herrn Pfarrer bescheidentlich beibringen lassen, daß er doch von seiner höchst unbilligen Meinung abgehn und den Ort quittiren möge." Den Pfarrer an der Spitze, zog denn die ganze Bevölkerung vor das Schloß, allein auch die geistliche Beredsamkeit machte keinen Eindruck, Nostitz blieb unerbittlich und betheuerte, „er setze sein Leben daran, wolle sich wehren, so lange er einen warmen Blutstropfen habe." Die Unterthanen wurden nun von den Vormündern angewiesen, „dahin zu trachten, daß die Thore wieder möchten eröffnet werden, sie sollten aber nicht schießen

und mit andern Hostilitäten nicht den Anfang machen." Nach dieser Instruction begann mit Einbruch der Dunkelheit der Angriff auf das Schloß: die Belagerer stürmten, erstiegen mit Leitern die Mauern, obwohl Nostitz und seine Leute aus den Fenstern auf sie schossen und setzten sich an drei geschützten Stellen im Schloßhofe und dessen Nebengebäuden fest: nachdem von Seiten der Belagerten bereits 18 Schüsse gefallen, die aber bei der Dunkelheit glücklicher Weise ihr Ziel verfehlten, verloren aber die Gegner die Geduld und erwiederten das Feuer: so beschoß man sich eine volle Stunde, ehe es den Vormündern, welche jetzt einen Angriff auf das Schloßthor unternahmen, gelang, das Thor einschlagen zu lassen: während dem that „der Diener Georg, den Nostitz nebst zwei Andern auf das Thorhaus postirt hatte, gefährliche Schüsse auf die Vormünder." Unverletzt drangen sie jedoch nach eröffnetem Thor in das Thorhaus, wurden aber hier zurückgehalten, weil Nostitz das Feuer nunmehr auf dieses richten ließ. Um Mitternacht ruhte endlich der Kampf, bei dem trotz des vielen Schießens kein Blutstropfen vergossen ward und Nostitz, der wohl erkennen mußte, daß er sich gegen die Uebermacht, zumal bei ausgehender Munition, nicht länger mehr werde halten können, durchbrach die Mauer des Herrenhauses und entschlüpfte während der Nacht mit den Seinigen ins Freie: er entkam unverletzt, ward aber natürlich nun von den Vormündern wegen der Gewaltthat angeklagt. Seine Antwort war ein Cartell an Beide und an den Ober-Amtshauptmann von Gersdorff, dem er drohte, er werde, wenn er nicht erscheine, gegen ihn „ein öffentliches Mandat in ganz Schlesien, Oestreich, Dresden und Meißen ausgehn lassen." Ein Rescript gebot Nostitz, Frieden zu halten und drohte ihm, wenn er sich an dem Ober-Amts-Hauptmann vergreife, 4000 Thlr. Strafe an. Er muß auch wohl zur Erkenntniß seiner Uebereilung gekommen und dem Befehl sich gefügt haben, denn er ward durch Rescript vom 31. Juli 1672 vollständig begnadigt, „nachdem," wie es darin heißt, „er sich

ſubmittirt, auch ſonſten dermaaßen erwieſen, daß Wir Unſere churfürſtliche Gnade und Huld ihm wieder zugewendet haben." Somit war die Sache erledigt.

Hatte er aber Siegersdorf mit Gewalt zu behaupten nicht vermocht, ſo gelang es ihm dagegen im J. 1674 durch Kauf in den Beſitz von Rothenburg zu kommen, eine Herrſchaft, die ſeit dem 15. Jahrhundert im Beſitz der Rothenburger Linie Noſtitz geweſen, zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts aber, ſoviel wir erſehn, derſelben verloren gegangen war. Dieſe Erwerbung ſollte aber für unſern Helden verhängnißvoll werden.

Noſtitz fand die Gutsherrſchaft zu Rothenburg in eine Kette langjähriger weitläuftiger Streitigkeiten mit der Bürgerſchaft der kleinen Stadt verwickelt, über den Brauurbar, die Privilegien und Leiſtungen verſchiedener Art. Noſtitzens Character lag eine ungerechte Bedrückung ſeiner Unterthanen fern, wir finden nicht, daß er bis zu dieſer Zeit deshalb, wie ſo viele Andere, zu Beſchwerden Veranlaſſung gegeben. Eher zu freigebig, als habſüchtig, war er daher auch jetzt geneigt, die Streitigkeiten durch billigen Vergleich zu erledigen, allein an der Spitze der Bürgerſchaft ſtanden einige Hartköpfe, die keinen Schritt nachgeben wollten und wohl ſchon durch die Form ihres Auftretens Noſtitz, der allerdings ſehr auf ſeine Würde hielt, verletzen mochten. Er war nun allerdings nicht der Mann, der ſich etwas abzwingen ließ, und ſo zerſchlugen ſich denn die Verhandlungen ſehr bald, er weigerte ſich die ſtädtiſchen Privilegien zu beſtätigen, die Proceſſe gingen ihren Gang und eine feindſelige Stimmung der Bürgerſchaft gegen den neuen Gutsherrn griff immer mehr um ſich, die denn Noſtitz ſeiner Seits aufrichtig zu erwiedern und deutlich zu erkennen zu geben, nicht unterließ.

In ſeiner, an ſich vielleicht nicht ungerechtfertigten Erbitterung, ging er aber willkührlich über die Schranken des Geſetzes hinaus. Als drei der Gerichtsperſonen, welche er zu ſich auf das Schloß beſtellen ließ, Uebles beſorgend, außen

blieben, dictirte er ihnen 10 Thaler Strafe und ließ ihnen eröffnen, sie seien ihrer Gerichtsstellen entsetzt und „wo sie nicht binnen 4 Wochen ihre Nahrung verkauften und sich wegwendeten, sollten sie zu Wege und Stege nicht sicher sein.“ Zugleich gab er dem Stadtrath auf, jene drei aus seiner Mitte zu stoßen, und als der Rath sich weigerte, dem nachzukommen, erklärte er den Bürgermeister, Bader Tobias Vaccan und sämmtliche Rathsmänner für abgesetzt und befahl allen Bürgern von Haus zu Haus anzusagen, „sie sollten den bisherigen Gerichten nicht mehr gehorchen.“ Weder der Stadtrath, noch die Bürgerschaft beachteten aber diese Anordnungen und es kam deshalb wiederholt zu Excessen. Einer der Schloßwächter, Georg Hukuff, der natürlich auf der Partei seines Herrn stand, hatte seinen Sympathien für diesen durch Schimpfen auf den Rath Worte gegeben und ward deshalb, sowie wegen eines andern Verbrechens, dessen man ihn beschuldigte, von den Stadtgerichten arretirt. Sobald dies Nostitz erfuhr, eilte er, von zwei Dienern begleitet, mit Pistolen und Degen bewaffnet, in die Wohnung des Stockmeisters und verlangte sofortige Freilassung des Gefangenen, indem er den Stockmeister mit Niederstechen bedrohte: als dieser sich weigerte, stieß er mit dem Degen nach ihm, drückte ein Pistol auf ihn ab, und als dies versagte, zog er das zweite, schoß, fehlte aber den Stockmeister, der denn, so bedroht, nun Hukuffs Gefängniß öffnete. Der Schuß hatte aber Leute herbeigelockt und nur mit Mühe gelang es Nostitz, sich mit dem Befreiten den Weg durch die Menge zu bahnen.

Die beiderseitige Erbitterung nahm immer mehr zu und am 19. October 1674 kam es zum offnen Kampfe. Als Nostitz gegen Abend durch das Städtchen ging, bemerkte er, daß viele Bürger, zum Theil bewaffnet, auf dem Markte zusammenliefen. In der Besorgniß, man wolle das Schloß überfallen, befahl er, die Thore zu verrammeln, seinen Leuten, sich zu bewaffnen: es wurden, ohne daß wir mit Bestimmt-

heit erſehn, wer den Anfang gemacht, von beiden Seiten Schüſſe gewechſelt, von denen, wie behauptet ward, einige aus dem Schloß auf des Bürgermeiſters Haus gerichtet waren: es ward aber Niemand verletzt und am folgenden Morgen ſchien die Stadt ruhig. Noſtitz beſchloß, zu Pferde eine Recognition zu unternehmen: das Unglück wollte, daß ihm hierbei einer der ihm wohlbekannten Anführer des Tumults am Tage zuvor, zunächſt in die Augen fiel. Dieſer, der Fleiſcher Johann Kleine, ſtand unweit der Mühlbrücke hoch oben auf einer Waſſerſchöpfe, beſchäftigt, ſeine Braugerſte zu bewäſſern: Noſtitz ſprengte an ihn heran und begann nach der Angabe einiger Zeugen damit, ihm Vorwürfe zu machen, daß er trotz ſeines Verbots zum Bürgermeiſter gegangen ſei, Kleine läugnete dies zwar, antwortete aber, wahrſcheinlich weil er ſich in ſeiner Höhe vor dem Schwerte des Freiherrn ſicher dünkte, auf eine dieſen noch mehr reizende Weiſe: er hatte die Piſtolen, welche Noſtitz in den Satteltaſchen führte, unbeachtet gelaſſen: Noſtitz übermannte der Zorn, er zog ein Piſtol, drückte es auf Kleine ab, dieſer blieb ſtehn, ſchon griff Noſtitz zum zweiten Piſtol, da brach Kleine zuſammen: die Kugel war durch den Schenkel ihm in den Leib gedrungen. Der Vorfall war nicht unbeachtet geblieben und die Nachricht verbreitete ſich ſchnell in dem Orte. Die Sturmglocke ertönte und rief die Bürger zu den Waffen, die denn das Schloß, in das Noſtitz zurückgekehrt war, umringten. Das Gefecht begann nun von Neuem, die ganze Nacht hindurch knallten die Büchſen: Hukuff, der nicht Zeit gefunden hatte, ſeine, den Bürgern verhaßte Perſönlichkeit in Sicherheit zu bringen, ward in einer Mühle aufgefunden und ſchwer gemißhandelt. So dauerte der Tumult, ſich ſteigernd, vier Tage lang: während der Nächte zerſtörten die Belagerer einen Theil der den Schloßhof umgebenden Planken, riſſen auch ein Stück Mauer ein und würden wohl nun zum Sturm verſchritten ſein, wenn nicht endlich der Amtshauptmann Otto von Noſtitz nach Rothenburg gekommen wäre, der die Bürger

zur Niederlegung der Waffen bewog. Verwundet war trotz des vielen Schießens, soviel wir ersehn, Niemand worden, was uns zu der Vermuthung veranlaßt, daß Nostitz seine Besatzung, die gedeckt stand und daher wenig gefährdet war, angewiesen haben mag, kein Blut zu vergießen und nur Schreckschüsse zu thun.

Die Wunde Kleine's erschien anfänglich nicht gefährlich, sein Zustand verschlimmerte sich aber, wie Nostitz behauptete, durch schlechte ärztliche Behandlung. Er starb nach längerm Krankenlager. Im Rothenburger Kirchenbuche ward der Todesfall folgendermaßen eingetragen:

„1675 starb Johann Kleine in Rotenburg, nachdem er 16 Wochen bettlägerig gewesen, wegen eines aus Leichtfertigkeit von Johann Christoph Baron von Nostitz empfangenen Schusses am linken Schenkel, als dieser in seiner Arbeit im Wasserschöpfen auf seiner Malze war. Ward eröffnet und die Kugel im Leibe 3 Querfinger von der Blase abgelegen gefunden."

Kurze Zeit nach Kleine's Tode erfolgte ein Mordanfall auf Nostitz. Er schlief allein in einem abgelegenen Zimmer des Schlosses. In der Nacht vom 8. Februar 1675 gegen 12 Uhr, erwachte er durch ein Geräusch im Zimmer: er glaubte im Dunkel eine Bewegung der Bettvorhänge wahrzunehmen, öffnete dieselben und fragte, wer da sei? Ein heftiger Schlag auf den Kopf war die Antwort; betäubt und mit Blut überströmt, sank er in die Kissen zurück, noch mehrere nach ihm gerichtete Hiebe verfehlten ihr Ziel. Nostitz kam bald wieder zur Besinnung, beherzt wie er war, griff er um sich, faßte den Arm des Mörders und entrang ihm seine Waffe, eine Axt, die er weit von sich schleuderte: der Mörder warf sich nun auf ihn, suchte ihn mit den Betten zu ersticken, mit dem Hemde zu erwürgen, ein furchtbarer Kampf entspann sich: endlich gelang es Nostitz, seinen Gegner am Halse zu packen, ihn niederzuwerfen und an das Fenster zu springen, aus dem er laut um Hülfe rief. Da alle Schloßbewohner

im tiefen Schlafe lagen, konnte dieſe zwar nicht ſofort zur Stelle ſein, allein erſchreckt entfloh der Mörder. Noſtitzens lauter Hülferuf weckte denn endlich nicht nur die Bewohner des Schloſſes, ſondern auch die Nachbarſchaft, man kam mit Licht, viele Leute erfüllten das Zimmer. Während man Noſtitzens Wunde verband, bemerkte er unter den um ihn Stehenden, auch, wie zur Hülfe herbeigeeilt, Chriſtoph Lange aus Tormersdorf, einen übelberüchtigten Menſchen, der früher auf dem Schloſſe gedient hatte, ſpäter aber entlaſſen worden war. Blutbeſpritzt waren ſeine Kleider, friſches Blut klebte auf ſeiner Wange. Noſtitz war nicht zweifelhaft, daß dieſes Blut ſein eigenes, Lange der Thäter ſei: ſeines Läugnens ungeachtet, ward er feſtgenommen, in den Thurm des Schloſſes geworfen, unter der Obhut von zwei Mann Bürgerwache. Ehe aber Lange noch vernommen werden konnte, gelang es ihm ſeinen fahrläſſigen Wächtern zu entſpringen. Noſtitz, deſſen Wunde ſich übrigens nicht als gefährlich erwies, hegte die Ueberzeugung, die Bürgerwache habe Lange's Flucht befördert, dieſer ſelbſt habe nicht Raub beabſichtigt, ſondern ſei von den „tumultuirenden Rothenburgern" zu ſeinem Morde gedungen worden.

Im Auguſt 1676, während Noſtitz in Dresden war, erfolgte ein gewaltſamer Einbruch in die Kanzlei des Schloſſes zu Rothenburg, wo man wahrſcheinlich die auf die Streitigkeiten mit der Bürgerſchaft bezüglichen, die Rechte der Gutsherrſchaft begründenden Urkunden vermuthete. Auch dieſen Frevel brachte Noſtitz mit jenen Differenzen in Verbindung, maß ihn dem verſchwundenen Lange bei.

Immittelſt nahm eine Criminalunterſuchung über die Vorgänge im October 1674 ihren langſamen Gang und erſt am 29. März 1678 ward ein Urthel des Schöppenſtuhls zu Leipzig eröffnet, in welchem Noſtitz „wegen der libellirten Begünſtigungen, inſonderheit wegen der an J. Kleine verübten Verwundung," zu Abhauung einer Fauſt, „deren er am beſten entrathen könne," ſowie zur Alimentation der Wittwe und

Kinder Kleine's und in die, 800 Thlr. betragenden Koſten verurtheilt ward. Noſtitz appellirte gegen das Erkenntniß, bezog ſich darauf, daß er „als Reichshofrath und Freiherr den personis illustribus beizuzählen," bei denen verſtümmelnde Körperſtrafen unſtatthaft ſeien, und es gelang ihm auch durch ſeine Verbindungen mit dem churſächſiſchen Hofe, (er war immittelſt Kammerherr geworden) die Strafe abzuwenden, wie man denn überhaupt vornehmen Perſonen die Hand, die ſie gemißbraucht, nicht ſo ſchnell abzuhauen pflegte.

Welche Wandlung die Strafe erlitten, erſehn wir nicht beſtimmt, wahrſcheinlich ward ihm eine Geldſtrafe von 600 Thlrn. auferlegt, die wir noch bei ſeinem Tode als rückſtändig erwähnt finden, jedenfalls aber genügte die von der Behörde dem Freiherrn auferlegte Buße, den Freunden und Anhängern Kleine's nicht: ſie hatten geſchworen, ſein Tod ſollte nicht ungeſühnt bleiben: die Blutrache war hinter Noſtitz!

Es war am Abend des 3. Februar 1680 zwiſchen 7 bis 8 Uhr: Noſtitz ſaß bei der Abendtafel in einem Parterrezimmer des Schloſſes, deſſen Fenſter nach dem innern Vorhofe ſich öffneten: vor demſelben war ein ſchmaler Raum durch ein niederes Staket abgegrenzt: der Regen ſtrömte herab, ein heftiger Sturm brauſte, es war eine ſtockfinſtere Nacht. Der Koch war im Begriff, das letzte Gericht über den Corridor aus der Küche in das Speiſezimmer zu tragen, die Köchin leuchtete ihm dabei und wollte eben die Zimmerthür öffnen, als ein Pulverblitz aufleuchtete, ein ſtarker Schuß das Haus erſchütterte: dem Koch entfiel vor Schreck die Schüſſel, der Köchin das Licht, Beide hörten Noſtitz rufen: Herr Jeſus, Jeſus, oh weh! ſtürzten aber, ſtatt ihm zu Hülfe zu eilen, in ihrer Beſtürzung wieder in die Küche zurück. Als ſie ſich ermannt und andere Diener herbeigekommen, wagte man endlich das Zimmer zu öffnen. Noſtitz lag einige Schritte von der Thür entfernt, Blut überſtrömt, am Boden. Der Koch hob ihn auf, befühlte ihn an der Stirn und Bruſt,

ſagte „er ſolle ſich doch beſinnen und an unſern Herrgott denken.“ Noſtitz holte noch zwei Mal langſam Odem und verſchied. Die Dienſtleute legten, ohne ſich weiter im Zimmer umzuſehn, den Körper in dieſelbe Lage, in der ſie ihn gefunden hatten, und benachrichtigten die Ortsgerichte. Dieſe erſchienen alsbald, betraten aber den Schauplatz des Mordes nicht, verſiegelten nur die Thür des Zimmers: eine Bürgerwache beſetzte das Schloß: kein Arzt ward herbeigeholt, um zu vergewiſſern, ob Noſtitz denn wirklich todt, ob nicht noch Hülfe möglich ſei. Ein Eilbote ging nach Bautzen an den Hof- und Landrichter, Hans Hennig von Blankenfeld, mit der Anzeige „der jämmerlichen Entleibung“ ab. Am 5. Februar Mittags ſetzte ſich dieſer zu Pferde und kam, begleitet von dem Churf. Leibmedicus, Land- und Stadtphyſicus Dr. Lehmann, einem Chirurgen und den Landgerichten, am Nachmittag des 6. Februar um 4½ Uhr in Rothenburg an. Er fand „auf dem Hofe des Schloſſes das inwendige Thor zu dem mit einer Mauer umfangenen Vorhöfchen des Hauſes verſchloſſen, das Pförtchen mit Bürgerwache beſetzt.“ Der Bürgermeiſter und die Rathsperſonen kamen herbei, das Schloßthor ward eröffnet, allein man betrat nicht einmal das Zimmer, in welchem der Körper lag, ſondern begnügte ſich mit der äußern Beſichtigung der verſiegelten Thür. Die Commiſſion begab ſich dann, mit ihrem Tagewerk zufrieden, zum Abendeſſen und zur Ruhe. Am 7. Februar, früh nach 9 Uhr, ging der Hof- und Landrichter mit ſeiner Begleitung, der ſich abermals der Bürgermeiſter und die Rothenburger Rathsperſonen anſchloſſen, wieder auf das Schloß und jetzt erſt ward die Thür des Mordzimmers entſiegelt und geöffnet. Man fand die im geronnenen Blute liegende Leiche, ſowie Alles ſonſt im Zimmer unverändert und nahm zunächſt das mit Blut überſtrömte Hemde des Ermordeten als „Leibzeichen“ ab, dann ward der Körper von dem Leibmedicus und dem Chirurgen unterſucht: es ergab ſich, daß zwei Kugeln die Bruſt durchbohrt hatten: Beide fanden ſich, eine 1 L. 16 Gr.

die andere 1 L. 20 Gr. schwer; die eine lag in einem Schranke, dessen Wand sie durchbohrt hatte, die andere war in die Mauer eingedrungen: ein Pfropfen von Werg lag auf dem Tisch, an dem Nostitz gesessen hatte. Der Gedanke eines Selbstmordes, den der Koch geäußert hatte, widerlegte sich von selbst schon dadurch, daß Nostitz gar kein Gewehr bei sich gehabt hatte: im Zimmer war außer ihm Niemand gewesen, der Schuß mußte also von dem Mörder von Außen herein geschehn sein, was denn auch der Umstand belegte, daß die untere Scheibe des Fensters dem Tisch gegenüber, zerschmettert war. Es lag also zweifellos ein Mord vor.* Ueber das weitere Verfahren** erzählt ein Bericht Folgendes:

„Nachdem die Leiche gesäubert, abgewaschen, der Sterbekittel angezogen und mit einem schwarzen taffetnen Zencker angekleidet und in den schon verfertigt gewesenen Sarg gelegt gewesen, ist sie aus dem Zimmer durchs Haus in den Vorhof getragen, bei den daselbst gesetzten peinlichen Gerichtsbänken niedergesetzt, das Leibzeichen durch den Landreiter in die Gerichtsbank gelegt und hierauf durch den Vicelandrichter und Land-Schöppen das hochnothpeinliche Gericht mit ausgezogenem bloßen Schwerte gehegt, durch den Frohnboten zu dreienmalen ausgerufen, der Thäter zu dreienmalen peinlicher Weise angeklagt und vor das hochnothpeinliche Gericht citirt und mit dem auf der Degenspitze des Frohnbotens aufgefaßten und in die Höhe über den Sarg gehaltenen Leibzeichen, das Zetergeschrei zu dreienmalen über ihn ausgerufen, er auch zu dreimalen in die Acht erklärt und hierauf das peinliche Gericht wieder aufgegeben."

Noch am Abend des 7. Februars erfolgte die Beisetzung

---

* Die Thatsache wird erwähnt in Schumann's Lexicon von Sachsen Th. 9. S. 481. s. v. Rothenburg, jedoch mit den unrichtigen Angaben, Friedrich von Nostitz sei von seinem Schützen erschossen worden.

** Dasselbe beruhte auf dem sogenannten Mordpatent Kaiser Rudolf II. vom 20. Januar 1605. C. A. Th. III. S. 137.

der Leiche im Begräbnißgewölbe der Kirche zu Rothenburg, in Gegenwart des Stiefbruders des Ermordeten, Wiegand von Gersdorff auf Meffersdorf und vieler Anderer von Adel: der Pfarrer Stöckert hielt dabei „einen kurzen geistlichen Sermon und Leichenpredigt von der Flucht und Nichtigkeit des menschlichen Lebens."

Das Zetergeschrei war also über den Thäter ausgerufen, er in die Acht erklärt, wer war er aber? Die vorläufigen Erörterungen Blankenfelds, der am 8. Februar Rothenburg wieder verließ, ergaben kein bestimmtes Resultat. Die Köchin hatte gleich nach dem Schusse „Jemand durch die Pfützen im Hofe laufen hören," aber Niemand gesehn. Broßig, ein Häusler aus Noes, befand sich, als der Schuß fiel, auf dem Markt: er stutzte bei dem Knall, weil er wußte, daß man im Städtchen nicht schießen dürfe, ging aber weiter: als er hinter den Kirchhof an das Borngäffel kam, hörte er Jemand vom Schlosse herunter nach dem Gäßchen, die Schaaftreibe genannt, laufen, auf seinen Anruf, wohinaus, wohinaus? erfolgte Seiten des schnell Davoneilenden, den Broßig in der Finsterniß nicht zu erkennen vermochte, keine Antwort. Gleich darauf kam noch Jemand vom Schlosse herunter gelaufen. Broßig ging nun, ängstlich geworden, in das Städtchen zurück zu seiner Tochter und erfuhr denn hier bald die Mordthat. Nach dieser Aussage schienen denn zwei Personen an der That betheiligt. Der Verdacht richtete sich denn bald auf Christoph Lange, der des ersten Mordanfalls gegen Nostitz beschuldigt war. Es ergab sich, daß Lange, nachdem er im Jahre 1675 aus dem Gefängniß zu Rothenburg entkommen, sich schon im folgenden Jahre wieder bei seinem Vater in dem nur ¼ Stunde von Rothenburg entfernten Tormersdorf gezeigt und Drohreden gegen Nostitz ausgesprochen hatte: „er hatte ein Rohr mit zwei Läuften gezeigt und sich verlauten lassen, er wolle dem Herrn so lange nachschleichen, bis er ihn erlegt habe." Etwa seit Jahresfrist hatte er sich unter dem Namen Krause in der Gegend von Königsbrück aufgehalten, dort ward er denn auch

im April 1680 festgenommen. Er gestand denn auch sehr bald sowohl das Attentat im Jahre 1675, als den Mord zu und gab dabei an, daß ihn Friedrich Mezschke und Christoph Leuschner zu Rothenburg um zwanzig Thaler gedungen: Ersterer habe ihm die Büchse gegeben und ihn am Abend des 3. Februars auf das Schloß begleitet: indem er das Gewehr auf das Staket aufgelegt, hatte er den ihm im Zimmer gegenüber sitzenden Nostitz nicht verfehlen können. Mezschke und Leuschner entflohen auf die Nachricht der Arretirung Lange's: sie wurden von der Gerechtigkeit nicht ereilt.

Der Gerichtsherr zu Königsbrück, Freiherr Maximilian von Schellendorf, verweigerte anfänglich die Auslieferung des Mörders nach Bautzen, welche aber ein Rescript vom 4. Mai 1680 anbefahl. Am 17. Juli 1680 ward Lange mit dem Schwert hingerichtet.

Zu Nostitzens Vermögen brach Concurs aus, durch den Rothenburg der Familie v. Nostitz abermals verloren ging.

Zur Lebensgeschichte des Königs von Polen, Stanislaus Leszczynski. 1706 u. f.

In langjährigen blutigen Kämpfen um die Krone Polens, trat mit wechselndem Glücke als Gegner den sächsischen Fürsten Friedrich August I. und II. entgegen, Stanislaus Leszczynski. Besaß er auch nicht alle Fähigkeiten eines großen Monarchen, so hatte er doch nach dem Zeugniß der Geschichte alle Eigenschaften eines edeln, tugendhaften Mannes. Auch bei den beiden Augusten, wie streng man auch ihre Schwächen beurtheilen möge, wird man anerkennen, daß nichts ihren Characteren ferner lag, als feige Heimtücke, die zu Gift und Dolch zu greifen geneigt ist, statt einen ehrenhaften Gegner im offnen Kampfe niederzuschlagen. Wenn wir gleichwohl von einer ganzen Kette gegenseitiger Attentate lesen, wenn uns historische Schriften insbesondere wiederholte, gegen Leszczynski's Leben und Person gerichtete Nachstellungen melden, die vom sächsischen Hofe ausgegangen seien, so werden uns diese Angaben nothwendig Zweifel und das Bedenken erregen, daß Parteisucht Entstellungen verbreitet haben möge. Jedenfalls schien es der Mühe zu lohnen, jene Mittheilungen auf den Grund der uns vorliegenden reichen Quellen einer Prüfung zu unterwerfen, um zu ermitteln, was denn eigentlich daran thatsächlich begründet, ob insbesondere die Andeutungen, daß die Fäden solcher Anschläge bis zu dem Throne Friedrich August I. und seines Sohnes selbst hinaufleiteten, auf einer haltbaren historischen Basis beruhen?

Unsere Quellen haben uns nicht verlassen, sie gestatten uns einen interessanten, aber zugleich trüben Blick in den

Character der Zeit, in geheimes Treiben, deſſen Schleier zeither nicht vollſtändig gelüftet worden, ſie nennen uns mehrere dabei betheiligte myſtiſche Perſonen, ihre unbefangene Prüfung liefert aber auch das erfreuliche Reſultat, daß die ſächſiſchen Fürſten ſelbſt ihre Ehre nicht durch Dingung gemeiner Meuchelmörder befleckt haben.

Wir wollen die Thatſachen ſelbſt Zeugniß geben laſſen, indem wir, was wir über jene Vorgänge gefunden haben, hier zuſammenſtellen und zugleich einige zur Lebensgeſchichte Leszczynski's gehörige Nachrichten beifügen, von denen wir annehmen dürfen, daß ſie in ihren Einzelnheiten unſern Leſern neu ſind.

Stanislaus Leszczynski (geboren zu Lemberg am 20. October 1677) gehörte anfänglich zu den Anhängern des Königs Friedrich Auguſt, wie die erſte Notiz, die uns über ihn unſere Quellen bieten, belegt. Es iſt dies ein Brief des Hrn. von Boſe aus Polen vom 10. Juli 1697, worin derſelbe dem Geheimen Rathe v. Boſe meldet: „le Roy a deja donné la charge du Grand Chambellan de la couronne à un jeune seigneur, nomme Letschinski, d'une des premieres familles du Royaume et dont le père vient d'être empoisonné par la faction Francaise, à cause qu'il s'est declaré pour notre Roy avec tous ceux qui dependent de lui.“ Im Jahre 1704 ward Stanislaus, damals Woiwode von Poſen und General von Großpolen, von der Conföderation zu Warſchau an König Karl XII. von Schweden, als dieſer Friedrich Auguſt aus Polen vertrieben hatte,* geſendet.

* Nicht nur mit ſeinen Feinden hatte damals König Friedrich Auguſt in Polen zu kämpfen, ſondern auch mit den Elementen. Am 10. April 1704 befand er ſich zu Petrowin an der Weichſel, einem Ort, der nicht genug Räumlichkeiten bot, um das zahlreiche Gefolge des Königs angemeſſen einquartieren zu können: ſelbſt die erſten Hofbeamten mußten froh ſein, in Ställen und Scheunen ein Unterkommen zu finden. In der Nacht brach Feuer in einer Scheune aus, welches ſo raſch um ſich griff, daß der König mit genauer Noth der Gefahr entging: 35 Perſonen fanden in den Flammen den Tod, unter ihnen der Hofmarſchall von Bommsdorf, der Kammer-

Gleich bei der ersten Zusammenkunft gewann er den Schwedenkönig so, daß dieser beschloß, ihn auf den Thron Polens zu setzen. Nachdem er am 12. Juli 1704 vom Reichstage zum König erwählt worden, begleitete er den Schwedenkönig bei dessen Einfall in Sachsen, im Jahre 1706. Ob er der Predigt, welche Karl XII. seinen Feldprediger halten ließ, über den Text Hesekiel Cap. 21, V. 25—26, in welchem u. a. die Worte vorkommen: „Thue weg den Hut und hebe ab die Krone, denn es wird weder der Hut noch die Krone bleiben" und „ich will die Krone zu nichte, zu nichte, zu nichte machen, bis der komme, der sie haben soll, dem will ich sie geben," — dies ersehn wir nicht, wohl aber meldet uns ein Brief vom 15. December 1706 ein unangenehmes Abentheuer, das Leszczynski zustieß, das aber zugleich seine Milde und Gutmüthigkeit belegt. Er war einige Tage früher mit wenigen Begleitern in der Gegend von Leisnig, in dessen Schlosse* er Quartier genommen, auf die Jagd geritten: seine Hunde fielen in eine Heerde Schaafe ein, zerstreuten sie, bissen einige todt. Der Schäfer eilte in das nächste Dorf, klagte seine Noth, die Sturmglocke ertönte, die Bauern liefen zusammen, verfolgten die Jäger, es setzte, nachdem sie sie ereilt, „derbe Bauerschläge und als Stanislaus seine Autorität interponiren wollte, stieß ihn ein alter Soldat, Christian, mit einem Prügel dergestalt in die Seite, daß man ihn vom Pferde heben und wegtragen mußte." Ein Anderer hätte sich blutig gerächt, wohl das Dorf niederbrennen lassen, nicht so Stanislaus: er verzieh großmüthig.

Durch den Altranstädter Frieden verzichtete Friedrich

---

herr von Witzleben, die Kammerjunker von Pflugk und von Pentzig, der Kammerpage Bandemier, der Leibmedicus Dr. Prette, der Hofarchitect Dietze. Außerdem wurden sehr viele Personen gefährlich verletzt, es verbrannten auch über 50 Pferde und ein großer Theil der Bagage: des Oberhofmarschalls ganze Equipage ging verloren.

* Am 20. August 1707 finden wir Stanislaus in Meißen, wo er ebenfalls im Schloß wohnte.

August im Jahre 1706 zu Gunsten Leszczynski's auf die Krone Polens, allein als Karl XII. in der Schlacht bei Pultawa (27. Juni 1709) das Kriegsglück treulos, er in der Türkei Zuflucht zu suchen genöthigt worden, mußte auch Stanislaus den nur wenige Jahre behaupteten Thron wieder räumen. Vor den sächsischen Truppen floh er nach Pommern. Aus dieser Zeit finden wir die erste Spur davon, daß Leszczynski Besorgnisse vor Nachstellungen hegte. Ein Brief des Braunschweigisch-Wolfenbüttelschen General-Feldzeugmeisters von Jordan an den bekannten sächsischen Generalfeldmarschall Grafen von Flemming meldete diesem im Jahre 1711, es sei schwedischer Seits der Befehl gegeben worden, seinen (Jordans) Schwiegersohn, den Obersten von Wrangel, wenn er sich in Wismar zeigen sollte, festzunehmen, „le Roi Stanislas," wie es in dem Schreiben heißt, „s'imaginant par une peur panique, que Wrangel est expressement expédié du Roi pour l'enlever." Wrangel war allerdings wohl geeignet, Stanislaus Besorgnisse dieser Art einzuflößen, denn er war es, der mit wenigen Gefährten,* im Jahre 1704 die beiden polnischen Prinzen, die Söhne König Johann III. (Sobieski) von Polen († 1696), Jacob und Constantin, unweit Breslau gewaltsam aufgehoben und nach der Pleißenburg in Leipzig gebracht hatte. Karl XII. hatte dem Prinzen Jacob unter dem 23. December 1703 (2. Januar 1704) ein „diploma assecurationis" ausgestellt, worin er ihm versprach, ihm zu dem polnischen Thron zu verhelfen und mit aller Macht dabei zu schützen. Erledigte sich diese Zusicherung auch durch die spätern Ereignisse, so gerieth doch Jacob bei dem sächsischen Hofe in den Verdacht, „daß er gefährliche Machinationes intendirt," ja er ward beschuldigt, er habe Friedrich August mit Gift nach dem Leben getrachtet. Deshalb suchte man sich seiner zu bemächtigen und Wrangel

* Einer derselben, v. Kospoth, fiel im März 1706, als er dem König Friedrich August nach Krakau folgen wollte, in die Hände feindlicher Polen, die ihn angeblich aus Rache wegen jener That, in Stücken hieben.

ward, wie später seine Erben behaupteten, für die Gefangennehmung der Prinzen eine Summe von 20,000 Thlrn. versprochen. Prinz Constantin, gegen den man keinen Verdacht hegte, befand sich bei seinem Bruder, wollte sich nicht von ihm trennen und theilte seine Gefangenschaft,* deren Strenge der mitleidige Commandant der Pleißenburg, v. Hopfgarten, zu mildern sich vergeblich bemühte: auf seine Berichte kam keine Antwort: er schrieb, darüber klagend, u. a. an den Geh. Rath v. Bose (18. Mai 1701), die Prinzen verfielen in Me-

* Während der Gefangenschaft der polnischen Prinzen gelangte an den sächsischen Gesandten zu Regensburg, Gr. v. Werthern, „von guter Hand aus Salzburg," eine geheime Mittheilung aus Rom, daß die Mutter der Gefangenen, die Wittwe des Königs Johann III. von Polen (Sobieski) Maria Casimire Luise, (Tochter Heinrichs Marq. d'Arquien, aus dem Hause Bethune) den Plan gefaßt habe, den Prinzen Friedrich August aus Dresden entführen zu lassen, um ihn dann gegen ihre Söhne einzutauschen, daß auch „gegen die Person des Königs gefährliche machinationes unter der Hand wären." Die Geheimen Räthe ließen hierauf die Aufsicht über die Fremden in Dresden verschärfen, die Thorwachen verstärken und schickten einen Expressen an den in Polen befindlichen König, der unter dem 8. Mai 1704 aus Gozyce antwortete: „obschon die Gefahr dem äußerlichen Ansehn nach, weit entfernt zu sein scheine, sei doch mit der gebrauchten Vorsicht zu continuiren und des Prinzen Liebden auch nicht sonderlich außer der Festung (Dresden) zu hazardiren." Im Jahre 1715 glaubte man, daß der Prinz Constantin gefährliche Pläne hege und fördere: der Versuch, hinter seine Geheimnisse zu kommen, kostete zwei tapfern sächsischen Offizieren das Leben. Ein gewisser Hecht erbot sich nämlich, einem Polen, dessen Frau, wie er sich ausdrückte, die „Concopine" des Prinzen sei, eine die geheimen Papiere des Letztern enthaltende Schatulle abzulocken. Die Hauptleute de la Frise und v. Korf wurden abgesendet, um Hecht auf der schnellen Flucht, die er nach Erlangung der Papiere zu ergreifen angeblich beabsichtigte, zu unterstützen. Hecht ermordete aber Korf, bei dem er die zur Bestechung des Polen bestimmte Geldsumme vermuthete, im April 1716 in der Gegend von Ohlau und verrieth de la Frise den Polen, die ihn gefangen nahmen. Dieser vergiftete sich, wie es in einem Briefe heißt, „damit sie ihn nicht haben examiniren können," vielleicht auch, um sich den Grausamkeiten zu entziehen, welche die Polen an Gefangenen verübten: so hieben sie zu derselben Zeit dem Cornet Lehmann, der in ihre Hände fiel, Hände und Füße ab und hingen ihn dann auf.

lancholie, er fürchte, daß einer oder der andere plötzlich sterben möchte, indem er hinzufügte „und kann ich nicht beschreiben, waß sie vor Worde auß desperation reden und wem sie die Schuld geben, zumahlen der Jüngste, welcher unschuldig sitzet." Erst in Folge des Altranstädter Friedens wurden die Prinzen vom Königstein, wo sie seit dem 28. August 1706 verwahrt worden, am 17. December 1706 zunächst nach Dresden entlassen,* wo der König selbst ihnen den Degen wieder an die Seite steckte.

Daß damals (1711) Leszczynski's Besorgnisse begründet gewesen, man wirklich seine Festnehmung beabsichtigt habe, darüber haben wir nicht die geringste Andeutung in unseren Acten gefunden. Er entkam vielmehr unbehelligt nach Schweden.

Zu dieser Zeit versuchte der König von Preußen einen Vergleich mit ihm zu vermitteln. Der König beauftragte damit einen mit Leszczynski vertrauten Polen, der auf dessen Stammgut Lissa geboren und längere Zeit Gutsverwalter desselben gewesen war. Ueber die Mission selbst liegt uns ein von dem Abgesandten (dessen Name nicht genannt wird) in späterer Zeit niedergeschriebener Aufsatz vor, in welchem derselbe u. a. Folgendes angibt: „Als des verstorbenen Königs von Preußen Maj. im J. 1712 N. zum König Stanislav nach Schweden sandten, um ihn zu disponiren, daß er allen auf den polnischen Thron habenden Ansprüchen, so lange Ihro Maj. der König Augustus im Leben sein würden, renuncire, traf er ihn auf dem Wege aus Schonen nach Karlskrone an, wannenhero er mit ihm dahin fuhr. In Karlskrone verschloß sich der Stanislaus mit ihm und ließ sich den Inhalt von dem vortragen, was ihm vom König von Preußen unterm dato Charlottenburg den 8. Juli 1712 committirt worden war. In Karlskrone, allwo der Stanislaus allein war, ohne seine Gemahlin und Mama bei sich zu

* Manitius, Andenken an die Festung Königstein S. 128. Dresden, 1860.

haben, brachte ihn der N. durch seine Vorstellungen dahin, daß er nicht zwar schriftlich, aber mündlich gegen ihn sich heraus ließ und erklärte, nicht nur bei Lebzeiten des Königs Augusti, sondern gar niemals an die polnische Krone mehr zu denken, auch den König von Schweden dahin zu vermögen, daß er von seiner Animosität und von fernern Feindseligkeiten wider des Königs Augusti M. und Lande völlig abstehn sollte. Und als der N. ihm erwähnte, daß er beordert wäre, in dieser Absicht nach seiner Rückkunft aus Schweden, vollends bis Bender zu gehn und den König von Schweden gleichfalls zur Ruhe und friedlichen Gedanken zu bringen, fiel ihm der Stanislaus sofort in die Rede mit den Worten: Was, er will nach Bender gehn und den König von Schweden von seinem Vorhaben ab und zum Frieden bringen? Er weiß ja, was er vor ein harter Kopf ist, bei dem wird er nichts ausrichten, ich aber will und muß selbst nach Bender, wenn er auch des Teufels wäre, so will ich von Polen nichts mehr wissen, noch zugeben, daß meinetwegen Polen oder Sachsen in neue Kriegsflamme gesetzt oder daß meinetwegen auch nur ein einziger Mann ums Leben gebracht werde.

Nach einem Aufenthalt von 2 oder 3 Tagen ging Stanislaus von Karlskrone nach Schonen zurück, wohin ihn N. begleitete und aus allen Umständen und Discursen, wie er denn fast täglich etliche Mal mit ihm zu sprechen Gelegenheit hatte, wahrnahm, daß Stanislaus die wahre Intention hege, von seinen Forderungen auf die Krone Polen abzustehn, mit des Königs Augusti Maj. sich auf leidliche conditiones zu setzen und voraus den König von Schweden von ferneren Feindseligkeiten wider des Königs August Person und Dero Lande abzubringen." Der Berichterstatter erwähnt zugleich, Stanislaus habe vorgeschlagen, es solle ihm zu seinem standesmäßigen Unterhalt eines der Fürstenthümer in Schlesien, Liegnitz, Brieg oder Glogau, auf lebenslang eingeräumt werden: „er werde dann seinen Erbgütern nahe sein und doch nicht beständig in Polen wohnen dürfen, als woraus leicht

Jalouſie und Verdacht gegen ihn entſtehn könnte, weil ſeine bisherigen Freunde in Polen alsdann ſtets bei ihm würden ſein wollen."

Die Verhandlungen führten aber zu keinem Abſchluß, da der Graf von Flemming das Eingehn auf die Vorſchläge ablehnte, weil er Stanislaus weder in, noch in der Nähe von Polen wiſſen wollte. Dagegen bemerkten die ſächſiſchen Geheimen Räthe im Jahre 1712 in einem mit den polniſchen Angelegenheiten ſich beſchäftigenden Vortrage: „daß es höchſt nöthig ſei, daß J. Königl. Maj. aufs eheſte in guter Sicherheit von hier (Dresden) aus nach Warſchau aufbrechen möchten, weil es mitten im Königreich gelegen und durch Dero hohe Gegenwart Sie alles in gewünſchte Ruhe ſetzen würden." Der König erkannte die Weisheit dieſes Vorſchlags durch folgende eigenhändige Randbemerkung an: „Soh geſcheit ſaind wir ſelber."

Im Jahre 1713 wollte Stanislaus zu Karl XII. nach Bender reiſen, um deſſen Genehmigung zu ſeiner Reſignation einzuholen, er ward aber von den Türken feſtgenommen und längere Zeit als Gefangener gehalten. Nach ſeiner Entlaſſung ging er im J. 1714 nach Zweibrücken, welches ihm der König von Schweden zum Wohnſitz überlaſſen hatte.* Er ward aber von dem dortigen Gouverneur mit Widerwillen aufgenommen, derſelbe weigerte ſich insbeſondere das Schloß zu räumen, wozu er ſich erſt ſpäter entſchloß, wie ein Brief meldet: „avec beaucoup de mécontentement et des menaces." Leszczynski ließ ſich daher ein Landhaus, eine halbe Stunde von Zweibrücken erbauen, das er zeitweilig bewohnte. Sein Gefolge beſtand bei ſeiner Ankunft in Zweibrücken nur aus 4 Perſonen, denen jedoch bald mehrere folgten: er erklärte, daß er incognito bleiben wolle, und beſchränkte ſeinen

* Zweibrücken war 1681 an Karl XI. von Schweden gefallen, der es auf Karl XII. vererbte. Nach einer Mittheilung aus Paris ſetzte Karl XII. Stanislaus ſpäter auch noch eine Penſion von 100,000 Thlr. aus.

Aufwand anfänglich auf das Nothwendigste. So meldet ein Brief eines gewissen Plantamour vom 26. Juli 1714. Im November 1714 kehrte Karl XII. nach Deutschland zurück und es lag nun die Besorgniß nahe, daß auch Stanislaus wieder auf dem Kampfplatze erscheinen, der Eifer seiner Anhänger neues Leben schöpfen werde.

Vor ihren gefährlichen Plänen zu warnen, fühlte sich verpflichtet der Baron Georg Siegmund von Valvasor in wiederholten Briefen, in denen er ausführlich entwickelte, wie er mit eigner großer Lebensgefahr den Anschlag zweier schwedischer Offiziere ermittelt, den König Friedrich August zu vergiften: sein Muth, mit dem er die Bösewichter verfolgt, war ebenso bewundernswerth, als die Dummheit der Letztern unbegreiflich, die ihre Berathungen immer an Orten vorgenommen, wo ihr Verfolger sie unbemerkt hatte belauschen können: als Anstifter bezeichnete Valvasor den König von Schweden und Leszczynski: der Mord sollte durch einen an den König zu richtenden vergifteten Brief* und ein Giftpulver ausgeführt werden, welches man ihm „für eine Universalmedicin unter fingirtem Namen" zu übersenden beabsichtigte. Bald nach Eingang der Warnung Valvasors, traf auch in Warschau, wo der König Friedrich August sich befand, ein, J. E. B. v. Frisen unterzeichneter, Brief d. d. Dresden, den 4. December 1714 ein, mittelst dessen der Absender „eine Dosis von der Universalmedicin, welche er aus Frankreich von dem königlichen chymicus Mr. du Pless erhalten," dem König mit der Versicherung überschickte, „daß er selbst eine Messerspitze in einem Löffel Wein genommen und alle seine Glieder seien ihm gestärkt worden." Den Brief erbrach der Cabinetsminister Graf von Werthern, der in einer schriftlichen Mittheilung vom 26. December 1714 versichert, das Schreiben

* Durch einen solchen ward im J. 1707 das Leben des berühmten Helden, Prinz Eugen von Savoyen, in der That bedroht; s. a. Arneth, Prinz Eugen von Savoyen Bd. II. S. 33. Wien 1858.

ſei vergiftet geweſen und die Eröffnung habe ihm faſt das Leben gekoſtet. Die angebliche Univerſalmedicin erwies ſich bei der Unterſuchung des Leibmedicus Dr. Johann Daniel Geier, als ein „mit arsenico vermiſchtes Sublimat:" Thiere, welchen man davon eingab, ſtarben und der Leibmedicus, der unvorſichtiger Weiſe eine Probe damit an ſich ſelbſt machte, nachdem er ſich durch Gegengift genügend ſichergeſtellt zu haben glaubte, hätte dies bald mit ſeinem Leben bezahlt. Die Umgebungen des Königs in Warſchau geriethen in die größte Beſtürzung und beriethen, wie man wohl Valvaſor für den aufopfernden Muth, mit welchem er den Mordplan ausgeſpürt, genügend belohnen könne, nur der König „s'en mocqua," wie Graf v. Manteuffel dem Grafen v. Hoym meldete, „disant, que peut-être cet homme étoit lui même l'empoisonneur," da ging von Wien die Nachricht ein, daß derſelbe Mann, jedoch unter einem andern Namen, kurz vorher eine ähnliche Warnung nach Hannover mitgetheilt habe, des Inhalts, daß man den Prinzen von Wales nach dem Leben trachte:* auch dort war bald nach der Warnung ein vergif-

* Einige Jahre ſpäter leſen wir von einer andern Bedrohung des engliſchen Königshauſes, die auf eine Wiederholung der Pulververſchwörung, auf einen zweiten Guy Fawkes, hindeutete. Im Januar 1722 erhielten Lady Briſtol und eine andere Dame des Hofes, gleichlautende Briefe mit der Warnung, ſie möchten ſich an einem beſtimmten Tag nicht an den Hof begeben, weil der Palaſt von St. James mit der ganzen k. Familie in die Luft werde geſprengt werden. König Georg I. lachte, als man ihm die Kunde mittheilte und meinte, die Briefe ſeien gewiß von Jemand geſchrieben, der Lady Briſtol, die als leidenſchaftliche Spielerin bekannt war, um ihre Partie bringen wollte. Man unterſuchte aber doch alle Keller, fand aber nichts Beſorgen Erregendes. Ein ähnlicher blinder Lärm erſchreckte auch den König von Dänemark, Friedrich IV., im J. 1719. Um die Mittagsſtunde des 6. Januar ſtürzte ein Mann, Namens Guillos, ein ſeit 3 Jahren von Danzig nach Kopenhagen eingewanderter Kornhändler, athemlos in das Schloß und verlangte ungeſtüm den König ſelbſt zu ſprechen: die Bedeutung, daß die Zeit keine angemeſſene ſei, indem der König im Begriff ſtehe, ſich zur Tafel zu begeben, vermehrte nur ſeine ſichtliche

teter Brief und ein Packet mit Gift eingegangen. Man ſendete nun von Warſchau den Oberſten von Gefug nach Breslau, von wo aus Valvaſor geſchrieben hatte, und bei der dort gegen ihn angeſtellten Unterſuchung ergab ſich denn ſehr bald, daß Alles Lüge war, er ſelbſt das Gift gefertigt und abgeſendet hatte, in der Hoffnung „eine große Recompens zu erhalten." Dieſe „Recompens" ſollte er im Februar 1717 auf den Galeeren erhalten, er wußte ſich aber durch die Flucht der Strafe zu entziehn.

Die erſte Spur davon, daß man in den Umgebungen des Königs Friedrich Auguſt wirklich daran dachte, den von Stanislaus Leszczynski drohenden Gefahren zuvorzukommen, findet ſich in einem an den König gerichteten Briefe des General-Feldmarſchalls Grafen von Flemming d. d. Breslau, den 5. März 1715, dem auf ſeinem Umſchlage folgende Worte beigefügt ſind: „Lettre du Cte de Flemming au Roy, touchant Leszinski, laquelle le Roy a ordonné, qui fut gardée soigneusement." Das Schriftſtück lautet alſo:

Sire,

Je suis piqué au vif de ce que le Landgrave de

Aufregung und auf ſeine Verſicherung, daß ſeine Mittheilung nicht einen Augenblick Aufſchub geſtatte, rief man endlich den Miniſter von Scholten herbei. Guillos flüſterte ihm ins Ohr, der König ſchwebe in der größten Lebensgefahr, er ſolle eben bei der Tafel mit Confitüren vergiftet werden. Scholten eilte mit der Schreckensbotſchaft zum König, der Guillos zu ſich rufen ließ: dem König ſich zu Füßen werfend, wiederholte dieſer ſeine Angabe und bezeichnete vier Perſonen, darunter den Hofconditor, einen gebornen Sachſen, als die Mitſchuldigen. Sofort ward der Befehl gegeben, ſie feſtzunehmen: ehe dies aber noch geſchehn, erſchien auch ein Geiſtlicher, mit der Meldung, Guillos habe ihm die Verſchwörung in der Beichte entdeckt. Während der König nun ſein Mittagsmahl unter den größten Vorſichtsmaßregeln bei der Königin einnahm, wurden die Beſchuldigten arretirt. Bei ihrer ſofortigen Vernehmung läugneten ſie mit größter Beſtimmtheit Alles und es ergab ſich auch bei fernerer Befragung des Anklägers, daß Guillos — verrückt geworden war und die ganze Verſchwörung in ſeiner Einbildung beruhte.

Hesse, vient de proposer en faveur de celuy, que je saurois bien comment nommer, si je n'avois pas égard au titre, dont on l'a indignement honoré. Je m'estonne, qu'un Prince d'une maison aussi illustre, que celle de Hesse, puisse avoir de semblables pensées. Le depit que j'en ai, m'emporte au de là de mon naturel, qui n'est pas cruel et m'inspire des sentimens, dont je ne puis m'empecher de faire part à Votre Majesté: Je Luy dirai donc, que partant de Stanislas avec Montargon en chemin faisant, il me dit, qu'il s'estonnoit, qu'on ne tachoit pas de se saisir de l'homme en question, mort ou vif. Je luy demandai comment s'y prendre? Il me répondit, que Suhm lui avoit parlé de cette affaire, comme d'une chose tres facile à exécuter, et que comme celuy n'étoit pas un homme à chimeres, je pouvois compter la dessus. Je l'assurai, que pour mon particulier, j'employerois volontiers six mille ecus pour cette expedition, dusse-je être desavoué de Votre Majesté. Elle peut croire, que je n'ay parlé de cette manière, que pour faire voir, que je ne voulois point impliquer Votre Majesté en cela. Il me dit, qu'a ce prix on pourroit esperer la chose et qu'il étoit persuadé, qu'on reussiroit, mais qu'il falloit l'entreprendre pendant que l'autre étoit à Deuxponts et cela par des officiers, qui étant sans employ en France, seroient ravis de le faire sous l'esperance d'une recompense.

Depuis mon arrivée icy et apres avoir été informé des propositions du Landgrave par les ordres de Votre Majesté, ma bile s'est echauffée et cet entretien m'est revenu dans l'esprit. Je prie Votre Majesté, de me faire dire ses pensées là dessus par Mons. Gaultier et si la raison, qu'a Votre Majesté d'arreter Montargon, Luy paroit plus forte, que celle de le faire partir pour l'execution de ce dont je viens de parler, y joignant des instructions d'ailleurs necessaires pour la Cour de

France; je ferai aveuglement ce qu'Elle m'ordonnera. Votre Majesté n'aura pour m'expliquer sa pensée la dessus, qu'a me dire, que l'homme parte ou ne parte pas, cela me suffira pour l'entendre." etc.

Dem Kammerjunker Nicolaus von Montargon,* der in dem Briefe erwähnt wird, begegnen wir vielfach in den Correſpondenzen jener Zeit: „une fine mouche," wie ihn Graf von Werthern bezeichnet, war er mit dem franzöſiſchen Geſandten Abbé de Polignac nach Warſchau gekommen und trat nach dem J. 1696 in ſächſiſche Dienſte über. Der Feldmarſchall Graf von Flemming bediente ſich in den Jahren 1711 u. f. ſeiner, um Verbindungen in Polen zu unterhalten und auf geheimen Wegen Erkundigungen einzuziehen. Zu ähnlichen Zwecken ward er 1712 nach Utrecht geſendet, als dort die Friedensverhandlungen ſtattfanden: er ſtand in Verbindung mit dem franzöſiſchen Geſandten, Abbé de Polignac, und wußte manche intereſſante Notiz mitzutheilen. Als er wieder nach Warſchau zurückgekehrt war, verſuchte er mit Erfolg ſein Glück auch auf andern Wegen. Der Geheime Kriegsrath Baron von Gaultier ſchreibt über ihn aus Warſchau am 12. October 1713: „M. de Montargon avoit gagné au de la de 5000 ducats, mais il reperdit 3000 la veille. Hier matin M. de Montargon avoit regagné au de la de 3000 d. de M. le Comte de Vicedom, lequel se racquitta de 3000 d'une seule taille." Im Jahre 1714 ward er dazu beſtimmt, den Prinzen Friedrich Auguſt nach Frankreich zu begleiten, der ihn im November d. J. mit Depeſchen nach Warſchau ſendete. Wodurch er ſich die Ungnade des Königs zugezogen, erſehn wir nicht. Er ſchreibt am 27. Mai 1715 an Flemming, daß er ſeine weitern Befehle er-

* Nach einem Briefe ſoll er der Sohn eines Advocaten zu Nantes geweſen ſein. Man erzählte, ſein Bruder treibe in Paris einen Handel mit Federmeſſern und nannte ihn daher ſpottweiſe le Marquis de Canivet (von canif). Er ſtarb zu Paris am 22. September 1727.

warte, „sur l'affaire dont nous avons parlé en chemin“ und — was wohl die Hauptsache war — „une lettre de credit.“ In demselben Briefe beklagt er sich über die Kälte, mit der ihn der Prinz Friedrich August bei seiner Rückkehr zu ihm empfangen habe: wahrscheinlich kannte dieser Montargons Pläne und gab durch sein Benehmen seine Mißbilligung derselben zu erkennen. Flemming antwortete auf jenen Brief: „Vous aurez la bonté d'employer 10/m ecus dans l'affaire, que vous savez et d'en faire l'avance:“ er versprach Zahlung zur nächsten Michaelismesse. Damit bricht die Correspondenz ab. Montargon war 1719 wieder in Dresden, ging im Jahre 1721 nach Paris „pour ses affaires“ und zuletzt finden wir seinen Namen in einem Briefe des Grafen Moritz von Sachsen (später Maréchal de France) d. d. Paris, den 10. August 1725, worin dieser schreibt, Montargon sei in großer Besorgniß, weil er einem Abbé, der im Verdacht sei, Pasquille* auf die Regierung gefertigt zu haben, eine Postchaise geliehen, in der dieser entflohn sei. Der König ging übrigens, wie der Erfolg zeigt, nicht auf die Andeutungen Flemmings ein, Leszczynski blieb damals unbehelligt, wohl aber berichten uns gedruckte Quellen** von

* Wie früher und später häufig, machte sich auch damals die Unzufriedenheit in Paris durch mit scharfem Witz geschriebene Flugblätter Luft, deren Verfasser die Polizei trotz aller Bemühung ebensowenig zu ermitteln, als ihren Druck zu verhindern vermochte. Eines Tages erhielt der lieutenant général de police die Nachricht, die Druckerei der Pasquille befinde sich in einer Mühle beim Montmartre. Alsbald machte er sich in eigner Person auf den Weg, die Uebelthäter festzunehmen. Die Mühle war bald erreicht, allein es fand sich keine Presse darin, überhaupt nichts als ein Esel, der den Beamten mit seinem übeltönenden Geschrei empfing. Sehr entrüstet über die Mystification, fuhr der Polizeidirector zurück; ein Stück Wegs von der Mühle, kam ihm ein elegant gekleideter Reiter entgegen, der ihm beim Vorbeireiten ein Packet noch ganz nasser, boshafter, gedruckter Pasquille in den Wagen warf und dann schnell davonjagte.

** Leben des St. Leszczynski aus dem Französ. übersetzt durch Herrn ††† Leipzig 1770. S. 161. Histoire de Stanislas I., Roi de Pologne,

einem Versuch ihn gefangen zu nehmen oder gar zu ermorden, aus dem Jahre 1717.

Die Thatsache, daß Graf von Flemming damals den Plan gefaßt, Stanislaus gewaltsam aufheben zu lassen, ist allerdings begründet, ebenso gewiß aber, daß nur dies, nicht Mord von ihm beabsichtigt worden, wie die Parteigänger Leszczynski's zu verbreiten sich bemühten.

Es war Flemming gelungen, schon seit dem Jahre 1714 einen Mann in die unmittelbare Umgebung Leszczynski's aufnehmen zu lassen, von dem wir vermuthen, daß er Flemming als Spion diente und seine Pläne heimlich förderte. Gottlieb Biber hatte seit dem Jahre 1702 in Flemmings Diensten gestanden: im Jahre 1713 oder 1714 trat er bei Leszczynski als Cabinetssecretair ein. Ein förmliches officielles Patent, durch welches Biber zum gräflich Flemmingschen oder k. polnischen und churfächsischen Hof- und Staats-Spion ernannt worden, haben wir natürlich nicht gefunden, Flemming läugnete auch im Jahre 1726 in einem Schreiben an den damaligen Gesandten zu Paris, Graf von Hoym, daß er mit Biber in Correspondenz gestanden habe, allein es liegen uns schon aus dem Jahre 1714 Abschriften von Briefen* Bibers vor, die allerdings sehr dunkel gehalten sind,

---

par Monsieur DC*** à Francfort 1740. tom. I. p. 156 sq. M. R. Merkwürdigstes Leben des K. Stanislai. Frankfurt und Leipzig 1736. S. 463 u. f. Leben Stanislai I. Stockholm 1741 S. 173 u. f. Nordberg, Histoire de Charles XII: à la Haye 1792 t. III. p. 310 sq. D. F. (Faßmann), Leben und Thaten Friedrich Augusti. Hamburg und Frankfurt 1733. S. 846 u. f. Voltaire, histoire de Charles XII. 1785 pag. 396. Billiger, Geschichte des Kurstaates und Königr. Sachsen Th. II. S. 256. Gretschel, Geschichte des sächs. Volks und Staates Th. II. S. 570 u. f. A. Stern, Vier Titulaturkönige im achtzehnten Jahrhundert. S. 112. Dresden 1860.

* Eine mündliche Besprechung, die Biber im November 1714 mit Flemming in Breslau suchte, lehnte dieser, wahrscheinlich um keinen Verdacht zu erregen, ab. Brief Flemmings an den Gr. v. Vitzthum vom 18. Novbr. 1714.

aber soviel an die Hand geben, daß zwischen ihm und Flemming eine geheime Verbindung bestand und Ersterer Pläne des Letzteren theilte, von denen wir nach der Stellung der Parteien, nicht annehmen können, daß sie den Interessen Leszczynski's förderlich gewesen. Biber hatte sich aber das volle Vertrauen seines Herrn und eine so angesehene Stellung an dessen Hofe erworben, daß er u. a. den Ehevertrag der Prinzessin Marie, Tochter Leszczynski's, mit König Ludwig XV. von Frankreich im J. 1725 mit unterzeichnete. Später schöpfte jedoch der Herzog von Bourbon Verdacht gegen ihn und veranlaßte Leszczynski, ihn im Januar 1726 zu entlassen. Der sächsische Gesandte zu Paris, Gr. v. Hoym, gab sich vergeblich viele Mühe den eigentlichen Grund der Entfernung Bibers zu ermitteln, er erlangte aber bloß die allerdings ungenügende Auskunft, „que le Roi avoit eu ses raisons." Sofort nach seiner Entlassung bot Biber dem Grafen von Flemming seine Dienste wieder an, der diese auch nicht ablehnte, jedoch ihm unter dem 13. Februar 1726 schrieb: „Vous jugerez vous même, qu'il ne conviendrait pas de le faire si tot, puisque cela confirmeroit le faux bruit, que les gazettes ont debitées à votre sujet." Dieses Bedenken erachtete Flemming aber schon im Mai desselben Jahres für erledigt, indem er Biber zu dieser Zeit als Secretair mit 500 Thlr. Gehalt in seiner Kanzlei anstellte, während andere Secretaire nur 300 Thlr. erhielten: Biber lehnte daher vortheilhafte Aussichten in russische Dienste zu treten, ab, die ihm durch den schwedischen Grafen von Welling eröffnet worden waren. Im Mai 1727 erhielt er den Titel eines Legationsrathes: auf Flemmings Veranlassung schrieb er eine ausführliche Denkschrift über seine Wahrnehmungen während seines Aufenthalts bei Leszczynski, die sich leider nicht erhalten hat, er unterhielt auch fortlaufende geheime Correspondenzen mit Personen aus der Umgebung Leszczynski's, die ihm Nachrichten zugehn ließen.

Daß Biber demnach bei den Vorgängen, die wir hier

zu erzählen haben, seine Hände im Spiele gehabt, mögen wir, wenn auch sein Name nicht genannt wird, nicht bezweifeln.

Biber war übrigens nicht der Einzige, dessen sich Flemming damals als Kundschafter bediente.* Er hatte u. a. einen Secretair Hahn in Breslau in seinen Sold genommen, der mit mehreren Anhängern Leszczynski's vertraut war und was er ihnen entlockte, dem Grafen mittheilte. Durch ihn erfuhr Flemming u. a., daß Leszczynski im Frühjahr 1717 einen treuen Diener, den Hofjägermeister Jakubowitz mit wichtigen Briefschaften nach Polen gesendet hatte. Hahn erhielt die Anweisung „ihn aufzuheben und ihm die bei ihm befindlichen Briefe abzunehmen" und zugleich eine offne Ordre (vom 12. Juni 1717,) worin allen Regimentscommandanten befohlen ward, Hahn „zu assistiren." Hahn täuschte aber die Erwartungen Flemmings und die Correspondenz mit ihm bricht mit der Versicherung des Letztern ab: „Ich will sein Narr nicht länger sein."

Zunächst war es jetzt (im Jahre 1717) ein hannöverscher Offizier, der seine Dienste dem Grafen von Flemming „zur Enlevirung" Leszczynski's anbot. Nachstehendes Schriftstück enthält den Plan, den er vorlegte und die Bedingungen, die er stellte:

„Praetensiones

so mir zu Endesunterschriebenen verhoffe von Ihro K. Majestät und Ihre Excellenz dem Hrn. General-Feldmarschall werden accordiret werden, wenn die Enlevirung des Stanislaus aus Zweybrücken unternehme, wozu ich mich freiwillig offerire.

---

* Der Marq. de Fleury schreibt einstmals bei Erwähnung eines solchen geheimen Agenten Flemmings „le Feldmarechal le crut propre aux manoeuvres, qu'il étoit accoutumé de faire faire à des émissaires, qu'il dispersoit en differentes cours, plus pour ses vues particulières, que par l'exigence du service de S. M."

1.

So ist bekannt, daß meinem gnädigsten Herrn Ihro K. M. von England und Churfürsten von Hannover von Jugend auf gedient und wo ich Zeit Lebens employ zu hoffen habe, welche Dienste aber vorher quittiren muß, ehe mir zu selbiger Enlevirung resolviren kann, denn mich sonsten, wenn in selbigem Diensten bliebe, viele Ungelegenheit von meinem allergnädigsten Herrn zuziehen könnte, also ist

2.

mein unterthänigstes Begehren, daß Ihro K. Maj. und Ihro Excellenz der Herr General-Feldmarschall mir die allergnädigste Versicherung geben auf eine Compagnie Cavallerie und zwar unter einem Regiment, so alle Zeit in Friedenszeiten stehn bleibt und keiner Abdankung unterworfen ist. Im Fall aber oberwähnte Abdankung selbigen Regiment doch ohn Verhoffen widerfahren sollte, so werden Ihro K. M. doch die hohe Gnade vor mich haben und Zeit meines Lebens in Dero Diensten behalten. Dieses ist was prätendire, im Fall ich nicht reussiren sollte, in meinem Vernehmen. Sollte aber

3.

das Glück haben, meinem Willen und Meinung nach in selbiger Enlevirung zu reussiren, so werden Ihro K. M. die Gnade vor mich haben und als Obrister und Commandant bei einem alle Zeit stehenden Regiment Cavallerie setzen und meine aufgewendete Reise und andere Unkosten allergnädigst gut thun lassen, denn mich offerire alles zu unternehmen, was einem honetten und rechtschaffnen Offizier zukommt und alle Auslagen und Depensen thun will, so meiner Seits dazu erfordert werden.

4.

Melde ganz gehorsamst, daß vorhero nach Paris gehn muß, um bei dem schwedischen ambassadeur Baron Sparre

mich beliebt zu machen, damit von selbigem eine Recommandation an den Herrn Gouverneur von Zweybrücken erlange, damit man desto sicherer und ohne Verdacht bei selbigem aufhalten kann, ingleichen in Equipage zu setzen mit englischen Pferden, daß mit Ihm in rechte Bekanntschaft kommen kann, um desto ehender und leichter mein Vorhaben ausführen zu können und dieses kann nicht ehender geschehn, bis nach Ostern, wenn die Parforcejagd wieder angeht, denn zur selbigen Zeit der Stanislaus 5 bis 6 Meilen von Zweybrücken zu jagen pflegt und zuweilen ganz allein. Zu diesem aber gebrauche noch einen guten Offizier mit 5—6 andern Offizieren, welche, sobald ich von Paris zurückkomme und in Zweybrücken etliche Zeit gewesen, auf mein Zuschreiben, sogleich an den Ort kommen müssen, so ihnen benennen werde, um mich ferner mit denselben zu unterreden, mit dem Obristleutnant Jasmund Abrede nehmen, mit welchem von Dresden und andern Orten aus alle Zeit correspondiren werde in dieser Sache.

Otto Reinhold von V."

Auf diese Schrift folgt in den Acten das Concept eines an den (erst 1719 gegrafften) Cabinetsminister Christoph Heinrich von Watzdorff gerichteten Schreibens d. d. Warschau, den 6. Februar 1717, worin der ungenannte Briefsteller (jedenfalls der Graf von Flemming) schreibt: „Habe vor dieses Mal nur soviel melden wollen, daß die bewußte Sache mit dem hannöverschen Offizier durch den Hrn. General Jahnus ganz allein muß außgemacht werden, ohne daß der König, noch sein ministerium, darein entriret und kann der Herr von Jahnus Ihm versprechen, daß, wenn Er in seinem dessein nicht reussiren solle, Ihm dennoch eine compagnie cavallerie soll gegeben werden, Ihn aber als Obersten und commandant zu einem regiment zu setzen, im Fall Er sein Vornehmen glücklich ausführte, geht nicht an, sondern Er muß Sich mit dem Obristleutnant Platz vergnügen, die aufgewendeten Unkosten aber soll Er in diesem letztern Falle

ersetzt bekommen. Der Herr Bruder beliebe nun dem Herrn General zu sagen, daß Er nur wie vor Sich zusehn solle, was weiter in dieser Sache wird zu thun sein und solche nach seinem Gutbefinden vollends intaminiren."

Den General Jahnus von Eberstädt selbst, wies Flemming mit der Bemerkung, daß „die Conditionen des Hannöverschen Offiziers angenommen würden" an, er solle denselben „als Capitain in Dienst engagiren, den Offizieren, so ihn assistiren würden, eine Compagnie versprechen, Alles benöthigte mit ihm verabreden und ihm die erforderlichen Gelder auszahlen."

Dem Cabinetsminister von Watzdorff, einem strengrechtlichen Biedermann, der krumme Wege nicht liebte und deshalb öfters in Differenzen mit seinen minder bedenklichen Collegen gerieth, widerstrebte der Vorschlag V's., zumal da dieser sich eventuell erbot, Leszczynski „da die Entführung nicht anginge, todt zu schießen." Statt die Verhandlungen zu fördern, suchte er wahrscheinlich sie zu hindern, was ihm auch gelungen sein muß, denn V's. Name wird bei den spätern Vorgängen nicht erwähnt. Dagegen meldet unter dem 9. August 1717 der geheime Kriegsrath von Suhm aus Paris dem Grafen von Manteuffel, der Generalmajor von Casanova * habe sich gegen ihn erboten, Stanislaus auf der Reise, die er dem Vermuthen nach, nach dem Norden beabsichtige, aufzuheben, „de s'assurer de sa personne, de la conduire aux états les plus proches du Roi." Suhm bemerkte dabei, „que les Suedois sur le lieu aussi bien qu'ailleurs, ne seroient pas fachés, d'être defaits de Stanislaus." Graf von Manteuffel, der wahrscheinlich von andern Verhandlungen, welche der Graf von Flemming immittelst eingeleitet haben mochte, keine specielle Kenntniß hatte, antwortete darauf am 23. August 1717 „Le projet, dont vous faitez mention dans votre lettre du 9 Aout, ne me deplait pas, mais il

* Wir finden ihn im J. 1711 als polnischen Brigadier aufgeführt.

me faut 4 ou 5 jours pour y reflechir.“ Den Erwägungen, welche Graf von Manteuffel beabsichtigte, waren jedoch die Ereignisse vorausgeeilt.

Theils einzeln, theils in kleinen Trupps trafen auf verschiedenen Wegen am 12. August 1717 in der Gegend von Zweibrücken 12 Reiter ein: es waren der Oberstleutnant Surmont, der Major Perot, die Kapitains Laurent de la Croix, Jean Baptiste Adrien du Parque, Tournal, Liou, Forbes, die Leutnants Schmit, Kretschmar, Petsch, der Fahnjunker de Rive und ein Diener, Johann Conrad Grave: ein dreizehnter Genosse derselben Gordon (oder Cordon) war mit einer Anzahl Pferden in der Gegend von Worms geblieben. Die Fremden nahmen einzeln in Dörfern und einsam gelegenen Höfen Quartier, kamen aber täglich zusammen. Ihr Plan war, Leszczynski, der, wie ihnen bekannt war, den 15. August sich zu einer kirchlichen Handlung in das Kloster Graventhal zu begeben beabsichtigte, in einem an der Straße dahin gelegenen Walde aufzufangen, nach Worms und von da nach Sachsen zu bringen. Der Plan ward aber verrathen: nach einem uns vorliegenden Briefe war ein Bauer, bei dem die Fremden sich einquartiert, mit ihnen wegen einer geringen Summe in Streit gerathen: darüber erzürnt, beobachtete er das Treiben seiner Gäste und ihrer Genossen, das schon seinen Verdacht erregt hatte, genauer und zeigte, nachdem er ihr Geheimniß erlauscht, die Sache in Zweibrücken an. Nach Angabe gedruckter Quellen war es dagegen ein Offizier, Montauban,* den Laurent de la Croix für den Plan gewonnen zu haben glaubte, der am Tage vor der

* Wir begegnen diesem Namen in unsern Acten im J. 1728 wo sich der Chevalier de Montauban erbot, dem General von Debrose im Haag geheime Nachrichten aus Paris wöchentlich für einige 100 fl. jährlich zugehn zu lassen, mit der Versicherung, daß „son correspondant étoit chez le garde des sceaux.“ Der Feldmarschall Graf von Flemming lehnte aber auf die erste Probe hin, den Vorschlag ab, „puisque ses nouvelles ne sont que des productions d'une imagination creuse.“

Ausführung einem Begleiter Leszczynski's, dem Grafen von Poniatowski, den Anschlag entdeckte. Am 15. August schlug der Wagen Leszczynski's zur gesetzten Stunde den Weg nach Graventhal ein, er barg aber nicht seinen Eigenthümer, sondern einen muthigen Polen, Telembski, der Stanislaus Platz zu der gefährlichen Fahrt bereitwillig eingenommen hatte: ein starker Trupp Reiter ward gleichzeitig von Zweibrücken aus abgesendet, um die Auflaurer gefangen zu nehmen. Es scheint nicht, daß ein Angriff auf den Wagen stattgefunden hat, vielmehr wurden die im Walde versteckten Reiter überrascht, ehe sie sich vollständig versammelt hatten. Zwei, die Hauptleute Laurent de la Croix und du Parque, wurden festgenommen, die Andern entkamen trotz lebhafter, bis in die Gegend von Saarbrücken fortgesetzter Verfolgung: am Nachmittag ward noch der Diener Grave im Walde aufgefangen. Fünf der Flüchtigen, unter ihnen Surmont und Forbes, suchten bei dem sächsischen Residenten in Frankfurt a. M., Steinheil, Schutz, der ihnen Mittel zum Weiterkommen verschaffte.

Die Aussagen der in Zweibrücken vernommenen Gefangenen liegen uns nicht vor, wir können nur aus einem von dem dasigen Gouverneur, Baron von Strahlenheim an den schwedischen Residenten Sternhöck in Wien gerichteten Schreiben, die Bestätigung dessen entnehmen, was die gedruckten Quellen besagen, daß die Gefangenen den Anschlag, Leszczynski festzunehmen, unumwunden zugestanden. Laurent de la Croix und du Parque hatten ebenso wie einige der andern Verschwornen, in sächsischen Diensten bei dem Seissanschen Regiment gestanden. Dieses Regiment war einige Zeit vorher aufgelöst worden: der Commandant desselben, Generalleutnant Joseph Anton Graf von Seissan* erhielt das bisherige Goltzische Regiment zu Fuß, die Offiziere, soweit sie nicht anderweit Anstellung fanden, wurden entlassen, die Unteroffiziere und Gemeinen unter

* Er wird auch einige Mal als Marquis bezeichnet. Ueber ihn s. auch Arneth, Pr. Eugen von Savoyen II. S. 121.

andere Regimenter vertheilt. Dies ordneten Reſcripte vom 18. December 1716 und 10. März 1717 an. Mehrere der von uns angezogenen Schriften bemerken, daß der Generalleutnant Graf von Seiſſan ſelbſt bei dem Anſchlage mit betheiligt geweſen, daß er die Offiziere ſeines frühern Regiments abgeſendet habe. Unſere Quellen geben hierüber keine beſtimmte Auskunft: ein Brief aus Zweibrücken vom 30. Auguſt 1717 nennt ſeinen Namen mit der Meldung eines unverbürgten Gerüchts, es ſei „außer den 12, eine Partei von 100 Mann unter General Seiſſan von Frankfurt unterwegs geweſen.“ Als ſpäter (im J. 1725) der Capitain Liou ſich an Flemming mit der Bitte um eine Penſion wendete, unter dem Anführen, daß er wegen ſeiner Betheiligung an „une certaine expédition dont Stanislas a connaissance“ in ſein Vaterland, Frankreich, zurückzukehren nicht wagen dürfe, wurden in das Concept des Antwortſchreibens Flemmings die Worte mit aufgenommen: „l'expédition pour laquelle Vous ditez ne pouvoir être avec sureté en France, a été entreprise par M. de Seissan seul, ainsi c'est à luy à dedomager ceux, qui y ont été employés,“ allein der Feldmarſchall ſtrich dieſe Worte weg. Falſch iſt jedenfalls, wenn Seiſſan mehrfach als ein Abentheurer bezeichnet wird: er hatte Frankreich, ſein Vaterland, wegen vermeintlicher Zurückſetzung verlaſſen, auch ward ihm ſpäter (1719) die Erlaubniß zur Rückkehr dahin verweigert, er ward aber in Sachſen als ein ſehr tüchtiger Offizier geſchätzt und 1714 zum Generalleutnant ernannt. Im Jahre 1719 nahm er ſeinen Abſchied, wobei er „comme une marque du contentement de S. M.“ das Portrait des Königs erhielt: er verließ Sachſen und hielt ſich im Jahre 1721 im Geheimen in Paris auf:* ſpäter ſuchte er durch Vermittelung des ſpa-

* Dahin ward ihm im J. 1721 der Stern zum weißen Adlerorden, den ihm König Friedrich Auguſt verliehn, nachgeſendet: das Kreuz hatte er ſchon früher erhalten: dieſes letztere ward ſpäter gar nicht mehr ausge-

nischen Gesandten im Haag eine Anstellung in Spanien: vom Jahre 1722 an lebte er in Utrecht und man glaubte, daß er mit dem Prätendenten (Jacob III.) in Verbindung stehe und dort, wie der General Debrose (de Brosse, später sächs. Gesandter im Haag) schreibt, verweile: pour être à portée en cas de besoin avec un grand nombre d'officiers espagnols, pour agir en faveur du prétendant." Dieser Fall trat nicht ein und Seissan ging daher im J. 1724 nach Spanien, wo er die Meinung zu verbreiten suchte, als habe er Aufträge vom sächsischen Hofe, ein Gerücht, dem man, jedoch auf sehr schonende Weise, zu widersprechen, sich in Dresden veranlaßt fand. Ein Brief aus Madrid vom 13. November 1724 meldete dem Grafen von Flemming, der sich nach Seissans Geschick erkundigt hatte: „il a été fait capitaine général, mais il n'a jamais pu avoir ny commandement, ny gouvernement, ny appointement." Seine damalige Bewerbung um den Posten eines spanischen Gesandten in Petersburg hatte zwar keinen Erfolg, doch erlangte er wenigstens eine Pension von 1000 Pistolen. Er starb zu Madrid am 8. Januar 1728. Viele Jahre später suchte einer seiner Neffen, Rechtfertigung seines Namens gegen die Gerüchte, welche seinen Oheim mit dem Attentat gegen Leszczynski in Verbindung gebracht hatten. Ein Graf von Seissan schrieb aus Beziers den 10. Juni 1756 an den Minister Grafen von Brühl „un auteur fameux" (wahrscheinlich Voltaire) habe seinen verstorbenen Oheim als einen „aventurier" und als das Haupt jenes Entführungsplanes bezeichnet. „Votre Exc.," fährt der Briefsteller fort, „sait mieux que personne, la verité de ce fait: Elle n'ignore

geben, so daß der weiße Adlerorden nur eine Classe behielt. Im J. 1726 war der alleinige Inhaber des Kreuzes nur der Generalmajor v. Pflugk. Das Paket, welches die für Seissan 1721 bestimmte Decoration enthielt, ging aber durch die Schuld eines Neffen des Generals, des Chevalier de la Serre, der es an sich genommen, verloren, worüber sehr viel Papier verschrieben ward.

point, que pourlors mon oncle étoit Général Major ou même lieutenant Général des armées du feu Roi de Pologne, et que le chef de ce parti étoit un nommé La Croix, Major du regiment Seissan: voila apparemment ce qui a occasionné l'équivoque."

Graf Brühl ging auf die beantragte öffentliche Widerlegung der Angabe des „auteur fameux" nicht ein. Er antwortete: „comme la fausseté calomnieuse de tout l'attentat injurieux, dont il s'agit, malicieusement inventé allors par les ennemis du feu Roi, a été d'abord publiquement declarée dans le temps, ce serait faire trop d'honneur à l'auteur mal avisé etc., que de vouloir justifier feu votre oncle contre un pareil mensonge."

Kehren wir, nach dieſer Abſchweifung, nach Zweibrücken zurück. Die Steckbriefe und Requiſitionen an die benachbarten Regierungen, welche man den Flüchtlingen nachſendete, blieben ohne Erfolg, die Unterſuchung aber gegen die Gefangenen vor dem Kriegsgericht nahm einen ſehr raſchen Verlauf und endete mit einem Erkenntniß auf den Tod durch den Strang und Flechtung der Körper auf das Rad. Der edelmüthige Leszczynski begnadigte aber die Verurtheilten und entließ ſie, nachdem er ſie noch, wie in dem „Leben Stanislai I. Stockholm 1741" S. 179 erzählt wird, beſchenkt. Der ſchwediſche Bevollmächtigte für Bremen zu Regensburg ſchickte aber an ſämmtliche Geſandten daſelbſt „une rélation touchant un prétendu projet d'enlèvement de St. Leszczinski, par ordre de S. M. Polonaise" und Leszczynski ſelbſt veröffentlichte den Vorgang durch eine franzöſiſche Druckſchrift,*

* Als Verfaſſer derſelben nannte ſich ſpäter ein Profeſſor de Fert, der 1717 in Zweibrücken, 1725 aber in Coburg lebte: man erfuhr in Dresden, daß er im Beſitz der Chiffre ſei, deren ſich Stanislaus zu ſeinen Correſpondenzen nach Polen bediente und der Geh. Kriegsrath de la Sarraz ward im J. 1725 beauftragt, mit dem Profeſſor wegen Mittheilung dieſer Chiffre zu verhandeln. Der Letztere war auch dazu bereit, allein die Verhandlungen führten nicht zum Ziel, zum Theil deshalb, weil de Fert ſich ſehr be-

gegen welche ſächſiſcher Seits eine Gegenſchrift in derſelben Sprache, „de Dresde ce 12 Septbr. 1717," (4 Seiten in 4.) erſchien, in welcher jede Mitwiſſenſchaft in Abrede geſtellt ward. Auch Flemming verſicherte in ſeinem Briefe „que ces sortes de choses ne nous sont jamais venues dans l'esprit et si nous avions pensé à cela, on auroit pu avoir tout autre moyen etc. Nous nous mettons fort peu en peine de l'oiseau de Deux ponts. Je connais les pélerins de ce coté: peut-être ont ils attrapé quelques officiers mécontents d'être congedié de notre armée, à qui ils font faire ce jeu pour argent. En Pologne ces sortes de comoedies se jouent souvent." Der ſächſiſche Geſandte zu Paris ward ebenfalls in dieſem Sinne angewieſen, er ſolle vorſtellen, „es ſei eine Invention von Stanislaus, um dadurch etwas mehreres in ſeinem Vortheil bei dem König von Schweden auszubringen oder auch von Leuten angeſtellt, deren Abſicht dahin gegangen, ſich auf der einen oder andern Seite etwas zu verdienen." Als Laurent de la Croix und du Parque am 18. December 1717 nach Dresden zurückkehrten, ließ Graf Flemming ſie arretiren und auf den Sonnenſtein bringen, „weil ſie ihm Unwahrheiten angedichtet," wie ein officielles Schreiben beſagt. Ein ſpäterer Brief des Grafen an Seiffan erinnert dagegen dieſen daran, daß jene Offiziere auf ſeinen Antrag feſtgenommen worden, weil ſie bei der „affaire" begangen, „des fautes

---

leidigt fühlte. daß er in einem Briefe als „déchiffreur" bezeichnet worden. Als eine Zeitung einen mißliebigen Artikel über den Vorgang in Zweibrücken brachte, deren Verfaſſer man in dem Secretair der Anhaltiſchen Geſandtſchaft zu Regensburg vermuthete, meinte Graf von Manteuffel, es ſei jedenfalls nöthig, „ihm das Handwerk zu legen" und ſtellte dem ſächſiſchen Geſandten zu Regensburg, von Gersdorf zur Erwägung: „ob der Endzweck durch Aſſignirung einer guten Doſe Stockſchläge auf des Verfaſſers Puckel am beſten zu erreichen oder wie derſelbe etwa ſonſt gewonnen und von ſeiner bisherigen Schreibart abgebracht werden möchte." Der Geſandte ſchlug den mildern Weg ein, der denn auch zum Ziele führte.

terribles.“ Wie lange ſie hinter Schloß und Riegel geſeſſen, erſehn wir nicht.

Trotz des Mißlingens dieſes Anſchlags ward der Plan, Leszczynski aufzuheben, nicht aufgegeben, vielmehr ſetzte Graf von Flemming die Verhandlungen mit dem Generalmajor von Caſanova fort. Mit Beziehung hierauf ſchrieb der ſächſiſche Geſandte zu Paris, von Suhm:

„Le dessein d'enlever Stanislas, est attribué à notre Cour, parce qu'il y a des Saxons et des Polonais employes à ce qu'on dit, cependant on ne fait nulle mention encore de ce que les gens arretês ont dit pour leurs raisons. Cet incident rompera peut-être les mesures proposées d'icy, en cas qu'on les agrée, parce qu'on sera plus sur ses gardes doresnavant, cependant si la personne en question (Caſanova) continue dans son plan, il pourroit reussir peut-être, parce qu'on ne s'imaginera pas, que de ce cóte cy, il puisse arriver chose semblable immediatement apres la decouverte qu'ils viennent de faire; les ordres qu'on donnera la dessus, serviront de regle icy et s'il n'en est pas besoin, la personne en question retournera sans luy, aussitot qu'il aura fini ses affaires, qui sont en bon train et pretes à être expediées.“

Caſanova reiſte im October 1717 nach Strasburg, wahrſcheinlich um von dort die Gelegenheit zu erſpähen, kehrte aber nach 4 Wochen unverrichteter Sache zurück. Der Schriftenwechſel zwiſchen ihm und dem Grafen von Flemming geht nun mit Unterbrechung noch durch mehrere Jahre hindurch, iſt aber zum Theil in nicht mehr lesbarer Geheimſchrift, auch ſonſt ſo myſtiſch gehalten, daß wir über den Weg, den Caſanova einzuſchlagen beabſichtigte, im Unklaren bleiben. Er ging im Jahre 1719 nach dem Haag, wo er mit dem Fürſten Kurakin in Verbindung trat. Er meldete von dort, dieſer habe ihm geſagt: „si je voulois rendre un grand service au Czar, le plus sure moyen étoit d'engager Stanislas

dans son parti.“ Casanova machte nun Leszczynski, zu dem er sich begab, den Vorschlag, „de se jetter entièrement dans les mains du Czar,“ und erlangte auch eine nicht ablehnende Antwort. Er schreibt zu derselben Zeit, Weißenburg, wohin sich Leszczynski begeben, sei zu gut mit Truppen besetzt und fügt hinzu: „ceci seulement est pour vous faire connaitre la difficulté, qu'il y aurait de rien entreprendre.“ Wie er angiebt, hatte er einen Mann in der Umgebung Leszczynski's, den er Jathomi bezeichnet, für seine Pläne gewonnen, der ihn aber, nachdem er einige Tausend Thaler von ihm erhalten, täuschte. Im April 1720 finden wir Casanova wieder im Haag, wo er sich sorgfältig verborgen hielt und den General Debrose durch die Versicherung, er sei vom König Friedrich August mit geheimen Aufträgen versehn, bewog, sich für seine Schulden zu verbürgen. Im Juni 1720 forderte Graf Flemming Casanova auf, er solle incognito mit ihm zusammentreffen, um weitere Rücksprache über die „entreprise“ zu nehmen, welche Flemming gleichzeitig dem Grafen Manteuffel als „aussi téméraire que croustilleuse“ bezeichnet. Hiermit hört des Generalmajors Correspondenz mit Flemming auf und nur in den Briefen Debrose's, der als Bürge in Anspruch genommen ward, wird wiederholt der verschwundene „Mr. Casenow“ erwähnt, bis Graf Flemming im Jahre 1721 die Zahlung der Schuld vermittelte. Ein Brief vom November desselben Jahres meldet, „Casanauf,“ wie er genannt wird, sei in Chotzim, „chargé des affaires de Stanislas, en voulant traiter avec Apti Passa, qui n'a pas voulu l'écouter.“ Flemmings Anweisung an den polnischen Groß-Feldherrn Grafen von Sieniawski, er möge Casanova auf gute Manier nach Polen locken und dann festnehmen (im Januar 1722) konnte nicht zur Ausführung gebracht werden. Hiermit verschwindet er uns.

Immittelst hatte der König von Schweden, Karl XII., am 30. November 1718 in den Laufgräben von Friedrichs-

hall durch eine Kugel geendet. Der Maltheserritter von Hecker theilte in einem Briefe an den Graf von Lagnasco vom 16. Januar 1719 ein Gerücht mit, über den Tod des Helden, das wir, da es eine uns neue Vermuthung aufstellt, hier beiläufig anschließen wollen. Ein Offizier, den der mit Karl XII. Schwester und Nachfolgerin Ulrike Eleonore, vermählte Erbprinz von Hessen, an seinen Vater nach Cassel gesendet und der dann nach Dresden kam, erzählte, „des circonstances très mémorables de la mort du Roy de Suede:" er versicherte, dem König sei die hartnäckige Vertheidigung der Festung und der schon erlittene Verlust von 6—700 Mann, sehr zu Herzen gegangen, er habe bei einem Sturm ein großes Blutbad befürchtet, seine Truppen seien überdies schwierig geworden: verzweifelnd am Erfolg, habe er „par un coup de désespoir" beschlossen, den Tod zu suchen. „En effet," fährt der Briefsteller fort, „a ce que dit l'officier, le Roy s'habilla ce jour là fort proprement, ayant mis un nouvel habit, les meilleures linges, l'epée et dans cet equipage, après avoir reposé quelques heures, il s'en alla à la tranchée et aussitot qu'il y fut arrivé, s'y arreta, s'appuyant sur ses coudes et tenant la main à ses joues, comme s'il y eut voulu attendre patiemment le coup fatal, qui le jetta tout roide à terre, par une balle à mousquet, qui ayant percé une temple, sortit par la machoire inferieure."

Obwohl Leszczynski nach dem Tode seines Beschützers weniger gefährlich erscheinen mußte, so gab Flemming doch seine Verfolgungspläne nicht auf. Wir finden aus dem Jahre 1720* u. f. fragmentarische Notizen über Verhand-

* Als Curiosum aus dieser Zeit wollen wir beiläufig gedenken, daß im Jahre 1720 oder 1721 der Plan zu einer Theilung Polens von einem Juden, dessen Name nicht genannt ist, gefaßt ward. Mit dem Vorschlag erschien derselbe beim König Friedrich August, der ihn dem Grafen von Flemming zusendete. Der Jude versicherte, „que c'étoit le moyen de racommoder la Saxe avec le Czar et le Roy de Prusse," welcher Letztere

lungen zwiſchen Flemming und einem Capitain Junghanß, der ſich bereits durch die Feſtnehmung eines im Dienſt Leszczynski's ſtehenden Emiſſairs Budzinski* hervorgethan

damit einverſtanden ſei. Flemming war dies aber nicht, „et l'envoyoit promener," wie er ſchrieb. Der Jude ging nun nach Berlin und trat dort mit ſeinem Plane unter der Angabe auf, derſelbe gehe von Sachſen aus. In dieſem Sinne theilte man von Berlin aus die Sache dem Czaren mit: ehe aber weitere Verhandlungen deshalb eingeleitet wurden, klärte Graf von Hoym bei einer mündlichen Beſprechung mit dem preußiſchen Miniſter von Ilgen das Mißverſtändniß auf.

* Budzinski ſaß bis zum Januar 1726 auf dem Königſtein, wo er auf Verwendung der Königin von Frankreich entlaſſen war. Solcher Emiſſaire begegnen wir einer ganzen Legion: man ſuchte entweder ihrer Perſon ſich zu verſichern oder wenigſtens hinter ihre Geheimniſſe zu kommen und war dabei in der Wahl der Mittel nicht übertrieben gewiſſenhaft. So erſchien u. a. im October 1723 in Rom ein gewiſſer Czacki, der dem ſächſiſchen Agenten, Baron von Puchet, verdächtig erſchien, weil er vielfach mit dem, Leszczynski günſtigen, Cardinal Ottoboni verkehrte. Die Verſuche, Czacki's Treiben zu ergründen, mißlangen aber, bis eines Tages deſſen Diener bei Puchet mit dem Eröffnen erſchien, ſein Herr habe ihn gemißhandelt, er wolle ihn daher verlaſſen und ſei erbötig — natürlich gegen Belohnung — deſſen Geheimniſſe zu verrathen. Einige Goldſtücke öffneten ſeinen Mund. Er theilte mit, Czacki ſei ein Emiſſair des Stanislaus, er ſtehe in Correſpondenz mit „Talembo, gentilhomme ou secrétaire de Stanislas," mit dem Grafen Tarlo und Blendowski: Tarlo (Graf Tarlo war einer der eifrigſten Anhänger Leszczynski's) ſei vor Kurzem mit Aufträgen von Paris nach Schweden und Moskau, Blendowski nach Bayern abgereiſt: die Briefe gingen über Venedig. Puchet bewog den Menſchen bei Czacki zu bleiben, damit er ihm deſſen Correſpondenzen verſchaffen könne, er ſchrieb auch an Flemming „je tacherai aussi, s'il me sera possible, de gagner le commis de la poste de Venise, pour pouvoir intercepter ses lettres, en cas qu'elles luy soyent adressées en droiture." Flemming war mit Puchets Verfahren ganz einverſtanden und es gelang auch, eine Anzahl Briefe aus jener Correſpondenz zu erlangen, deren Inhalt aber das Geld, das ſie koſteten, nicht werth waren. Die Quelle hörte auch ganz auf zu fließen, als Czacki Anfang September 1724 Rom verließ, worauf Stanislaus ſeine Intereſſen durch den Abbé de Polignac vertreten ließ, denſelben, der bereits dem von Friedrich Auguſt nach Polen geſendeten, Flemming bei der polniſchen Königswahl entgegengetreten und unterlegen war. (Helbig, Polniſche Wirthſchaft und franzöſiſche Diplomatie 1692

und ſchon im Jahre 1719 ſeine Dienſte angeboten hatte, indem er dem ſächſiſchen Reſidenten Steinheil in Frankfurt a. M. eröffnen ließ, „qu'étant journellement dans la suite de Stanislas, il savait les moyens, pour s'assurer de sa personne.“ Die Correſpondenz mit ihm hat ſich nicht erhalten, Flemming theilte aber dem in das Geheimniß eingeweihten Kabinetsminiſter Grafen von Manteuffel mit, daß Junghanß, nachdem ihm ein Anſchlag gegen Stanislaus mißlungen ſei, ihm eröffnet habe, qu'il le feroit d'une autre facon et à la maniere Italienne, à quoi je luy ay repondu, qu'il y avoit de certaines choses, qu'il falloit faire sans le dire d'avance.“ Dieſen uns allerdings ſehr bedenklich erſcheinenden Rath, begleitete der Feldmarſchall, der früher ſchon bedeutende Summen an Junghanß hatte zahlen laſſen, mit einem Geſchenk von 500 Thlrn. Am 18. Mai 1724 ſchrieb Flemming aus Dresden ferner dem mit dem König ſich in Warſchau befindenden Grafen von Manteuffel über Mittheilungen eines nur mit C. J. Bezeichneten (womit aber jedenfalls Junghanß gemeint iſt) Folgendes: „C. J. m'a dit encore, que le Roy feroit bien d'éviter l'approche des pretres et ecclesiastiques et de

---

bis 1697 in v. Sybels Hiſtoriſcher Zeitſchrift Band I. S. 398 u. f.) Ein Brief vom 11. Januar 1698 meldet über ihn: „Dem Abbé von Polignac iſt das Königreich (Frankreich) verboten worden, weil man ihm einzig und allein den Verluſt des polniſchen Throns beimißt. Er iſt vordem allezeit in ſchlechter Reputation geweſen und für einen debauché gehalten worden. Doch weil es ihm nicht an Verſtand fehlet, hat er es durch Vermittelung ſeiner Freunde dahin gebracht, daß ihm die polniſche Negotiation aufgetragen worden. Er ſoll gar eine ſchöne Perſon präſentiren, deswegen hat er ſich gewiſſe Rechnung gemacht, die Königin zu charmiren und durch ihre Partei den Prinzen von Conti zum König zu machen. Nachdem ſie aber ſein Abſehn gemerkt, hat ſie ihn durch falſche confidences in ſeiner Thorheit geſtärkt. Er hat ſich verblenden laſſen und in ſeinen Briefen, davon mir einer im Geheimen gewieſen worden, Alles ſo gewiß gemacht, daß ſie ſich gänzlich eingebildet, es fehle an nichts mehr, als des Prinzen Anweſenheit in Polen.“

se précautionner contre le poison, vu qu'il avoit des avis, qu'on songeoit à s'en servir, pour se défaire de S. M., mais comme S. M. a deja recu plusieurs fois ces sortes d'avis et que d'ailleurs, je ne vois pas trop, comment se précautionner davantage contre pareil trait, j'ay hesité d'en informer V. E. et ce qui me porte à le faire présentement, c'est un songe, que j'ay eu la nuit de dimanche au lundi passé, ou le Roy m'a apparu fort indisposé et dans l'apprehension, qu'on luy avoit donné du poison, ce qui m'a rendu fort inquiet et je prie V. E. de m'informer, comment le Roy s'est porté cette nuit la." Der Traum hatte aber Flemming getäuſcht,* der König befand ſich ſehr wohl, nahm auch die Warnung mit großer Gemüthsruhe entgegen, indem er dem Grafen Manteuffel, wie dieſer an Flemming ſchrieb, erwiederte, „que le donneur d'avis, pouvoit bien avoir raison etc., mais qu'il fallait laisser cela au destin." Flemming beruhigte

* Flemming ſcheint überhaupt abergläubiſch geweſen zu ſein oder dies wenigſtens bei ſeinem König vorausgeſetzt zu haben, wie dies eine Anecdote beweiſt, die er ſelbſt dem Grafen von Wackerbarth in einem Briefe vom 6. Januar 1727 erzählt. „J'avais fait un jour," ſchreibt er, „la sottise de dire au Roi, qu'il ne devoit pas craindre de mourir, tandis que j'étois en vie, étant juste, que comme j'avois été son precurseur dans le royaume ici bas sur la terre, il étoit juste de même, que je fusse aussi le sien dans celui des cieux." Am 4. Januar 1727 hatte der ſchon bejahrte Feldmarſchall ein allerdings ſehr unbiätetiſches Souper von mit Eſſig und Oel angemachten getrockneten Fiſchen genoſſen, das ihm in der Nacht die heftigſten Magenkrämpfe zuzog: das Uebel ward ſo ſchlimm, daß er ſein Ende nahe glaubte. Da fiel ihm die von ihm begangene „sottise" ein: ſtarb er wirklich jetzt, erinnerte der König ſich ſeiner Worte, ſo konnte er eine Vorbedeutung darin finden, er konnte ſelbſt — ſo meinte Flemming — den Tod davon haben! Dieſe Beſorgniß vermehrte ſeine Leiden und ſchwand erſt, als die Natur ſich half. Der König hatte aber ſeiner Seits keine Furcht gehegt, daß ihn Flemming ſofort in das ihm drohende Grab nachziehn werde, er ließ ihm am andern Morgen „fort plaisamment" (wie Flemming ſchreibt) ſagen: „que je devrois avoir honte de manger tout ce qui me venoit sous la patte, comme les petits enfants."

sich hierbei aber noch nicht, er ließ Junghanß nach Dresden zu mündlicher Besprechung kommen, der sich denn auch einfand, nachdem er sich vorher, wegen der ihm nicht unbedenklichen Reise von dem Rector der Schule zu Neustadt an der Aisch, der sich mit „divinations par la ponctation" beschäftigte, das Horoscop stellen lassen: dieses lautete beruhigend und bewährte sich auch. Bei einer zweiten Reise nach Sachsen hatte Junghanß aber diese Vorsichtsmaßregel zu seinem Nachtheil unterlassen: er ward in Dresden festgenommen, weil man vermuthete, daß er ein doppeltes Spiel treibe, er saß eine Zeitlang auf dem Wilsdruffer Thor, entfloh aber von dort in der Nacht vom 8. November 1727 und begab sich auf ein, dem sächsischen Residenten zu Frankfurt a. M., Steinheil, gehöriges Gut in Franken, welches er erpachtet hatte. Den Befehl, ihn dort arretiren zu lassen, trug der vorsichtige Steinheil zu befolgen Bedenken, weil Junghanß „immer nur gestiefelt und mit einem Pistol unter dem Arm ausgehe."

Um übrigens auch durch andere Canäle hinter die Pläne der Anhänger Leszczynski's zu kommen, versprach Flemming im J. 1724 dem schwedischen Regierungsrath Christoph von Löwenberg,* der früher in Leszczynski's Diensten gestanden hatte und jetzt dem Feldmarschall sich anbot, 400 Thlr. jährlich und die Freilassung seines (weshalb? ersehn wir nicht) in Sachsen arretirten Sohnes, „wenn er dagegen die Schriften über die Verhandlungen, die er im Auftrag Leszczynski's vor 3 Jahren in Petersburg geführt, übergebe, ferner wieder mit des Stanislaus Hofe Correspondenz beginne und die

* Derselbe rühmt sich in einem Briefe vom 17. November 1730, daß er vor 16 Jahren einen, von dem schwedischen Obersten von Steenflycht entworfenen, Anschlag, den König, wenn er über die schlesische Grenze komme, „todt oder lebendig zu enleviren," vereitelt habe, was sich wahrscheinlich auf die von uns bereits früher (Aus vier Jahrhunderten II. S. 135 u. f.) erzählten Vorgänge im J. 1714 bezieht.

ordres und Briefe mittheile, auch die geheimen Correspondenten des Stanislaus ausfindig mache."

Gleichzeitig gelangte aber an den Grafen Flemming, dem schon früher wiederholt anonyme Warnungen aus Polen zugegangen waren, abermals, diesmal aber aus England, die Mittheilung, daß Anhänger des vertriebenen Polenkönigs, blutige Rache an seiner Person zu nehmen beabsichtigten. Durch den sächsischen Residenten im Haag ward dem Grafen ein „London, den 19. Mai 1724" datirter, „Lelle" unterzeichneter Brief zugesendet, dessen Verfasser meldete, er habe dem Grafen wichtige, seine Person betreffende, Nachrichten mitzutheilen, die er dem Papiere anzuvertrauen nicht wage: wenn ihm Flemming unverbrüchliches Stillschweigen angelobe, wolle er zu ihm nach Dresden oder Warschau kommen. Flemming hätte damals gerade ein leichtes Mittel gehabt, sich über die Erheblichkeit der in Aussicht gestellten Eröffnungen, Gewißheit zu verschaffen: hatte ihm doch kurze Zeit vorher der Rath Korthold in Danzig das Anerbieten gemacht, ihn in Verbindung mit der Geisterwelt zu setzen. Dieser schrieb ihm nämlich, „ich correspondire schon über 3 Jahre mit einem Herrn, der redet mit den Geistern, wenn er will und weil ich sein guter Freund, so hat er mir sehr viel Fragen beantwortet, die ich ihm auf einem halb gebrochenen Bogen gesandt, die kein Mensch sonst ohne Beihülfe mag beantworten." Der Rath erbot sich nun bereitwillig die Vermittelung zwischen den Geistern und dem Feldmarschall zu übernehmen, deutete aber dabei auf eine vorgängige Sendung von 100—200 Ducaten, „von denen er wisse, daß es Sr. Excellenz nicht darauf ankomme." Flemming, dem sonach die beste Gelegenheit geboten war, durch Geistermund hinter Lelle's Geheimnisse zu kommen, lehnte aber Korthold's Vorschlag ab und behielt seine Ducaten. Er antwortete dem „Mr. de Lelle" (eine nähere Adresse war nicht angegeben) nach London, er möge nur kommen, er wolle ihm die Reisekosten vergüten. Als Lelle erwiederte, Krankheit behindere ihn die Reise anzutreten,

sendete Flemming einen ihn zu weitern Mittheilungen auf-fordernden Brief an den sächsischen Residenten zu London, Hofrath le Coq. Dieser vermochte das Schreiben aber nicht zu befördern, da der Name Lelle in London ganz unbekannt war. Im September 1724 ließ sich bei le Coq ein Unbekannter melden, der in einer dringenden Angelegenheit ihn zu sprechen wünsche: ein langer, hagerer, etwa 50 Jahre alter Mann von anständigem Aeußern trat ein, der, nachdem er sich vergewissert, daß kein Dritter seine Worte belauschen könne, le Coq seinen Namen, Lelle, nannte und ihm eröffnete, es sei seine Absicht: „de s'informer de la route de Pologne." Le Coq übergab dem Fremden den an ihn gerichteten Brief des Grafen Flemming und erbot sich, weitere Eröffnungen an Letztern zu befördern. Lelle erklärte sich zu solchen bereit, behielt sich aber vor, Ort und Zeit dazu zu bestimmen. Längere Zeit darauf erhielt le Coq ein Schreiben Lelle's, worin ihn dieser zu einem geheimen Zusammentreffen in dem Gasthofe eines kleinen, 1½ deutsche Meilen von London entfernten Dorfes einlud, unter der Bedingung, daß er Niemand von seiner Dienerschaft mitbringe und sich eines Lohnwagens bediene. Le Coq fand sich am bestimmten Tage, den 23. November 1724, an dem bezeichneten Orte pünctlich ein. Lelle begann die Unterredung mit Wiederholung seines Verlangens des tiefsten Geheimnisses, da es sich bei dessen Verletzung um sein Leben handle. Seine, bei spätern Conferenzen mit le Coq, sowie in Briefen, wiederholten und näher erläuterten Angaben gingen dahin: er habe den Sommer 1723 in Paris zugebracht und dort die Bekanntschaft dreier Personen, Namens Lubomirski, de la Val und Denonville, gemacht, die, als sie Vertrauen zu ihm gefaßt, ihren Haß gegen den Grafen Flemming ausgesprochen und ihm „une fortune considerable" zugesagt, wenn er ihnen bei ihren Plänen behülflich sein wolle: seinem Verlangen um nähere Mittheilung, was sie beabsichtigten? seien sie mit der Eröffnung entgegengekommen, Flemming solle durch maskirte Leute

auf dem Wege von Warſchau nach Dresden ermordet werden: er, Lelle, habe ſeine Mitwirkung hierzu ſofort entſchieden verſagt und auf die Gefahren und Unſicherheit eines ſolchen Planes hingewieſen. Dies erkennend, hätten Jene ſich des Gifts zu bedienen und deshalb einen Italiener, Battiſte, aufzuſuchen beſchloſſen, der ein Gift von ſolcher Feinheit und Kraft zu bereiten verſtehe, daß das Oeffnen eines damit geſchwängerten Briefes ſofortigen Tod zur Folge habe. Als Lubomirski und ſeine Genoſſen erfahren, daß Battiſte nach England, wohin er, Lelle, zurückgekehrt, gegangen, ſeien ſie ihm nachgefolgt, hätten den Giftmiſcher aber nicht mehr angetroffen und ſich daher genöthigt geſehn, ſeine Spur jetzt weiter zu verfolgen. Ueber die Perſönlichkeit der Bezeichneten näher befragt, gab Lelle an, Lubomirski, das Haupt der Verſchwornen, welcher die Geldmittel liefere, ſei ein ſchöner Mann, etwa 30 Jahre alt, der in Paris „une passablement belle figure“ gemacht, ſich in den höhern Cirkeln bewegt, u. a. mit dem Herzog von Bourbon genau bekannt geweſen: die andern Beiden ſeien dem Anſcheine nach Offiziere geweſen: wahrſcheinlich handelten Alle im Auftrag „d'un grand seigneur:“ ſie hätten ihn in Paris nur in Kaffeehäuſern, wo ſie ihm Rendezvous gegeben, geſprochen, er wiſſe daher ihre Wohnung nicht zu bezeichnen: Briefe, die ſie ihm geſchrieben, habe er jedesmal zurückſenden müſſen. Lelle, den le Coq nach ſeiner Sprache für einen Italiener hielt, bemerkte ferner, daß er den Giftmiſcher Battiſte ſelbſt kenne: über ſeine eignen perſönlichen Verhältniſſe gab er an, er ſei mit einer jungen ſchönen Engländerin verheirathet, die ihm einiges Vermögen zugebracht und ein Kind geboren:*) er lebe, mit ſeinen mäßigen Renten zufrieden, in einem 15 engliſche Meilen von London entfernten Orte, den er zu benennen verweigerte: die Hauptſtadt beſuche er nur ſelten. Er verſicherte übrigens,

*) In einem Briefe an Flemming ſpricht er dagegen von einer zahlreichen Familie, die er zu ernähren habe.

daß er eine Belohnung für seine Eröffnungen weder beanspruche, noch derselben bedürfe. Le Coq spricht in seinem Briefe an Flemming die Vermuthung aus, daß Lelle sich einen falschen Namen beilege, und fährt dann fort: „je n'ai pu pas bien dechiffrer cet homme, qui n'est connu ici d'aucunes de mes connaissances et qui demeure je ne sais ou. Il à apparemment ses raisons, pour ne pas se develloper davantage etc. J'ai remarqué à trois differentes fois dans le discours, que voulant dire, Mr. le Général Flemming, il a dit, Mr. le Général Marsigli: il faut qu'il ait des relations avec ce Général équivoque.*)"

Die ganze Erzählung Lelle's trug offenbar das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit, insbesondere war, wie auch le Coq hervorhob, nicht abzusehn, warum die Verschwornen, nachdem Lelle seine Unterstützung ihnen versagt, ihm von ihren geheimen Plänen ferner sollten Mittheilung gemacht haben. Wies der Name Lubomirski auf eine der ersten Familien Polens hin, so war es dagegen Flemming wohl bekannt, daß kein Glied derselben zu der angegebenen Zeit in Paris sich aufgehalten habe. Flemming, durch seine Verbindungen mit den vornehmsten Geschlechtern Polens befreundet, durch seine beiden Ehen mit mehreren derselben verschwägert,** glaubte von dieser Seite, insbesondere von der Familie Lubomirski am

---

* Aloys Ferdinand Graf von Marsigli, geb. 1658 zu Bologna, trat in östreichische Dienste: als er 1703 Altbreisach an die Franzosen verlor, ward er vor ein Kriegsgericht gestellt und aller Würden entsetzt. Er lebte dann meist in Bologna, wo er 1730 starb.

** Seine erste Gemahlin, mit der er sich im Juli 1702 verheirathet hatte, war eine geborne Gräfin Sapieha: die Ehe ward im J. 1715 annullirt. Am 9. Januar 1725 verband er sich, schon 58 Jahre alt, in Biala zu zweiter Ehe mit Thecla, Prinzessin von Radziwill, der 3ten Tochter der verwittweten Kanzlerin von Lithauen: dahin ist die Notiz in des Verfassers „Zur Chronik Dresdens" S. 136, Note ** zu berichtigen. Ein Oheim mütterlicher Seite der zweiten Gattin Flemmings, war der Fürst Sanguško. Nach des Feldmarschalls Tode vermählte sich seine Wittwe mit dem Fürsten von Wisniowiecki.

wenigsten etwas befürchten zu müssen: auch die Namen der beiden Andern (de la Val und Denonville) waren gänzlich unbekannt. Man mußte daher, die Richtigkeit der Angaben Lelle's vorausgesetzt, annehmen, daß die Verschwornen sich falsche Namen beigelegt. Trotz aller sich ergebenden Bedenken, legte aber doch der Feldmarschall Lelle's Mittheilungen, die an ihn nach Warschau durch Staffetten befördert wurden, ein großes Gewicht bei. In sehr ausführlichen Schreiben gab er Lelle Anweisung, wie er die Mörder von ihrem Plane zurückbringen möge, wie er ihnen die Gefahren bei der Ausführung ihres Anschlages hervorheben, ihnen bemerklich machen solle, daß der beabsichtigte Giftmord schon daran scheitern müsse, daß er, Flemming, schon seit Jahren niemals selbst einen Brief von unbekannter Hand eröffne. Diesen Anweisungen folgen dann Entwickelungen über die Nichtigkeit der irdischen Dinge, Versicherungen, daß er auf sein, nur dem Dienste des Königs gewidmetes, Leben keinen Werth lege und philosophische Reflexionen, welche der Feldmarschall überhaupt seinen Correspondenzen einzuverleiben sehr liebte. *

* Uns liegt u. a. ein starker Actenband vor, in welchem der Graf von Flemming mit dem Capitain Brunet philosophische Abhandlungen, über Spinoza, den Begriff der Tugend und die verschiedensten Lebensfragen tauschte. Der Feldmarschall schrieb auch einen „Discurs von Gott, der Welt, dem activo und passivo als der Kraft und der Materie, des Verstandes und der Vernunft, des corporis etc.", den er 1727 dem Dr. Rüdiger in Leipzig zusendete, der, selbst ein Philosoph, in seiner Antwort nicht Worte genug finden konnte, um die Bewunderung der Weisheit seines vornehmen Collegen auszudrücken. Auch mit dem Pfarrer Tittel zu Wermsdorf führte der Feldmarschall eine Correspondenz, abwechselnd in deutscher, französischer, lateinischer Sprache, über theologische Controversen: für einen Generalfeldmarschall wohl eine seltne Erscheinung! Eine große Schwierigkeit hatten aber Flemmings Correspondenten in seiner allerdings schauderhaften Handschrift zu überwinden. Wir finden wiederholt dringende Bitten, er möge nicht mit eigner Hand schreiben und Graf von Wackerbarth schrieb ihm einst, sich dabei des Beiden gemeinschaftlichen vaterländischen „pommerschplatt" bedienend: „sy möchten my doch en ander mahl juwen (euern) Schryver mittschicken, wenn Jy hebben wolden, dat ick ver-

Ob es Graf Flemming dieſen ſeinen Deductionen und ſeiner gewandten Feder verdankt, daß er verſchont blieb, laſſen wir dahin geſtellt, Lelle legte wenigſtens le Coq einige Briefe in Abſchrift vor, worin die Verſchwornen ihm mittheilten, ſie hätten den Giftplan aufgegeben, obwohl ſie Battiſte ausgeſpürt und von ihm die Zuſage des Gifts bereits erhalten; der Hofrath le Coq glaubte aber in dem Style der Briefe die Feder Lelle's wiederzuerkennen. Letzterer, der Anfangs, wie gedacht, jede Belohnung abgelehnt, zeigte allmälig Geneigtheit, eine ſolche anzunehmen, er meldete im März 1725 dem Grafen Flemming den Tod ſeiner Frau und daß ſie Schulden hinterlaſſen habe, die er nicht ſofort aus den Nachlaßgrundſtücken zu tilgen vermöge. Flemming ſendete Lelle hierauf zunächſt 50 £ und beauftragte le Coq ſpäter ihm noch 150 Pfund zu zahlen. Der vorſichtige Hofrath war aber immer mehr zu der Ueberzeugung gelangt, daß Lelle ein Betrüger ſei, indeſſen meinte er, die Sache ſei doch zu wichtig, um nicht das Riſico zu laufen „d'être un peu dupé.“ Er verlangte jetzt von Lelle zunächſt nähere Beweiſe. Dieſer legte ihm nun einen Brief im Original vor, der ein Poſtzeichen Hollands trug: in dieſem Schreiben, das aber, was le Coq ſehr auffällig erſchien, mit einem Siegel mit den engliſchen Worten „Tending to it,“ verſchloſſen geweſen, ſchrieb de la Val, er ſei mit ſeinen Freunden nach Rotterdam gegangen, „pour être plus à portée du pays, ou nous devons aller:“ ſie erwarteten noch 4 Freunde, um dann das Weitere zu beſchließen, Lelle möge zu ihnen kommen „pour le conseil:“ er ſolle ſich beim Comte Cherubini, der im Haag im lion d'or wohne, melden; „en l'abordant, vous lui direz, que vous vous appellez Leigle, c'est assez et c'est le mot

stahn scholde wat Gy my schriven,“ er verſichert zugleich, mit Beziehung auf einen frühern wichtigen Brief Flemmings: „da Gy my ock mit jow egen handt schreven in groten Sachen und ick verbrudede my baldt allen Bregen daröver (zerbrach mir den Kopf) gantz acht Dage lang, ehe ick juwen Willen daruth klearmaken kunde.“

dont nous sommes convenus ensemble à votre sujet:" Cherubini werde ihm dann die Adresse geben. Lelle erklärte sich bereit, der Aufforderung zu folgen, um die fernern Pläne der Böſewichter auszukundſchaften, bat aber le Coq dringend, keine Briefe an ihn zu ſenden, indem er verſicherte: „les gens, avec qui j'ai à faire, sont fins, se formalisent de peu de chose et se méfient de tout." Die letzte, auf dieſe Angelegenheit bezügliche Schrift, welche wir gefunden, iſt ein Brief le Coqs vom 20. April 1725, worin er die Auszahlung der 150 £ an Lelle meldet: hiermit hatte dieſer wohl ſeinen Zweck erreicht, er behelligte den Feldmarſchall mit keinen weitern Enthüllungen. Wenn übrigens Graf von Flemming bei dem ganzen Ereigniß etwas leichtgläubig erſcheint, ſo vermögen wir dies dadurch einigermaßen zu erklären, daß, wie wir bereits geſehn, die Luft damals mit Gerüchten und Denunciationen über Vergiftungsattentate förmlich geſchwängert war. Waren dem Grafen doch gerade zu jener Zeit auch ausführliche Mittheilungen zugegangen über das Gerücht, daß der am 18. Auguſt 1724 verſtorbene Biſchof von Würzburg, Johann Philipp Franz von Schönborn, das Opfer eines Giftmordes geworden; es erzählte der ſächſiſche envoyé am churtrierſchen Hofe, von Lith, darüber Folgendes: einige Zeit vorher blieb ein unbekannter Reiſender zu Nacht in einem Gaſthofe im Baireuthſchen: er ſprach beim Abendeſſen der Flaſche ſtark zu und begann in der Trunkenheit plötzlich mit großer Angſt nach einem von ihm vermißten Gegenſtand zu ſuchen: den Fragen, was er denn verloren habe, begegnete er nur mit Aeußerungen der lebhafteſten Verzweiflung, indem er ausrief, er ſei ein todter Menſch, wenn er es nicht wiederfände: unter ſolchen Reden lief er aus dem Gaſthof fort und verſchwand. Der Wirth ſuchte nach der Entfernung des Fremden ſeiner Seits nach und fand einen Brief, dem ein Päckchen mit einem weißen Pulver einlag. Der Brief, aus München geſchrieben, lautete alſo: „Mein lieber Mann, ich überſende Dir beigehendes Pulver, ſo ich von dem .... Pater empfangen,

Du mußt sehn, daß ers des Abends einbekommen wird, so thut es des andern Morgens seine geschwinde Wirkung. 8000 Thlr. liegen für Dich parat zum Recompens, der Churfürst von Mainz und der Bischof von Würzburg favorisiren doch mehr den lutherischen Hund, als selbst denen Catholischen. 2000 Thlr. habe ich bereits empfangen, morgen gehe nach Wien, da ich bei der Amme Wohlbekandt; adjeu, die Heilige Mutter Gottes nehme Dir in Ihren Schutz." Der Markgraf von Baireuth sendete den Brief mit dem Pulver an den Churfürsten von Mainz: bei der durch den Leibarzt desselben (der dem envoyé von Lith die Sache selbst erzählte) vorgenommenen Untersuchung ergab sich, daß das Pulver aus sehr fein zubereitetem Arsenik bestand. Mehr Gewicht, als der Churfürst von Mainz, der die Sache nur für eine Mystification hielt, legte derselben der Bischof von Würzburg bei, der, wiewohl vergeblich, eine Prämie von 10,000 Thlr. auf die Entdeckung des Unbekannten setzte. Am 16. August 1724 besuchte der Bischof den Churfürsten von Trier in Mergentheim: man vergnügte sich mit einer Jagd, nach welcher „eine große Tafel mit einer schönen Music gehalten ward." Am 18. August, als der Bischof wieder abreisen wollte, überfiel ihn eine heftige Uebelkeit, die ihm kaum gestattete, sich bei seinem hohen Wirth zu verabschieden. Er reiste aber doch ab: kaum war er eine halbe Stunde weit gefahren, als sein Uebelbefinden so heftig ward, daß er den Wagen halten ließ und sich in einem Wäldchen an der Straße auf einen Mantel niederlegte. Einer der ihn begleitenden Husaren nach dem andern, jagte zurück, um den Leibarzt des Churfürsten herbeizuholen, der Bischof ward aber immer kränker, sein Barbier schlug ihm vergeblich eine Ader, der Beichtvater ertheilte ihm die Absolution und als der Leibarzt herbei kam, fand er nur eine Leiche.

Ein ähnlicher Mordanschlag, wie der, welchem der Bischof von Würzburg unterlegen, wie der, mit welchem nach Lelle's Angaben „un grand seigneur," Flemming bedroht

haben ſollte, ward aber auch, kurze Zeit nach dieſen Vorgängen, dem Grafen v. Flemming gegen Leszczynski — entſchieden mit Unrecht — beigemeſſen. *

König Ludwig XV. Vermählung mit Leszczynski's Tochter, Marie, ſtand bevor,** (1725) eine Nachricht, die man in Dresden, aller von Paris aus gegebenen beruhigenden Zuſicherungen ungeachtet, allerdings mit ebenſo großer Verwunderung als Beſorgniß aufgenommen hatte.*** Das Jahr zuvor verbreitete ſich das Gerücht, Marie Leszczynska werde ſich mit dem Herzog von Bourbon verheirathen. Der churmainziſche Secretair Hetzler ſchrieb deshalb an den Grafen von Flemming am 10. October 1724: „Il court toujours un bruit en France, que le Duc de Bourbon pourra

---

* Histoire de Stanislas I., Roi de Pologne par Monsieur D. C*** à Francfort 1740. Tom. I, pag. 169 u. f. Leben Stanislai I. Stockholm 1741. S. 195 u. f. Lémontey, histoire de la régence etc. t. II. p. 194 u. f. Paris 1832. Ordentliche wöchentliche kaiſ. Reichs Poſtzeitungen in Frankfurt a. M. vom 14. September 1725. A. Stern, Vier Titularkönige im achtzehnten Jahrhundert. S. 165.

** Eigenthümlicher Verhandlungen aus früherer Zeit, um König Ludwig XV. mit der ſpätern Kaiſerin Thereſia zu vermählen, wollen wir beiläufig hier gedenken. Ein Brief des ſächſiſchen Geſandten zu Wien, Geh. Rath von Zech, vom 21. Decbr. 1720 meldet Folgendes: „J'ajouterai encore une historiette fort curieuse, d'une secrete negotiation, qui l'été passé a été menagée entre la Cour Imperiale et la France, par l'entremise de la fameuse Comtesse de Lamberg, laquelle étant venue à Vienne à l'incognito, mais pourtant avec un passeport de l'Empereur, s'est adressée au Cte. Schönborn. Le but doit avoir été un mariage entre le Roy de France et l'archiduchesse ainée de l'Empereur (die älteſte Tochter Kaiſer Karl VI. war die 1717 geborne Maria Thereſia). Après que le Cte. Schönborn a été en conference avec ce ministre en cotillon plusieurs semaines dans son jardin, ou ce dernier a été logé, la conclusion de l'affaire s'est accrochée à la legitimation necessaire et toute la negociation ne doit avoir eu pour fondement, que de projets chimeriques de Law."

*** Die erſte Mittheilung über den Vermählungsplan eröffnete im April 1725 der Graf Sinzendorf in Wien, dem dortigen ſächſiſchen Reſidenten, Hofrath Terras.

épouser la fille de Stanislas, pour ainsi parvenir un jour à la couronne de Pologne au préjudice du Prince Electoral de Saxe. Les ministres de France, Mr. d'Armenonville et Morville, si bien que le parti du Duc d'Orleans, ne souhaiteroient mieux: il leur importe que le Duc de Bourbon soit éloigné des affaires du royaume. Comme ce Duc favorise le prétendant à la couronne d'Angleterre, on doute que S. M. Britannique, ne souhaiteroit de même de le voir absent de France." Man ſchlug, um dieſe Verbindung zu hintertreiben, ſächſiſcher Seits dem Herzog von Bourbon die Prinzeſſin Johanne Magdalene von Sachſen-Weißenfels vor, obwohl man ſie gleichzeitig dem Prinzen Anton von Parma zu vermählen ſuchte,* allein die Beſorgniß, welche Graf von Manteuffel äußerte, der Herzog werde ſie „trouver un peu trop viellote," beſtätigte ſich.

Ueber die Art und Weiſe, wie König Ludwig XV. Marie Leszczynska gewählt, erzählte man ſich damals Folgendes: er habe 24 Portraits von Prinzeſſinnen, welche bei ſeiner Vermählung in Frage gekommen, malen und auf der Rückſeite mit dem Namen und Alter verſehn laſſen: in dem Saale, in welchem dieſe Sammlung aufgehängt worden, habe er in deren Betrachtung zwei Stunden verweilt und dann das Portrait Maria Leszczynska's als das ſeiner Erwählten bezeichnet: erſt dann habe er den Namen derſelben erforſcht. Dürfen wir aber der Beſchreibung des ſächſiſchen Geſandten zu Paris, Grafen von Hoym, über die Perſönlichkeit Maria Leszczynska's Glauben beimeſſen, ſo mußte das Portrait ſehr geſchmeichelt geweſen ſein. Graf v. Hoym ſchreibt als Augenzeuge über ſie: „pour ce qui est de la personne de cette princesse, on ne saurait dire du bien de sa beauté et je crois même, que le courtisans le plus determinés ne s'aviseront pas, de la flatter par cet endroit." Im Uebrigen erkennt er ihre Vorzüge an, indem er fortfährt: „mais

* ſ. Aus vier Jahrhunderten Th. II. S. 212.

on peut avec justice en dire beaucoup de son maintien et sa conduite, sa personne même n'est point desagreable, je l'ay du moins trouvé beaucoup mieux, qu'on ne l'avoit annoncé. Ce qui paroit de plus marqué dans sa physiognomie, c'est un caractère de douceur et de sagesse, qui se manifeste aussi dans ses discours et dans l'attention, qu'elle a pour dire autant qu'elle peut, des choses agreables à tous ceux, qui en approchent."

Mag nun Marie Leszczynska liebenswürdig und ſchön, oder blos das Erſtere geweſen ſein, ihre Verlobung mit König Ludwig XV. war bereits eine Thatſache, als ſich das Gerücht verbreitete, man habe ſie und ihren Vater zu vergiften verſucht, Marie durch einen Blumenſtrauß, letztern mit Tabak. Die Anklage beruhte auf der Ausſage eines aus herzoglich Zweibrückiſchen Dienſten entlaſſenen Offiziers, Namens Rödel oder Rotel von (aus?) Reichenau, der nach uns vorliegenden Briefen, Folgendes dem Oberſtallmeiſter Leszczynski's und Commandanten zu Weißenburg, de Boncour, angezeigt hatte: „der gräflich Leiningiſche Amtmann zu Falkenburg (eine dem Grafen Chriſtian Carl Reinhard von Leiningen und Dachsburg gehörige Herrſchaft in Unterelſaß, welche churpfälziſches Lehn war) Weidner, habe einen Schreiber, Steinheil, einen Neffen des ſächſiſchen Reſidenten zu Frankfurt a. M. gleichen Namens: als Steinheil ſeinen Oheim dort beſucht, habe ihn ein Capitain der ſächſiſchen chevaliers Garde, Prisken, zu ſich kommen laſſen und ihm auf des Grafen v. Flemming Veranlaſſung eine Compagnie und 4000 Ducaten verſprochen, wenn er Mittel finde, Stanislaus hinzurichten. Steinheil habe ſich verführen laſſen und da er gewußt, daß Leszczynski den türkiſchen Tabak liebe, habe er zwei Schachteln mit ſolchem Tabak machen laſſen, eine gute, die andere vergiftet. Auf der Rückreiſe habe er den Angeber Rödel von Reichenau, den er ſchon früher gekannt, angetroffen: auf deſſen bedrängte Verhältniſſe rechnend und auf ſeine Bekanntſchaft mit Leszczynski bauend, habe Steinheil ihm ſeinen Plan mit-

getheilt und ihn zur Unterſtützung aufgefordert: Rödel ſei ſcheinbar darauf eingegangen, habe Steinheil nach Falkenburg begleitet, wo dieſer ihm die beiden Schachteln gezeigt: die mit dem unverfälſchten Tabak habe er ihm mitgegeben und die Ueberſendung der vergifteten zugeſagt, ſobald er ſie ihm zur Ausführung der That abfordern werde." Von der Vergiftung der Prinzeſſin enthält dieſe Angabe nichts, die geſchäftige Fama mag dieſe Nachricht, die ein Brief des ſächſiſchen Geſandten, v. Schenk, aus Cöln meldet, hinzugeſetzt haben. Boncour theilte die Anzeige dem franzöſiſchen Intendanten im Elſaß, de Harlay, mit. Der Sohn des Commandanten von Weißenburg, Damien, ward, als Bauer verkleidet, an Steinheil mit einem Briefe Rödels, durch welchen die gefährliche Schachtel abgefordert werden ſollte, nach Falkenburg abgeſchickt: der daſige Amtmann Weidner übernahm bei Steinheils Abweſenheit die Beſorgung, in derſelben Nacht aber zog Harlay mit 40 Mann nach dem Schloſſe Falkenburg: er fand die Thore geſchloſſen und als der Amtmann ſich weigerte, ſie fremden Soldaten zu öffnen, wurden ſie eingeſchlagen und der Eingang gewaltſam erzwungen. In des abweſenden Steinheil Bette fand man angeblich eine Kiſte mit Tabak. Mit dieſer und dem Amtmann Weidner, der gebunden auf ein Pferd geſetzt ward, zog Harlay ſiegreich ab. Ueber die ganze Expedition faßte er folgende Urkunde ab:

„Le 13 Juin 1725. Nous Louis Auguste Achille de Harlay, Chevalier, Comte de Cely, conseiller d'état, Intendant en Alsace, sur les denonciations, qui nous ont été faites par le nommé Rotel de Reichenau, cydevant enseigne dans les troupes du Duc de Deux-Ponts, qu'il avoit été corrompu par le nommé Steinhels, pour empoisonner le Roy de Pologne à Weissenbourg dans du tabac à fumer, qu'il avoit fait semblant d'étre gagné, pour savoir les complices et leur dessein, pour en avertir Sa Mté à Weissenbourg, ce qu'il a fait en s'adressant à Nous, et Nous declarant, qu'on luy avoit promis

une compagnie dans les troupes du Roi Auguste et mille ducats,* s'il pouvoit commettre ce crime enorme, et que ce particulier corrupteur étoit frere du secretaire du Resident à Francfort du Roy Auguste, et Nous ayant aussi declaré, que le dit particulier étoit dans le chateau de Falkenbourg a 6 lieues de Weissenbourg, que nous trouverions même dans la chambre du dit corrupteur une cassette du tabac empoisonné, Nous nous sommes transporté dans le dit chateau avec la marechaussée et un detachement de la garnison de Weissenbourg, commandé par Mr. de Monconseil, Mr. de la Brosse, Inspecteur des marechaussées, Mr. Damien, commandant à Weissenbourg, Mr. de Boncour, premier ecuyer du Roy de Pologne et les deux officiers de la marechaussée de Strassboug et en presence du denonciateur, nous n'avons trouvé dans le dit chateau que le Baillif, cousin du dit corrupteur, lequel nous a declaré être absent depuis le jour d'hier et après avoir fouillé dans la dite maison, nous avons trouvé dans la paillasse du lit du dit Steinheil la cassette de tabac empoisonné, dont le denonciateur nous avoit parlé, et son dit cousin, Baillif, ayant été interpellé de fumer ou de macher du dit tabac, il a refusé de le faire et nous a dit, qu'il n'avoit garde de le faire, parce qu'il croyoit le tabac empoisonné et qu'il venoit de Francfort, ayant été adressé à son Cousin, ce qui est conforme à la denonciation, que nous a fait le denonciateur cy-dessus nommé, lequel nous a même ajouté, que cette conspiration contre la vie du Roy de Pologne est fomentée par le Général Flemming et par le Brisque,** capitaine dans les troupes de Saxe, actuellement à Francfort et que le corrupteur luy avoit dit, qu'ils les irait trouver d'abord, que le coup seroit fait pour recevoir les recompenses cy-dessus nommés. Nous In-

* Hier ſchwindet alſo das Blutgeld von 4000 auf 1000 Ducaten.

** Ein Name, der uns niemals aufgeſtoßen iſt.

tendant susdit, après avoir fait notre visite entière, avons fait amener avec nous le dit Baillif pour être détenu prisonier, jusqu'à nouveaux ordres et avons fait signer le present procés verbal, tant par le dit Baillif, que par le dit denonciateur et ceux qui nous ont accompagné.

Signé, Weidner, Baillif. Rotel von Reichenau. de Mon-Conseil. • de Boncour. de la Brosse. Damien. Gaultier. Damien et de Harlay."

Ein franzöſiſches Commando war demnach in deutſches Territorium eingebrochen, hatte Gewalt gebraucht, einen deutſchen Beamten entführt. Hätte nicht das ganze heilige römiſche Reich ſich wie ein Mann erheben, glänzende Genugthuung fordern müſſen, die allerdings der zunächſt verletzte Graf von Leiningen nicht erzwingen konnte! Wie ſo oft früher und ſpäter, nahm aber Deutſchland die Beleidigung mit Langmuth hin: als der ſächſiſche Geſandte in Manheim an die churpfälziſchen Miniſter die Frage richtete, ob Falkenburg nicht churpfälziſches Lehn ſei? antworteten ſie, „ni oui, ni non; mais simplement, qu'ils ne le savaient pas." Da aber Flemmings Name bei dem Vorgang genannt worden, fand man ſich ſächſiſcher Seits veranlaßt, nähere Erkundigungen einzuziehen, die denn auch der ſächſiſche Reſident zu Frankfurt a. M., Steinheil, ein Schwager des Amtmanns Weidner, zur Herſtellung der Ehre deſſelben und ſeines Neffen beantragte: Letzterer hatte ſich, um dem Schickſale Weidners zu entgehn, vor der Hand nach Schwaben zu ſeiner Mutter zurückgezogen.

Er läugnete die ganze Anklage auf das beſtimmteſte und erzählte, Rödel, den er von früher kenne, habe ihn unter Schilderung ſeiner traurigen Lage gebeten, ihm einige Effecten aufzuheben, er habe auch „einen kleinen Einſchlag" nach Falkenburg geſchickt, ſich hierauf dort ſelbſt eingefunden, von der Ankunft und dem Aufbewahrungsort „des Einſchlags" ſich überzeugt und geſagt, er werde die Sachen durch einen Boten abholen laſſen. Er, Steinheil, habe nun, als er in Geſchäften

verreiſt, die Anweiſung hinterlaſſen, die Effecten, wenn Rödel danach ſende, zu verabfolgen: auf der Rückkehr von ſeiner Reiſe habe er den Ueberfall des Schloſſes, die Feſtnehmung des Amtmanns und daß man auf ihn fahnde, erfahren und nun das Weite geſucht.

Aus Paris ſchrieb der ſächſiſche Geſandte, Graf v. Hoym, dem Grafen von Lagnasco über die verſchiedenen Auffaſſungen:

„Pour les reflexions, qui ont été faites sur ce sujet, il y en a de differentes espèces. Sans parler des bruits ineptes et ridicules, dont les uns attribuoient ce dessein prétendu à la cour de Pologne, et d'autres même au Gouvernement de France, lequel, disoient ils, se repentant de son choix, avoit voulu reparer sa faute par cet expedient, il y a des gens plus sensés, qui croyent et non sans quelque apparence de fondement, que cette imputation pourroit bien être le complot d'une cabale, qui fachée de voir Stanislas éloigné de la cour, pourroit avoir menagé cette belle affaire, pour mettre le gouvernement dans la necessité de Le rapprocher. En ce cas là, il n'y auroit qu'a s'étonner de l'empressement, un peu tróp prematuré, sur une chose, dont avec un peu de patience on pouvoit venir à bout à moins de bruit et sans avoir recours à des moyens de cette nature là. D'autres pensant plus simplement, croyent que cette affaire occasionné peut-être dans son origine par un effêt du hazard, ou par l'industrie de quelque escroc, est purement et simplement un coup de la folie du Sr. de Harley et qu'il n'y faut chercher plus de finesse, et comme souvent dans les affaires la façon de penser la plus simple est la meilleure, je ne m'éloignerois pas de cette dernière opinion, quoique je sois très persuadé de l'existence d'une cabale, laquelle ayant des vues differentes de celles du Gouvernement et n'allant pas au même but, ne pourra par consequent que causer des incidents dont celuy-cy, se trouvera souvent embarrassé.

Il faudra voir au reste les suites de cette affaire et comme elle sera prise à Vienne et ailleurs. Il y a toute apparence, que l'Intendant sera rappellé et le Colonel cassé et que le Gouvernement sans attendre qu'on le luy demande, préviendra par là les justes reparations qui pourroient s'exiger."

Das Wahrſcheinlichſte ſprechen wohl uns vorliegende Briefe aus, welche bemerken, daß Rödel, „der in äußerſter Desperation nach Indien habe gehn wollen, die Sache erdichtet, um bei Stanislaus in Gnaden aufgenommen zu werden," oder wie ein anderer Brief beſagt: „il se peut que le prétendu empoisonneur a voulu imiter Rabelais, lequel revenant autrefois d'Italie et n'ayant point d'argent pour s'en retourner à Paris, se fit passer pour empoisonneur, par ou il fut conduit à Paris, bien traité et bien nourri et conduit devant le Roi qui le connoissait et à qui il découvrit tout le mystere." Flemming ſelbſt legte der ihm gemachten Beſchuldigung wenig Gewicht bei, wie er u. a. dem ſächſiſchen Reſidenten zu Mainz, Kammerherrn Grafen von Eberſtein, am 1. Auguſt 1725 ſchrieb: „Je sais scur que Stanislas même, qui me connait, ne me soupconne point, je crois que le delateur a été l'empoisonneur lui même, pour tirer un present de Stanislas. Enfin le jeu n'en vaut pas la chandelle." Wollte man übrigens noch einen ausdrücklichen Beleg dafür erfordern, daß König Friedrich Auguſt zu Anſchlägen, wie ſie Steinheil untergeſchoben wurden, niemals ſeine Zuſtimmung gegeben haben würde, ſo vermögen wir auch dieſen zu liefern. Im Auguſt 1725 ließ ein Major Craſſau dem Grafen von Flemming eröffnen: „qu'il étoit très familier dans la maison de Stanislas et de tout ce qui l'approchait, qu'ainsi il aurait l'occasion de s'y tenir sans donner des soupcons et de faire ses rapports." Die Antwort Flemmings lautete aber auf Befehl des Königs ablehnend dahin: „Ayant parlé au Roi de la proposition du Maj. Crassau, S. M. ne l'a point aggrée,

disant que tous ces mauvais bruits de conspiration et d'empoisonnement, qu'on faisait courir dans le monde (quoique notre cour est connu pour être moins que toute autre destructeur du genre humain), lui donnoient de l'aversion pour cela." Eine ähnliche Antwort erging zu derſelben Zeit auf ein gleiches Erbieten an den Holſteinſchen Rath Schwanberg.

Jedenfalls gewann man auch in Paris ſehr bald die Ueberzeugung, daß Harlay, von dem der dortige ſächſiſche Geſandte ſchreibt, er ſei „connu par sa folie,"* ſich ſehr übereilt habe, man ertheilte ihm daher „une bonne mercuriale" und den Befehl, den Amtmann Weidner in Freiheit zu ſetzen: Letzteres geſchah am 4. Auguſt 1725, auch ergingen Schreiben der franzöſiſchen Regierung an den Grafen von Leiningen und Churpfalz „pour témoigner l'indignation et le désaveu du Roi T. Ch. de la conduite de l'intendant et pour offrir toutes les réparations qu'on pourroit désirer."

Eine unangenehme Folge hatte der Vorgang noch für 4 junge ſächſiſche Edelleute, unter denen ein von Gersdorf und von Uechtritz benannt werden: ſie hatten in Strasburg an öffentlichen Orten ſich über Leszczynski geäußert und Zutritt zu einem Maskenball geſucht, auf dem dieſer mit den Seinigen erwartet ward: man hielt ſie für verdächtig und arretirte ſie: ſie wurden zwar nach einigen Tagen in Freiheit geſetzt, aber mit der Weiſung, ſofort die Stadt zu räumen. Auch der Generalmajor von Francheville,** der am 12. Auguſt

* Nichts deſto weniger ward er im Juni 1728 zum Intendanten von Paris ernannt: dort ſtarb er am 26. Decbr. 1739. S. Mémoires du Marq. d'Argenson tom. II. p. 119. Paris 1857.

** Nicolas de Giſaucourt, Marquis de Francheville, ſtand einige Jahre in polniſchen Dienſten, welche er 1715 verließ. Wir finden Briefe von ihm an den Grafen von Flemming aus dem Jahre 1723, die ſeinen Wunſch, wieder eine Anſtellung zu finden, ausdrücken. Im Jahre 1724 kam er, mit einem Empfehlungsbrief des Churfürſten v. d. Pfalz verſehn, nach Dresden, ohne aber ſeine Abſicht zu erreichen.

1725 nach Strasburg kam, um Leszczynski zu begrüßen, erhielt den Bescheid, dieser „werde ihn nicht empfangen, vielmehr habe er die Stadt sofort zu verlassen, weil er noch in Verbindung mit Flemming stehe, auch in Frankfurt während des letzten Complottes gewesen." Noch mehrere Jahre später (1728) ward auch der Chevalier de la Serre, der Neffe des bereits erwähnten Grafen v. Seiffan, gewarnt, nicht, wie er beabsichtigte, nach Frankreich zu gehen, weil man dort gegen ihn den Verdacht hege, daß er bei dem Vergiftungsanschlag gegen Stanislaus betheiligt gewesen. Ganz war also der Verdacht auch später nicht aufgegeben worden.

Einige Jahre vergingen nun, während deren man in Sachsen speciellere Notiz von Leszczynski nicht genommen zu haben scheint: man wußte wohl, daß er noch Verbindungen mit Polen unterhielt, legte ihnen aber eine geringere Wichtigkeit bei als den Bestrebungen des Herzogs von Bourbon, von dem man, wie wir schon erwähnt, argwöhnte, daß er sich um die Thronfolge in Polen nach König Friedrich Augusts dereinstigem Ableben bewerbe und daß der Abbé de Livry eigends deshalb nach Polen (1726) gesendet worden „pour y disposer les esprits pour ce dessein." Als der Capitain Baumann im J. 1728 aus Kiel meldete, ein Fräulein von Ahr, Ehrendame am Hofe Leszczynski's, habe dem Assessor von Adlerfeld Mittheilungen über die Correspondenz gemacht, in welcher Leszczynski mit mehreren polnischen Großen stehe, und er werde den Brief, unter Anwendung geeigneter Mittel, erlangen können, antwortete ihm Flemming: „il n'est pas nécessaire, que vous vous donniez du mouvement, ni fassiez des dépenses pour voir cette lettre."

Einige Jahre später ward man aber in Dresden, wie wir bereits erzählt haben,* bedenklicher und wir finden auch in

* Aus vier Jahrhunderten Bd. I. S. 242 u. f. Lémontey, histoire de la régence etc. t. II. p. 200 not. 1. erwähnt des Vorganges mit

den Correſpondenzen des Cabinetsminiſters Grafen von Brühl aus den Jahren 1730 u. f., daß dieſer damals ernſtliche Beſorgniſſe vor einer dem König drohenden Vergiftung hegte. Es tritt dabei einer der zahlreichen Adepten jener Zeit auf, „Mr. de Beaussier* le chimiste," wie er benannt wird. Er hatte bis zum J. 1730 in der Schweiz gelebt, wo er mit ſeinen Geheimmitteln, wie er wenigſtens verſicherte, viele Wunderkuren erzielt hatte. Man ſchöpfte aber Verdacht gegen ihn, daß er nicht nur Gold mache, ſondern auch prägen laſſe: eines Tages erſchien daher in ſeiner Behauſung ein Commando Soldaten, welches ihn arretirte und ſein Haus beſetzte. Die Bauern der Umgegend, bei denen er durch ſeine erfolgreiche ärztliche Thätigkeit ſehr beliebt war, bewaffneten ſich zu ſeinem Schutze und nach einigen Tagen ward Beauſſier wieder in Freiheit geſetzt. Er wendete ſich aber nun nach Deutſchland, hielt ſich zeitweilig in Frankfurt auf und erfreute ſich der Gunſt des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, der ihm den Rathstitel verlieh. Dem Grafen von Brühl ſendete er wiederholt Arzneimittel und im Jahre 1731: „un remède contre tous les venins et poisons, même les plus fins," welches Brühl dem König im Mai 1732 gab. Auch ſpäter verlangte Brühl wieder Gegengift, das er auch mit einer ausführlichen Gebrauchsanweiſung erhielt. Ein höchſt wunderbares Arcanum aber ſicherte er Brühl für deſſen eigne

---

Chevremont ebenfalls, erzählt aber, dieſer habe ſich gegen den K. Friedrich Auguſt erboten, „de le défaire de Stanislas par des moyens sûrs:" der König habe aber nicht nur dieſes Anerbieten zurückgewieſen, ſondern Chevremont arretiren laſſen und Frankreich ſeine Auslieferung angeboten. Dieſe Angaben ſtimmen allerdings nicht mit der Wahrheit überein.

* Ein Anderer dieſes Namens, ein junger Baron de Beauſſier, befand ſich im Jahre 1742 bei der ſächſiſchen Armee: im Delirium eines hitzigen Fiebers verſuchte er ſich „aus Fantaſie" mit einem Raſiermeſſer das Leben zu nehmen, verwundete und verſtümmelte ſich dabei lebensgefährlich, ward jedoch gerettet. Wie aus der mehrfachen Correſpondenz über dieſen Vorgang hervorgeht, erregte ſein Schickſal am ſächſiſchen Hofe viele Theilnahme.

Perſon zu, „que ni empereur, ni roi puisse se vanter de l'avoir jamais eu," ein Mittel nämlich, ſich die Gunſt eines Jeden zu erwerben und zu ſichern: unter der Vorausſetzung der Wirkſamkeit dieſer Art Liebestrankes, können wir Beauſſiers Worte nur begründet finden, „vous aures lieu de benir le jour de notre connaissance, si le bon Dieu me conserve par sa misericorde, que je le finisse." Der Adept fügte auch noch ausdrücklich hinzu „je vous donnerai permission de le faire voir et faire devant le ☉" ein Zeichen, welches in der Correſpondenz die Perſon des Königs bedeutete. Immerhin bietet uns dieſer Vorgang eine den Reiz der Neuheit für ſich habende Erklärung der fortdauernden königlichen Gunſt, deren ſich Graf Brühl zu erfreuen hatte. Trotz aller dieſer Arcana ſcheinen aber doch die Finanzen des Wunderdoctors in einiger Unordnung geweſen zu ſein: wir haben allen Grund zu vermuthen, daß wir ihn in einem Correſpondenten des Grafen von Manteuffel wiederfinden, der apokryphiſch unter dem Namen „le fils adoptif d'Edenstein" auftritt. Unter dieſer Firma ſchrieb er dem gedachten Grafen, er beſitze zwar Grundſtücke im Werthe von 400,000 fl., bedürfe aber zu Abſtoßung ſeiner Schulden, der Summe von 50,000 fl., die er ſich von dem Grafen als Darlehn erbat: er verſicherte in einem ſehr mangelhaften Franzöſiſch, Graf Brühl werde zwar außer ſich ſein, wenn er erfahre, daß er übergangen worden, allein er wolle Manteuffel den Vortheil zuwenden, ſein Capital zu 1000 pC. anzulegen: er bot ſeine Geheimniſſe ihm an, indem er beifügte: Enfin de Vous donner une idée de ce que vous attend, saches que l'on vous fera voir la réalité de la transmutation en si peu de jours, à si petits feu et à si petits frais, que par ce seul ouvrage vous serés, convaincu de l'excellence de la préference que je vous donne." Andere Geheimniſſe, wie die der Scheidung des Kupfers vom Silber, des Goldes vom Silber, ohne ſchwierige Operationen, eines unfehlbaren Mittels gegen die Schwindſucht (lait de perles dissoutes),

deutete er nebenbei an, fügte aber die Bedingung einer baldigen Antwort bei, indem er verſicherte, außerdem: „on tournerat bride en France, ou il se trouvera mille richards à l'affut pour saisir à gros frais des faussetés, pourvu qu'elles ayent l'apparence de verité.“

Graf Manteuffel lehnte aber das Anerbieten in einem humoriſtiſchen Briefe dankbar ab: er ſchreibt u. a. „Je vous avoue, que si j'avois 400000 fl. en fond de terres et que je possedasse le merveilleux secret de faire valoir en peu de jours à petit feu et à peu de frais, un capital de 50000 ecus, à raison de mille pour cent, je ne serais guéres embarassé de trouver cette somme. Je vendrais mes terres pour la moitié de ce qu'elles vaudroient, je contenterois mes creanciers et j'emploierois le reste à realiser son secret et à me mettre en état de subvenir aux besoins des honnetes gens et en celuy de faire admirer partout mon coeur bienfaisant.“ Schließlich räth er ihm unter Anwendung der eignen Worte des Briefſtellers, „de tourner bride en France“ um die „richards“ zu beglücken, „plus alertes que les Allemands pour saisir à gros frais des faussetés, qui ont l'apparence de quelque verité.“

Soviel von Beauſſier!

Mit dem Tode Friedrich Auguſt I. (1. Februar 1733) trat ein, Leszczynski's Anſprüchen auf Polen günſtiger, Umſchwung ein. Am 23. Auguſt 1733 reiſte er von Paris ab, ging, als Kaufmann verkleidet, nach Mainz, von da nach Cöln und über Lippſtadt nach Halberſtadt: hier blieb er eine Nacht: wahrſcheinlich war der dort commandirende Generalmajor von Marwitz durch den, Leszczynski günſtig geſinnten, Fürſten von Anhalt-Deſſau von dem Incognito des Reiſenden in Kenntniß geſetzt: Stanislaus ſetzte dann ſeine Reiſe über Deſſau nach Berlin fort, wo er die Nacht vom 1—2 September verweilte und von wo er über Frankfurt a. d. O. nach Polen ging. Dem König von Preußen war, wie wenigſtens

Graf Manteuffel überzeugt war, die Reise ein Geheimniß geblieben. Am 12. September 1733 ward Stanislaus bekanntlich auf dem Felde zu Kola zum König von Polen erwählt.

Der französische Gesandte zu Berlin, Marquis de la Chetardie, erhielt die Nachricht davon bereits am Vormittag des 15. September, er beschloß dieselbe als Geheimniß zu bewahren und sie dem König von Preußen persönlich mitzutheilen, um ihm wo möglich in der Ueberraschung ein Anerkenntniß zu entlocken. Den ganzen Tag hielt sich der Gesandte in seinen Zimmern eingeschlossen und schickte erst gegen Abend nach Postpferden unter dem Vorwande, er wolle nach Charlottenburg fahren. Wie er sich aber auch bemüht hatte, sein Vorhaben zu verbergen, der Feldmarschall Graf von Seckendorf erhielt doch durch seine Spione bereits am Nachmittag Notiz von der an Chetardie gelangten Nachricht und dessen Absicht: sofort sendete er einen reitenden Boten nach Potsdam an den General von Grumkow mit dem Gesuch, den König zu benachrichtigen, ihn vorzubereiten und darauf aufmerksam zu machen, wie nöthig es sei, jedes Wort, das er zu Chetardie sagen werde, wohl zu überlegen. Der Bote kam zwei Stunden vor Chetardie in Potsdam an, der sonach den König vorbereitet fand und die noch für den Abend erbetene Audienz erst nächsten Tages erlangte. Ueber den Verlauf derselben schrieb König Friedrich Wilhelm am 17. September an den Grafen von Seckendorf nachfolgenden eigenhändigen Brief: „Chetardie ist vorgestern hier angekommen, ich habe ihn aber denselben Abend nicht gesprochen. Es war schon späth. Gestern morgen als er auff die Parade kam, sagte ich zu ihm Eh bien, Monsieur, Stanislas est proclamé, worauff er nichts sagte, als daß er mich gerne allein sprechen möchte. Nach der Parade ging ich mit ihm in den weißen Saal, da sagte er mir, Stanislas sey erwehlet unanimemt am 12. huj. und er hoffte, ich würde ihn vor König von Pohlen erkennen. Ich antwortete auf das erste,

das wäre mir lieb, daß es unaniment geſchehn, ſo würde nun kein Krieg werden und auf das Lezte, daß ich ihn mit vielen plaisir erkennen würde, ſobald als ihn der Keyſer wird erkannt haben. Er ſagte noch wegen des Krieges, das könnte er nicht ſagen, daß deswegen kein Krieg entſtehn würde, denn Frankreich müſſe wegen des passirten satisfaction haben. Ich habe geantwortet, ſo wäre Frankreich aggressor, weil der Keyſer keinen Mann hat über die pohln. Gräntze gehn laſſen und das müſſe ſich das gantze Reich annehmen. Worauf er ſagte, Sie würden das Reich nicht angreiffen, ſondern nur den Kayſer allein in ſeinen Erblanden. Ich ſagte, ſo müſſen Sie ihn in Sicilien oder in den Niederlanden attaquieren. Darauff meinte er, man könnte ihn auch in Breiſach und Freyb. beykommen und das gienge das Reich nichts an und hoffe er, daß ich mich nicht darein melieren würde. Ich ſagte ihm aber, das liegt auch im Reich und wer mein Haubt anpackt, der packt mich ſelbſt an und das müſte ein ſchlechter Kerl ſeyn, der ſein Haubt verlaſſen wolte, ich würde ihm gewiß mit meiner ganzen force beiſtehn. Worauff er ſagte, daß alle Fürſten des Reichs nicht alſo ſprechen. Und damit war die Audienz zu Ende. Kommen Sie morgen nach Wuſterhauſen, da will ich ihnen mehr ſagen. Dieſes können Sie alles wegſchreiben, denn es alles wahr iſt."

Bei einer andern Gelegenheit ſagte der König in ſeiner characteriſtiſchen Redeweiſe zu dem Feldmarſchall Grafen von Seckendorf: „ich weiß wohl, er meint ich werde ſagen, es ſei kein casus foederis, wenn die Franzoſen den Kaiſer wegen der polniſchen Sache attaquiren, meine Kerls ſind mir auch damit angeſtochen gekommen, ich habe ihnen aber geſagt, ſie ſollen mit ſolchen Chicanen das Maul halten, casus hin, casus her, ich bin ein ehrlicher Kerl, wenn der Kaiſer Krieg kriegt, ſo ſtehe ich ihm bei, was ſchiert mich der casus." Den König in ſolchen Geſinnungen zu beſtärken, war denn nicht nur der Graf von Seckendorf, ſondern auch Graf von Manteuffel bemüht, der

ſich die ſchwierige Aufgabe ſtellte, den Gegner der ſächſiſchen Intereſſen, den gewandten Marquis de la Chetardie, auch mit den Waffen des Witzes zu bekämpfen. Eine Gelegenheit dazu bot ihm Voltaire. Dieſer hatte die Wahl Leszczynski's durch einige Verſe gefeiert, die von des Letztern Anhängern ſo ſchnell als möglich dem Marquis de la Chetardie zugeſendet wurden, um ſie in Berlin dem Hofe mitzutheilen. Dies ſollte bei Gelegenheit einer Einladung geſchehn, die der Marquis an einem Tage zu Anfang des Monats October 1733 zum König erhalten hatte. Die Verſe waren aber Tags zuvor dem Grafen von Manteuffel ebenfalls zugegangen und er bemühte ſich denn, wie er ſchreibt „son pegase suranné“ in Trab zu ſetzen und Voltaire's Verſe durch einen Zuſatz zu vervollſtändigen. Durch den Grafen von Seckendorf ging dieſe zweite Auflage dem König zu, der, „se plaisant fort à faire des niches,“ bereitwillig es übernahm, den Marquis auf das Eis zu führen. Dieſer beeilte ſich in Wuſterhauſen angekommen, das Product der Voltairiſchen Muſe vorzutragen, welches nach Manteuffels Angabe alſo lautete:

„Il falloit un monarque aux fiers enfants du Nord
Un peuple de héros, s'assembloit pour l'élire.
Mais l'aigle de Russie et l'aigle de l'Empire,
Menaçoient la Pologne et maitrisoient le sort.
De la France aussitôt, son trone et sa patrie,
La vertu descendit aux champs de Varsovie,
Mars conduisit ses pas: Vienne en frémit d'effroi,
La Pologne à genoux courut la reconnaître,
Peuples nés, leur dit elle, et pour Mars et pour moi,
De nos mains à genoux recevéz votre maitre.
Stanislas à l'instant vint, parut et fut Roi.“

Soweit Voltaire! Sehr überraſcht war aber Chetardie, als der König ihm bemerklich machte, er habe das Gedicht ja nicht vollſtändig vorgetragen, ſeine Abſchrift enthalte noch folgenden Schluß:

Mais ayant remarqué, du haut d'une fenêtre
L'invincible Themis, campée à l'autre bord,

Partons, s'ecria-t-il, cette Dame peut-être,
Ne voudra pas de nous, retournous à Chambord!
On le vit à l'instant partir et disparaître.
L'espoir le fit venir, le remord le chassa,
Stanislas, en un mot, vint, parut et s'eclipsa.

Manteuffel ſchreibt an den Grafen von Wackerbarth ſehr befriedigt und ſelbſtgefällig über den Triumph, den er davon getragen, indem er beifügt: „Notez s'il Vous plait, que Themis, qui est d'ailleurs la déesse de la justice, s'applique fort heureusement en cet endroit, à la juste cause de ceux qui campoient à l'autre bord de la Vistule et à l'Imperatrice de Russie, qui les protege.“

Ehe ſich aber Manteuffels* Prophezeiung bewahrheitete, hatte die ſächſiſche Partei und insbeſondere die ſächſiſche Geſandtſchaft in Warſchau einen ſchweren Stand: eine Handvoll Sachſen fand aber Gelegenheit ihre Tapferkeit ſo glänzend zu bewähren, daß wir den Vorgang um ſo weniger mit Stillſchweigen übergehn wollen, als die Einzelnheiten darüber weniger bekannt geworden ſind, als ſie es verdienen. Bereits am 8. September 1733 zogen ſich, vor einem drohenden Angriff gewarnt, die ſächſiſchen Geſandten, der Graf von Wackerbarth Salmour und der General von Baudiſſin, ebenſo wie der ruſſiſche Geſandte Graf von Löwenwolde, in das Palais des öſtreichiſchen Geſandten, Grafen von Wilzeck, zurück, das dieſer gaſtlich ihnen anbot: es war dies um ſo nothwendiger, da der Primas auf das von mehreren polniſchen Großen an ihn geſtellte Verlangen, er ſolle den ſächſiſchen Geſandten eine Schutzwache ſtellen, wie dies bei allen andern geſchehn, dies verweigerte (il n'a fait que branler la téte et n'en veut entendre parler, wie die ſächſiſchen Geſandten meldeten). Das ſächſiſche Palais, in der Kra-

* Manteuffel ſchlug damals auch vor, man ſolle denſelben Mann, der, wie wir oben erzählt, bereits im J. 1712 Stanislaus in Schweden aufgeſucht, an ihn abſenden, um mit ihm zu verhandeln, allein der Vorſchlag fand in Dresden keinen Beifall.

kauer Vorstadt gelegen, blieb, nachdem die Papiere und das Silberzeug in Sicherheit gebracht worden, der Obhut des Obersten von Schlichting anvertraut, der etwa 60 Dragoner und 40 Diener, Stallknechte u. s. w. unter seinem Commando hatte. Am 18. September früh 11 Uhr erschienen drei polnische Abgeordnete vor dem Palais, welche die sächsischen Gesandten zu sprechen verlangten und auf die Mittheilung, daß sie nicht zugegen seien, einem Secretair eröffneten, sie seien beauftragt, den Gesandten im Namen des Königs Stanislaus und der Republik aufzufordern, Warschau mit ihrem Gefolge sogleich zu verlassen: den unangenehmen Auftrag persönlich zu entschuldigen, bezog sich der Sprecher, der Castellan Wislicki, auf das Sprichwort „Posel jako Osiel d. h. un deputé est obligé d'exécuter ce que son maître lui ordonne," wie es der Secretair Henselius übersetzt. Nach Ausrichtung ihrer Commission empfahlen sich die Herren höflich, „avec un compliment très civil." Diese Höflichkeit war aber nicht von Dauer. Am 29. September wurde die Mittagstafel der sächsischen Gesandten durch die Botschaft unterbrochen, daß die Polen unter dem Commando des Woiwoden von Kiow, Grafen von Potocki, das sächsische Palais anzugreifen beabsichtigten und gleichzeitig erschienen bei dem östreichischen Gesandten zwei Abgesandte, welche das Verlangen stellten, der russische und die sächsischen Gesandten sollten binnen 3 Stunden das Palais verlassen und unter Escorte die Reise an die Grenze antreten: für den Fall ihrer Weigerung ward deren Auslieferung verlangt und die Drohung beigefügt, man werde die Herren mit Gewalt holen. Graf von Wilzeck machte dagegen das Asylrecht seines Hotels sehr lebhaft geltend und versicherte, er werde seine Schützlinge nöthigenfalls mit Gewalt vertheidigen. Die Abgeordneten „prirent la chose ad referendum" und der wackere Graf ließ alle Anordnungen zu einer kräftigen Vertheidigung gegen einen gewaltsamen Angriff seines Hotels treffen. Zu diesem kam es nun zwar nicht, allein eine halbe Stunde später rückte ein Trup-

pencorps mit zwei Kanonen vor das ruſſiſche Geſandtſchafts-hotel, deſſen Beſatzung von wenigen Mann mit einigen Offizieren, den Befehl erhalten hatte, ſich nicht zu vertheidigen, aber gegen Gewalt zu proteſtiren. Die Polen drangen ein, nahmen die Ruſſen, deren einige verwundet wurden, gefangen, plünderten das Hotel und entführten 120 Pferde, die ſich in den Ställen fanden. Gleichzeitig erſchienen zwei Offiziere bei den ſächſiſchen Geſandten, in Begleitung des ſächſiſchen Majors Strimeis: Erſtere meldeten, das ſächſiſche Palais ſei von 2000 Mann cernirt, man wiſſe, daß darin eine große Anzahl Soldaten, insbeſondere auch Ruſſen verborgen ſeien, von denen ein Anfall gegen die Truppen der Republik zu beſorgen ſei: es werde daher die Uebergabe des Palais verlangt: im Gewährungsfalle ſolle die Beſatzung ungefährdet, das Palais unverſehrt bleiben, außerdem werde man es mit Kanonen zuſammenſchießen. Die ſächſiſchen Geſandten erwiederten, daß nach der dem Primas bereits übergebenen Liſte nur 60 Soldaten im Palais ſeien, ſie erboten ſich den Befehl zu geben, daß zwei polniſche Offiziere eingelaſſen würden, um mit eignen Augen ſich zu überzeugen, daß die Beſatzung nicht ſtärker ſei und keine Ruſſen ſich darunter befänden. Dieſer Vorſchlag ward zwar angenommen und zur Vollziehung gebracht, allein kaum hatten die polniſchen Offiziere das Palais verlaſſen, als um 4 Uhr Nachmittags der Angriff darauf begann.* Die Polen, 2000 Mann ſtark, führten 6 Kanonen vor der Hauptfront des Palais auf, deren Kugeln ſehr bald das Thor zertrümmerten, weite Lücken in die Mauer riſſen. Ihrer Uebermacht ſich bewußt, eines leichten Sieges über die Handvoll Gegner gewärtig, ſtürmten die Polen: allein, obwohl 1 gegen 20, erzitterten die deutſchen Eichenherzen nicht: als die Angreifer in den Hof

* Unſere Nachrichten gründen ſich nicht bloß auf die Depeſchen der ſächſiſchen Geſandten, ſondern auch auf die damit übereinſtimmenden, nach Berlin gelangten Berichte, welche Graf von Manteuffel von dort mittheilte.

eindrangen, empfing sie ein so furchtbares Feuer, insbesondere auch aus kleinen, sonst nur zu Freudenschüssen bestimmten, Böllern, welche die Sachsen maskirt in die Fenster gestellt hatten, daß die Polen zurückwichen. Die Kanonade begann von Neuem, Sturm folgte auf Sturm, bis Abends um 9½ Uhr: die Sachsen, die unter der Führung des Obersten von Schlichting, Oberstleutnant von Pirch, der Majore Rotenberg und Strimeis und des Hauptmanns von Pflugk, sich mit Löwenmuth vertheidigten, blieben Sieger: allein von der polnischen Garde waren gegen 40 Mann getödtet und verwundet, der Gesammtverlust der Angreifer soll sich auf 100, nach einer andern Angabe sogar auf 300 Mann belaufen haben, während von den Sachsen nur ein Offizier verwundet ward. Nach 10 Uhr erfolgte noch ein, durch einige Kanonenschüsse unterstützter schwacher Angriff, der ebenfalls zurückgeschlagen ward, dann schwiegen die feindlichen Geschütze, und die Sachsen suchten nun während der Nacht die Bresche, welche die Kanonen geöffnet, wieder zu schließen. Immittelst hatte der päpstliche Nuntius Paulucci eine Vermittelung versucht und eine Correspondenz mit den sächsischen Gesandten zu diesem Behuf eingeleitet, die denn auch sein Anerbieten dankbar annahmen. Die Letztern begnügten sich aber nicht damit, sondern versuchten auch, sich mit der russischen Avantgarde, die bereits jenseits der Weichsel sich Warschau näherte, in Verbindung zu setzen, um den Heranmarsch der russischen Armee zu beschleunigen. Nachts 2 Uhr ward der Capitain Roquin nebst einem russischen Offizier und einem Boten, der sich bereit erklärte, die Weichsel nöthigenfalls zu durchschwimmen, aus dem östreichischen Gesandtschaftspalais mit einem chiffrirten Schreiben an den russischen Commandanten abgesendet, allein um 4 Uhr war Roquin mit der Nachricht bereits wieder zurück, daß der Plan mißlungen sei: der russische Offizier hatte sich eines kleinen Bootes bemächtigt, in dem aber kein Ruder sich fand: als er, um diesem Mangel abzuhelfen, in einem Busch einen Baumstamm umhieb, erregte

das Geräuſch die Aufmerkſamkeit polniſcher Soldaten, welche in einer nahegelegenen Schenke ſich befanden: ſie nahmen den Ruſſen und den Boten gefangen, während Roquin in der Dunkelheit ſich ihnen durch die Flucht entzog. Immittelſt hatten die Polen ebenfalls die Dunkelheit benutzt; ſie waren in den Garten des ſächſiſchen Palais und einige Nebengebäude eingedrungen, hatte Kanonen auf der Rückſeite aufgeführt und dadurch die ſächſiſche Beſatzung in eine ſehr gefährliche Lage gebracht: es erging eine nochmalige Aufforderung an die Sachſen, ſich binnen einer halben Stunde zu ergeben, unter der Drohung, daß man außerdem das Palais an allen vier Ecken in Brand ſtecken und die Beſatzung werde über die Klinge ſpringen laſſen. Mit dieſer Botſchaft erſchien früh 6 Uhr der Major Strimeis, den die Polen durchgelaſſen hatten, abermals bei den Geſandten, indem er zugleich mittheilte, daß man keine Lebensmittel im Palais mehr habe, es auch an Pulver fehle. Der General v. Baudiſſin gab nun die Genehmigung zur Uebergabe des Palais, jedoch nur unter den Bedingungen, daß die Beſatzung freien Abzug erlange und bis zur ſchleſiſchen Grenze geleitet, die Dienerſchaft zur Rückkehr zu ihren Herren entlaſſen werde, das Palais mit allem was darin befindlich, unverſehrt bleibe. Würden die Polen auf dieſe Bedingungen nicht eingehn, ſo ſollte ſich die Beſatzung bis auf das Aeußerſte, mit dem Bajonet und dem Degen vertheidigen. Dazu waren die wackern Sachſen vollſtändig bereit, ja die Offiziere hatten Mühe, die Kampfluſt ihrer Leute zu mäßigen, welche zu einem Ausfall geführt zu werden verlangten, als ſie gewahrten, daß die Caſernen geplündert und aus einigen Nebengebäuden des Palais, die man aus demſelben nicht decken konnte, Küchen- und andere Geräthſchaften von den Polen geraubt wurden. Dem Oberſt von Schlichting und dem Kriegsrath Simonis, gelang es ſchließlich ohne weiteres Blutvergießen, den bereits durch die Bemühungen des päbſtlichen Nuntius vorbereiteten ehrenvollen Accord, nach den vom General von Baudiſſin

geſtellten Bedingungen abzuſchließen, in welchem denn u. a. auch ausdrücklich zugeſagt ward, daß der in den Kellern des Palais aufbewahrte Ungarwein, welcher den Geſandten, wie deſſen mehrfache Erwähnung beweiſt, ſehr am Herzen lag, unberührt bleiben ſollte. Als der Hauptmann von Pflugk die Dragoner im vollen Waffenſchmuck in das Lager des Woiwoden von Kiow geführt und vor dieſem das Gewehr präſentiren ließ, forderte der Woiwode dem Hauptmann den Degen ab, gab ihn aber ſofort mit den Worten zurück: „Vous vous êtes défendus vaillamment comme des gens d'honneur et de mérite, je vous rends votre épée et je laisse à votre choix de rester cette nuit au camp, où l'on vous traitera honnêtement, ou bien de marcher aux casernes, car je serois ravi de marquer par la le respest, que j'ai pour Mr. l'Electeur et l'envie, que j'ai de mériter ses bonnes grâces," ein Beſtreben, das der Woiwode allerdings durch ſeinen Angriff auf eine ſehr eigenthümliche Weiſe bethätigt hatte!

Vor den andringenden Ruſſen konnte Stanislaus ſich übrigens in Warſchau nicht halten, er mußte ſich nach Danzig zurückziehen, welches belagert ward.

Die Unterſtützung, welche Stanislaus von Frankreich hoffte, blieb lau und weit hinter ſeinen Erwartungen zurück, da der Cardinal von Fleury ihm abgeneigt war. Ein ſich hierüber verbreitendes Schreiben des ſächſiſchen Geſandten zu Paris, Grafen von Hoym, vom 27. Januar 1727 gegründet auf die Mittheilungen „d'un homme assez bien instruit" bewahrheitete ſich im Jahre 1734 vollſtändig. Graf von Hoym hatte damals geſchrieben: „On dit, qu'il s'agissoit de prendre des mesures avec le parti de Leszinski en Pologne etc. et de faire à l'Abbé de Livry* des remises d'argent. Mais soit que ce dernier article rencontre des oppositions du coté du ministre de la finance

* Franzöſ. Geſandter in Warſchau.

ou que le Cardinal, qui dans le fond hait en secret la Reine et sa famille, ne veuille que les amuser par des simples demonstrations exterieures et ne rien faire pour eux en effet, on ne croit pas, qu'on songe serieusement à faire de grands efforts en faveur du père de la Reine et on a de la peine à concilier la pretendue disposition du ministére de lui être favourable, avec le parti qu'on a pris tout nouvellement sur le retranchement de sa pension, laquelle vient d'être reduite de 300000 livres à 200000, ce qui ne marque pas une grande disposition à épuiser pour lui les tresors. Cependant on juge par la connaissance qu'on a du caractére du Cardinal, que soit par faiblesse et par une prétendue bienseance ou pour cacher les sentiments peu favorables qu'on luy impute à l'egard de la Reine, il pourroit bien faire quelque chose, mais faiblement et sans aucune envie serieuse de faire reussir leurs desseins, à moins que la premiere depense une fois faite, cela ne l'engage à quelque chose de plus et qu'on voulut apres soutenir ce qu'on auroit commencé."

Mehrere Monate widerſtand Danzig, deſſen ganze Umgegend unter Waſſer geſetzt worden war, tapfer allen Angriffen, allein gegen Ende des Monats Juni 1734 erkannte man, daß die Stadt ſich nicht lange mehr werde halten können.* Leszczynski mußte ſich zur Flucht entſchließen. Einer ſeiner Briefe, von welchem uns eine Abſchrift vorliegt, gibt eine ausführliche Erzählung der dabei von ihm beſtandenen Fährlichkeiten. Leszczynski verbreitete ſich darin zunächſt über die Gründe, die ihn veranlaßt, ſo lange als möglich

* Als theilweiſen Erſatz der durch die Belagerung erlittenen Schäden, erhielt Danzig im J. 1737, nach einer Mittheilung des dort im Auftrag der ſächſiſchen Regierung befindlichen Kammerherrn von Unruh vom 15. Mai 1737, 1500000 Livr. von Frankreich.

in der belagerten Stadt zu verharren, und fährt dann also fort:*

„Die verschiedenen Pläne, welche man entwarf, um meine Flucht zu sichern, lieferten mir einen neuen Beweis des Eifers, welcher meine Anhänger beseelt: erbot sich doch eine heldenmüthige Frau,** mich, unter Mithülfe eines ins Geheimniß gezogenen Bauern, zu retten, indem sie sich als Bäuerin verkleiden und mich für ihren Mann ausgeben wollte.

Ein anderer Vorschlag ging dahin, ich möge mich an die Spitze von 100 entschlossenen Männern stellen und die feindlichen Linien durchbrechen: ich hielt dies für unthunlich wegen der Ueberschwemmung, die drei Stunden weit Danzig umgab, und wegen der Umwallung, welche die Belagerer aufgeworfen und die man zu Pferde nicht hätte erklimmen können.

Der Plan, der mir den meisten Erfolg zu versprechen schien, ward von dem französischen Gesandten (Marquis de Monti) vorgeschlagen. Ihn auszuführen, begab ich mich am Abend des 27. Juni, eines Sonntags, in seine Wohnung, unter dem Vorwand, daselbst eine Nacht ruhig zu schlafen, indem ich mich aus dem Bereiche der Bomben entfernte, die in dem Theile der Stadt, den ich bewohnte, niederfielen.

Um 10 Uhr des Abends verließ ich das Haus des Gesandten, als Bauer verkleidet und mit einem einzigen Hemde von grober Leinewand auf dem Leibe, begleitet vom General Steenflycht, um den Offizier aufzusuchen, der meiner auf dem

---

* Der Brief ist französisch geschrieben, wir ziehen jedoch bei der Umfänglichkeit des Schriftstückes vor, es in der Uebersetzung wiederzugeben. S. übrigens Leben des St. Leszczynski aus dem Französ. übersetzt durch Herrn *** Leipzig 1770 S. 206 u. f. und Leben Sanislai I. Stockholm 1741 S. 443 u. f. Oeuvres du philosophe bientaisant t. I. p. 73 sq. Leipzig 1764.

** Es war die Gräfin Czapska, Gemahlin des Woiwoden von Pomerellen s. Leben des St. Leszczynski ꝛc. S. 211.

Walle wartete: auf zwei kleinen Kähnen setzten wir über den Graben. Der Offizier ging nun voraus, um uns durch den Außenposten, den ein Unteroffizier und einige Soldaten bildeten, zu führen. Plötzlich hörte ich einen Streit und sah, daß der Unteroffizier sein Gewehr auf den Offizier anschlug, den er ebenso wenig als seine Begleiter passiren lassen wollte. Diese zu strenge Gewissenhaftigkeit nöthigte den Offizier zu sagen, wer ich sei. Der Unteroffizier, der sich von der Wahrheit der Angabe überzeugen wollte, trat nun an den Kahn, betrachtete mich und als er mich trotz der Dunkelheit erkannte, machte er mir eine tiefe Verbeugung und wünschte mir glückliche Reise. Der Umstand, daß der Unteroffizier mich erkannt, ließ mich allerdings die Entdeckung des Geheimnisses und Gefahr für meine Sicherheit besorgen.

Nachdem wir von dem Offizier Abschied genommen, schifften wir in der Ueberschwemmung weiter, in der Hoffnung, die Weichsel zu erreichen, über sie während der Nacht zu setzen und den Tagesanbruch jenseits der feindlichen Postenkette zu begrüßen. Wie groß war aber mein Erstaunen, als unsere Begleiter, nachdem wir eine Viertelstunde gerudert, uns an eine schlechte Hütte mitten im Wasser führten und uns erklärten, wir müßten hier den Rest der Nacht und den folgenden Tag verweilen, da die Nacht schon zu weit vorgerückt sei, als daß wir unter ihrem Schutze die Weichsel erreichen könnten. Es blieb nichts übrig, als sich zu fügen und auszusteigen, so lebhaft auch unsere Besorgniß über die augenscheinliche Gefahr war, welche diese Verzögerung nach sich ziehn mußte.

Wir betraten die Hütte und da selbst, wenn meine Lage mir den Schlaf gestattet hätte, nicht einmal ein Winkel, in dem ich ausruheu können, vorhanden war, so benutzte ich die Zeit, um Bekanntschaft mit meiner erlauchten Gesellschaft anzuknüpfen, die aus vier Personen bestand. Der Anführer meiner Begleitung machte mir vom Anfang an und ich hatte mich, wie die Folge lehren wird, darin nicht getäuscht — den

Eindruck eines Narren: er gab ſich ein Anſehn von großer Wichtigkeit, beanſpruchte, daß man nicht widerſpreche, ſondern ihm blind gehorche. Ich würde mich gern dieſer Subordination unterworfen haben, wenn ich nicht wahrgenommen hätte, daß unſer Commandant ohne alle Kenntniß der feindlichen Poſten, die wir zu vermeiden hatten, blos die große, ihm von dem Geſandten verſprochene Belohnung vor Augen, uns auf jeden Zufall hin weiter führen wollte. Der Zweite, den ich fragte, wer er ſei? antwortete mir ohne Hehl, er ſei ein bankerotter Kaufmann. Die beiden andern waren zwei Schnapphähne* und nach dem Ausdruck ihres Geſichts zu urtheilen, vollendete Schufte. Ich verbrachte den Reſt der Nacht auf einer Bank an den Bankerottirer gelehnt, mit dem ich am meiſten vertraut ward, weil ich mich, da er polniſch ſprach, mit ihm am leichteſten verſtändigen konnte.

Montag, den 28. früh, trat ich aus der Hütte, um mein Auge auf die Stadt zu richten, in welche unausgeſetzt die Bomben flogen, und um über das traurige Loos aller der lieben und treuen Freunde nachzudenken, die ich verließ und die jetzt bald gezwungen werden mußten, ſich gegen ihren Willen für meine Feinde zu erklären. Der Schmerz zerriß mein Herz!

Ich wendete dann meine Gedanken auf mein eignes Loos: ich wußte nicht, wo ich mein Haupt würde niederlegen können, was ich thun ſolle: ſo abgehärtet ich auch gegen das Unglück geworden, ich würde dem Kummer erlegen ſein, ohne Gottes Beiſtand. Während ich dieſen Gedanken nachhing, hörte ich den Kanonendonner aller feindlichen Batterien, ſowie der Flotte, begleitet von einem lebhaften Musketenfeuer. Ich hielt es für ein Freudenfeuer über die Eroberung von Weich-

* Man hatte in Danzig ein Corps von Freiſchützen errichtet, welche 5 Thlr. und ein Gewehr erhielten, mit der Erlaubniß, das, was ſie bei den Todten fänden oder dem Feinde abnehmen würden, zu behalten: ſie erhielten den Namen Schnapphähne. M. X., Merkwürdigſtes Leben und Schickſal des K. Stanislai. Frankfurt und Leipzig 1736. S. 846.

selmünde, die mich nicht wenig bekümmerte: ich versank in so tiefes Nachsinnen, daß General Steenflycht mich am Kleide zupfen mußte, um mich aufzufordern, eine Suppe zu genießen, die er zubereitet hatte.

Kurze Zeit darauf stieß ein Mensch in einem kleinen Kahn ans Ufer, der behauptete, sein Capitain schicke ihn, um dem General Steenflycht ein Billet und zwei Stückchen geräucherte Zunge zu übergeben. Das Billet wünschte ihm glückliche Reise: wir haben den Absender niemals erfahren und ebensowenig, wie es dem Boten möglich geworden, uns aufzufinden. Ich zog bedenkliche Folgerungen daraus für unsere Sicherheit, die lediglich auf dem Geheimniß beruhte, welches unsere Flucht decken mußte. Gott hat sie gelingen lassen, um uns zu überzeugen, daß alle menschliche Klugheit eitel ist und nur Gottes heilige Vorsicht, mit der er auch uns leitete, unser Vertrauen verdient. Der Tag verging mir sehr langsam, ich sehnte die Nacht herbei: mit ihrem Einbruch schifften wir uns ein und setzten unsern Weg durch Schilf und unwegsame Gegenden fort, indem wir sehr häufig, wenn das Wasser zu seicht ward, die Kähne durch den Sumpf und nach einem Graben, der etwas tiefer war, zu schleppen genöthigt waren. Gegen Mitternacht gelangten wir an die Landstraße längs der Weichsel. Unsere Führer ließen uns aussteigen und berathschlagten ins Geheim unter sich: es ward uns dann eröffnet, daß der General Steenflycht mit dem Anführer unserer Begleiter und dem Bankerottirer auf der Straße fort gehn solle, die beiden Schnapphähne aber würden mit mir im Kahne bleiben: eine Stunde Wegs weiter würden wir wieder zusammentreffen. Diese Trennung entsprach meinen Wünschen gar nicht, indem ich fürchtete, den General Steenflycht nicht wiederzusehn: ich glaubte, daß wir, nachdem wir die Weichsel erreicht, nun übersetzen würden, allein wir würden uns aus der Nehrung am andern Ufer nicht haben heraushelfen können.

Nachdem wir zwei Stunden mühselig weiter geschifft,

fragte ich, als wir uns von der Straße entfernten, wo unsere Gefährten seien? Die Antwort war, sie seien voraus und wir würden sie bald erreichen.

Da der Tag anbrach und alle Häuser in der Umgegend voll Russen lagen, konnten wir die Stelle der Weichsel, die zur Ueberfahrt bestimmt war, nicht erreichen, wir mußten Schutz suchen im Hause eines meinen Begleitern bekannten Bauern. Beim Eintreten ward er befragt, ob Russen bei ihm einquartiert seien, die Antwort lautete: nein, doch kämen sie häufig während des Tages zu ihm. Wir mußten gleichwohl dort verweilen. Meine beiden Schnapphähne führten mich sogleich auf den Boden, warfen mir eine Schütte Stroh hin und versicherten mir, ich könne ruhig sein, sie würden Schildwache stehn und unsere Gefährten aufsuchen.

Nach zwei schlaflosen Nächten, hätte ich gern geruhet, es war mir aber nicht möglich und da ich mein Lager sehr hart fand, stand ich auf und lugte durch ein kleines Fenster: 20 Schritte von mir, sah ich zwei Russen, welche ihre Pferde auf der Wiese grasen ließen. Ein Offizier wandelte auf und ab und 100 Schritte weiter, ritt ein Trupp von 6 Kosaken. Dieser unangenehme Anblick jagte mich schnell auf meine Schütte Stroh zurück zum Nachdenken, wie ich mich dieser Blokade entziehn könne: durch die Wirthin des Hauses, die sich zu mir schlich, erfuhr ich, daß die Gefahr mir noch viel näher sei, als ich glaubte: fünf Kosaken waren im Hause selbst, um zu frühstücken. Auf diese Mittheilung blieb ich unbeweglich liegen: während zwei voller Stunden — so lange blieben sie — konnte ich ihre Unterhaltung, die sich auf die Belagerung von Danzig bezog, ganz deutlich hören. Nach ihrer Entfernung kam die Wirthin, welche wahrscheinlich ein Geheimniß in meiner Person ahnete, wieder zu mir und fragte mich, woher ich komme und wer ich sei? Sie bemerkte, sie höre wohl aus meiner Sprache, daß ich nicht aus der Gegend sei und ebenso sehe sie mir an, daß ich kein Bauer sei. Ich ließ sie glauben, was sie wollte. Am Bedenklichsten

war es, daß ſie Beſorgniſſe für ihr Haus ausſprach, welches die Ruſſen, wenn ſie mich entdeckten, niederbrennen würden: ich fürchtete, ſie werde mich nöthigen, das Haus zu verlaſſen, doch gelang es mir, ſie ſoweit zu beruhigen, daß ſie mich in Ruhe ließ.

An dieſem Dienſtag (den 29.), den ich allein auf dem Boden, getrennt vom General Steenflycht zubrachte, lernte ich eine neue grauſame Qual kennen, die darin liegt, wenn man trotzdem, daß man ſich zum Handeln völlig kräftig fühlt, nicht handeln kann und mit untergeſchlagenen Armen das Unglück, das jeden Augenblick hereinzubrechen droht, abwarten muß.

Die gezwungene Unthätigkeit ſtimmte mich ſehr traurig, doch ſtießen mir zwei Gedanken auf, die mir zur wahrhaften Beruhigung gereichten. Der erſte war, daß mir Gott Steenflycht, den einzigen Mann, der mir von einigem Nutzen hätte ſein können, entzogen, damit ich nur auf Ihn mein Vertrauen ſetze, der andere Gedanke, der mich beſchäftigte, war der an einen ſichtlichen Beweis der göttlichen Vorſehung. Sie müſſen wiſſen, daß, als wir von Danzig aufbrachen, der franzöſiſche Geſandte uns 200 Ducaten übergab, 100 an Steenflycht, 100 an mich. Nicht gewöhnt, Geld bei mir zu tragen, ward mir das Gold gleich beim Beginn unſerer Reiſe läſtig und ich beſchloß, mich deſſen zu entledigen und es Steenflycht zur Aufbewahrung zu übergeben. Trotzdem weiß ich nicht, wie es kam, daß ich aufſchob, es ihm auszuhändigen und jetzt nach meiner Trennung von ihm, fiel mir ein, in welcher Lage ich geweſen ſein würde, wenn ich nicht einen Heller bei mir gehabt hätte. Gott hatte ſichtlich für mich Sorge getragen!

Sehr gelangweilt über meine Lage, ſtieg ich endlich vom Boden herab, um mich mit meinen Führern zu beſprechen, die mir verſicherten, ſie wüßten, daß der General Steenflycht nur eine Viertelſtunde von uns entfernt ſei und daß er in der nächſten Nacht mit uns an der Weichſel bei der Ueberfahrt zuſammentreffen werde, daß auch das Boot ſchon bereit

liege: da aber der Wind sehr heftig sei, wüßten sie nicht, ob wir die Ueberfahrt würden wagen können, indem uns nur ein kleines Fischerboot zu Gebote stehe. Ich sagte ihnen, daß wir nicht zaudern dürften und daß wir, da uns beim fernern Verweilen an unserm jetzigen Aufenthaltsorte die größte Gefahr drohe, Alles wagen müßten.

Diesen Entschluß gefaßt, setzten wir uns, sobald es etwas zu dunkeln anfing, in den Kahn, den wir nach einer Viertelstunde, als wir an nicht überschwemmtes Land kamen, zurückließen. Wir wanderten eine gute Stunde zu Fuß bis an die Weichsel, meist durch Morast, der uns bis an die Knie ging, wadend. Als wir auf der Landstraße angelangt waren, sagte mir einer der Schnapphähne, ich möchte mit seinem Cameraden warten, er wolle eine Viertelstunde weiter gehn und sehn, ob der Kahn an dem bestimmten Platze sei. Nachdem wir eine gute Stunde gewartet, kehrte er mit der Angabe zurück, er habe den Kahn nicht gefunden, die Russen müßten ihn weggenommen haben.

Was nun thun? Es gab kein anderes Mittel, als umzukehren. Wir gingen eine Stunde weit zurück und kamen endlich in ein Haus, dessen Besitzer ein vernünftiger, thätiger und entschlossener Mann war. Er versprach mir, mich über die Weichsel zu bringen und hat sein Wort gehalten. Er versteckte mich auf dem Boden seines Hauses und ging aus, um einen Kahn zu suchen und einen sichern Ort zur Ueberfahrt auszukundschaften.

Mittwoch, der 30. Juni brach an. Ich konnte keine Ruhe finden, stand am Fenster und sah zu meiner Freude den Anführer meiner Begleitung, der mit General Steenflycht sich von uns verirrt hatte, in das Haus treten. Auf mein Befragen erzählte er, daß, als er in der vorigen Nacht sich nach der verabredeten Stelle am Ufer der Weichsel begeben wollen, sie auf der Landstraße Kosaken begegnet hätten: es sei ihm gelungen, sich zu retten, was aber aus Steenflycht geworden, wüßte er nicht. Ich glaubte ihn verloren! Auch dieses neue

Unglück bekämpfte ich, indem ich mir vergegenwärtigte, daß ich, verlassen wie ich war, aller meiner Geistesgegenwart bedürfe und mich dem Kummer nicht hingeben könne.

Gegen 5 Uhr des Abends kehrte mein Wirth zurück und sagte mir, er habe zwar einen Kahn bei einem Fischer gefunden, bei dem zwei Russen einquartiert seien, allein es sei unmöglich, über die Weichsel zu setzen, da das Ufer voller Russen sei, welche ihre Pferde weideten und nach mir suchten, da man wisse, daß ich die Stadt verlassen: man halte alle Bauern an, die etwa von meinem Alter und Aussehen seien.

Ich mußte fast die Hoffnung aufgeben, zu entkommen: es ward beschlossen, daß wir noch die Nacht und den folgenden Tag in unserm Zufluchtsort verweilen wollten.

Am Donnerstag, den 1. Juli, ward nochmals berathschlagt, ob nicht eine andere Ueberfahrt zu finden sei, welche einige Sicherheit biete. Eine große Flasche Branntewein regelte den Gang unserer Berathungen: der Gesandte hatte sie nebst einer Flasche Ungarwein, die mich, ich kann es wohl sagen, während der 7 Tage meines Herumschweifens allein aufrecht erhalten hat, in unsern Vorrathskorb packen lassen. Um auf den Branntewein zurückzukommen, so mußte ich bei dessen Vertheilung mit großer Umsicht zu Werke gehn: gab ich meinen Führern nur wenig, so waren sie kleinlaut und furchtsam, äußerten nur, daß es unmöglich sei, durchzukommen, daß sie fürchteten, festgenommen und gehangen zu werden: wenn ich die Dosis aber hätte vergrößern wollen, so hätten sie mich mitten durch das feindliche Lager geführt. So schwebte ich immer zwischen zwei sehr unbestimmten Grenzen und die Schwierigkeit ward noch dadurch vergrößert, daß ich mit meinem wenigen Deutsch nur mit großer Mühe mich ihnen verständlich machen konnte.

Um 6 Uhr Abends kehrte unser Hauswirth voller Freude mit der Nachricht zurück, daß alle Kosaken sich entfernt hätten, die Stelle der Ueberfahrt unbesetzt sei und der Kahn meiner am Ufer der Weichsel in der Entfernung einer Stunde

warte. Mit Ungeduld ſehnte ich die Dunkelheit herbei: mit ihrem Eintritt ſetzte ich mich zu Pferde, der Hauswirth beſtieg ein anderes und wir verabredeten, daß er vorausreiten, ich 50 Schritt hinter ihm folgen und meine 3 Führer die Nachhut bilden ſollten.

Wir mußten durch fürchterliche Moraſtlöcher, in denen mein Pferd, das ſehr ſchlecht auf den Füßen war, bei jedem Schritt auf die Naſe fiel, wir ſahen auf allen Seiten die Wachtfeuer der Feinde und mußten der Gräben wegen ganz nahe bei dem Dorfe Heysmarck vorbei, in dem ein ſtarker Wachtpoſten ſtand. Hier war es, wo die Feinde ihre Artillerie und Munition, ſo wie ſie anlangte, ausſchifften. Nachdem wir eine halbe Stunde glücklich, ohne Jemand zu begegnen, zurückgelegt, bat mich unſer Wirth, zu warten, während er unterſuchen wolle, ob die Gegend, die er als die gefährlichſte bezeichnete, frei ſei. Ich wartete nicht lange, er kam höchſt beſtürzt mit der Nachricht zurück, daß die Strecke voller Ruſſen ſei, die ihn ſelbſt befragt hätten und daß er ſich nur durch die Ausrede gerettet, daß er Lebensmittel ins Lager gebracht und ſeine Pferde, die er auf der Weide verloren, ſuche. Bei dieſer Mittheilung bemächtigte ſich meiner Begleiter eine paniſche Furcht und ſie waren ſofort einig, wir müßten umkehren. Da dies offenbar das Gefährlichſte war, erklärte ich, ich würde es nicht thun, wir wollten uns mit Knitteln bewaffnen, um die Koſaken, wenn ſie nicht ſtärker als wir wären, niederzuſchlagen, wären ſie zu zahlreich, ſo brauchten wir nur den von unſerm Wirth eingeſchlagenen Ausweg zu ergreifen und angeben, wir ſuchten Pferde, die ſich verlaufen. Mein Vorſchlag fand aber keinen Anklang; endlich ergriff der Wirth das Wort und ſagte, wir ſollten warten, er wolle nochmals auf Entdeckung ausgehn und ausſpähen, ob wir nicht rechts oder links uns vorbeiſchleichen könnten. Während er fortging und wir auf dem Bauche lagen, waren meine drei Schufte im Begriff, mich zu verlaſſen, indem ſie wiederholt ſagten, ſie hätten keine Luſt, ſich aufhängen zu laſſen. Ich

bat nur, daß sie die Rückkehr des Wirthes abwarten möchten: sie verstanden sich dazu: der Wirth kam bald zurück mit der unerwarteten, frohen Nachricht, daß die Kosaken sich entfernt, die Ueberfahrt in diesem Augenblick frei sei. Sogleich setzte ich mich zu Pferde, während meine 3 Begleiter mir in der Ferne in der entschiedenen Absicht folgten, sogleich zu fliehen, wenn mir oder dem Wirthe etwas zustoße. Wir legten bald die halbe Stunde, die uns von der Landstraße trennte, zurück und bemerkten auf ihr einen kleinen russischen Wagen mit 3 Personen. Wir versteckten uns hinter Bäumen und wurden nicht bemerkt. Hundert Schritte weiter, ließen wir unsere Pferde zurück und gingen eine Viertelstunde weit zu Fuße. Hier hieß der Wirth mich am Ufer der Weichsel im Gebüsch verstecken: bald sah ich ihn mit dem Kahne kommen: in demselben Augenblick stießen meine 3 Führer zu uns. Wir schifften uns ein und kamen durch sichtliche Gnade Gottes unbemerkt über die Weichsel.

Glücklicher Weise fanden wir am andern Ufer ein großes Dorf, in welchem wir am Freitag, den 2. Juli mit Tagesanbruch eintrafen. Ich wünschte natürlich sogleich Pferde zu bekommen, um meine Reise fortzusetzen, allein dies war unmöglich. Meine Begleiter, die sich nun in voller Sicherheit glaubten, gingen in ein Haus, legten sich trotz meiner Bitten nieder und versanken in tiefen Schlaf. Mir blieb nichts übrig als Wache zu halten, indem ich um das Haus herumging. Endlich, als meine Geduld erschöpft war, trat ich in das Zimmer und weckte, so sanft ich es vermochte, einen meiner Begleiter, um ihn mit aller denkbaren Freundlichkeit zu bereden, Pferde zu miethen. Er entschloß sich: nach zwei Stunden kam er total betrunken mit einem Mann zurück, der uns einen Wagen mit zwei Pferden unter der Bedingung vermiethen wollte, daß ich den Werth deponire, damit er, wenn uns die Kosaken beraubten, seiner Bezahlung sicher sei. Da sich weiter nichts thun ließ und die Zeit drängte, kaufte ich Wagen und Pferde um den von ihm geforderten Preis

von 25 Ducaten. Während der Verhandlung darüber versammelte sich eine Menge Volks um uns: in Gegenwart Aller fing der betrunkene Kerl an, sich über seine Verdienste zu verbreiten, indem er äußerte, er werde kein Narr sein und wolle wissen, wieviel er auf seinen Theil erhalten werde, da er sich der Gefahr, gehängt zu werden, ausgesetzt habe, um mich zu geleiten. Unser Anführer fing nun an, sich mit ihm zu streiten, sagte ihm, er sei ein Elender, jetzt sei es nicht Zeit davon zu reden, er habe ebenso viel gethan wie er, mache aber jetzt keine Ansprüche. Dieser Streit, der immer heftiger ward, verrieth den um uns Versammelten, daß ich ein Mann von Bedeutung sein müsse, so daß alle mich aufmerksam betrachteten. Ich bemühte mich, so gut ich konnte, den Streit beizulegen und hätte am liebsten den Betrunkenen zurückgelassen, wenn ich nicht hätte besorgen müssen, daß er in dem Zustande, in dem er sich befand, mich noch vollends verrathen werde. Ich mußte ihn also in den Wagen packen, ihn halten, oder richtiger gesagt, auf den Rücken nehmen, damit er nur nicht den Hals breche. Unser Anführer setzte sich auf den Bock, um zu fahren: der Dritte, der mir noch als der vernünftigste erschienen war, blieb zurück, um dem Gesandten zu melden, daß ich glücklich über die Weichsel gekommen sei. Endlich um Mittag konnten wir weiter fahren, wagten aber nicht, nach dem Wege zu fragen, um nicht, wenn wir verfolgt würden, unsere Spur zu verrathen. Ich richtete mich, da mir die Gegend nicht unbekannt war, nach der Landkarte und, da wir die Nogat passiren mußten, fuhren wir nach der Stelle, wo sie sich von der Weichsel trennt, indem wir Marienburg, wo eine feindliche Garnison lag, zur Linken ließen. Wir kamen durch wenigstens zwanzig Dörfer, die von den Sachsen oder Russen besetzt waren, ohne daß uns Jemand befragt hätte.

Nachdem wir vier Stunden rasch gefahren waren, konnten unsere Pferde nicht weiter, wir mußten ihnen, zumal es sehr heiß war, einige Ruhe gönnen. Aber wo anhalten, da überall Feinde lagerten? Die Vorsehung bot uns Hülfe.

Wir bemerkten ein Haus etwa 100 Schritte von der Straße entfernt, in dem keine menschliche Seele war. Hier verweilten wir und setzten nach der nöthigen Rast unsere Reise fort. Abends 8 Uhr gelangten wir an eine Schenke am Ufer der Weichsel. Wir fanden ein altes Fischerboot am Ufer liegen und meine Begleiter, in der Meinung, die Nogat sei vor uns, wollten in dem halbverfaulten Kahn übersetzen. Glücklicher Weise fragte ich einen Vorübergehenden, ob es die Nogat sei und erfuhr, daß der Fluß die Weichsel, die Nogat anderthalb Stunden weiter entfernt sei. Ohne diese Berichtigung wären wir verloren gewesen. Wir eröffneten nun dem Wirth in der Schenke, wir seien Fleischer aus Marienburg und wollten über die Nogat setzen, um Vieh zu kaufen. Er versicherte, dies sei unmöglich, weil alle Kähne bis auf die kleinsten herab, weggenommen und nach Marienburg gebracht seien, um den Uebergang der Polen, welche auf dem andern Ufer der Nogat streiften, zu verhindern. Wir sahen uns genöthigt, da unsere Pferde nicht weiter konnten, die Nacht in einer Scheune zuzubringen. Bei Tagesanbruch ward wieder berathschlagt und meine Begleiter waren der Meinung, es gebe kein anderes Mittel, als das, über die Brücke zu Marienburg zu gehn. Ich mochte ihnen vorstellen, soviel ich wollte, daß dort Garnison liege, die uns unfehlbar festhalten werde, sie nahmen keine Vernunft an und drohten, mich zu verlassen, wenn ich ihnen nicht nachgäbe. Endlich bestimmte ich sie wenigstens dazu, daß wir bis an die Nogat gehn wollten, erst wenn wir da kein Mittel zum Uebersetzen fänden, sollte der Weg über Marienburg eingeschlagen werden. Wir fuhren also auf einem abscheulichen Wege weiter bis in ein kleines Dorf. Als ich vorschlug, hier Erkundigung einzuziehn, widersprachen meine beiden Begleiter, die mich immer meistern wollten, erklärten dies für gefährlich und für unnöthig, da wir ja schon wüßten, daß es unmöglich sei, anders als in Marienburg über die Nogat zu kommen. Endlich bewog ich den Einen, in ein Haus zu gehn, um zu fragen, es traf sich

aber zu meinem großen Glück, daß die Bewohner nur polnisch sprachen und daß er sich mit ihnen nicht verständigen konnte. Ich stieg daher vom Wagen, um mit den Leuten zu reden: meine Begleiter widersetzten sich dem, weil sie fürchteten, ich möchte mich durch die Sprache verrathen: bei dem Streite hierüber verließen sie den Wagen und erklärten mir geradezu, sie würden davongehn, indem sie wiederholten, sie hätten keine Lust, gehangen zu werden. Da ich ihre Unverschämtheit und Albernheit nicht länger zu ertragen vermochte, erklärte ich mich damit ganz einverstanden. Ich betrat das Haus und eröffnete in höflichen Worten der Wirthin, daß ich über die Nogat zu setzen wünsche, um Vieh zu kaufen. Sie antwortete mir, es sei kein einziger Kahn auf dem Flusse und sie selbst habe Vieh zu verkaufen. Als ich ihr versicherte, ich werde auf dem Rückwege es ihr abnehmen, sie würde mich aber sehr verpflichten, wenn sie mir Gelegenheit zum Uebersetzen verschaffe, sagte die gute Frau, ich sehe wohl, ihr seid ein guter Mann, ich gebe euch meinen Sohn mit, der euch führen wird; eine Viertelstunde von hier wohnt am andern Ufer einer unserer Freunde, ein Fischer, der einen kleinen Fischerkahn versteckt hat; auf ein gegebenes Zeichen wird er herüberkommen und euch abholen. Ich dankte der guten Frau herzlich und setzte mich mit ihrem Sohne in den Wagen. Als meine beiden Schufte mich mit zuversichtlicher Miene und begleitet von einem Führer erscheinen sahen, kamen sie herbei, um den Wagen ebenfalls zu besteigen und da es nicht an der Zeit war, Vorwürfe zu machen, sagte ich kein Wort. Wir gelangten nach einer Viertelstunde an das Ufer der Nogat, wo in der That auf ein vom Sohne meiner Wirthin gegebenes Zeichen, der Fischer aus seiner Hütte kam und seinen Kahn ins Wasser schleppte. Sowie der Kahn an das Ufer stieß, bestieg ich ihn mit einem meiner beiden Führer und befahl dem andern mit dem Wagen, den ich nicht über das Wasser bringen konnte, der Rückkehr seines Cameraden, den ich noch an demselben Tage zurücksenden wollte, zu warten.

Auf dieſe Weiſe kam ich mit Gottes Hülfe über die Nogat und fand zu meinem Glücke in dem kleinen Dorfe Bialagora am jenſeitigen Ufer einen kleinen Wagen mit zwei Pferden, der mich Sonnabend, den 3. Juli, nach Marienwerder brachte.

Nachdem ich meinen Führer mit einigen Zeilen an den Geſandten entlaſſen und endlich in dem Gaſthofe allein war, ſuchte ich nach den unglaublichen körperlichen Strapatzen für meinen Körper Ruhe, die ich für mein Gemüth nicht finden konnte.

Den Tag nach meiner Ankunft in Marienwerder hatte ich die frohe Ueberraſchung, meinen treuen Gefährten, den General Steenflycht, wiederzufinden, der mir zum wahren Troſte gereicht." *

Ueber den traurigen Aufzug, in dem der Flüchtling in Marienwerder ankam, erzählt ein Brief von dort d. d. 3. Juli 1734 Folgendes:

„Ich berichte mit beſtürzter Feder, wie daß der liebe und alte Greis Rex Stanislaus, heute um ¾ auf 12 Uhr Mittags in armer und elender Equipage und Geſtalt bei uns angekommen. Sein Fuhrwerk war ein Bauerwagen, das Polſter ein Bund Stroh, das Geſpann ein Paar ſchlechte Pferde, darauf der Kutſcher, ein elender zerlumpter Junge, ſaß. Des liebſten Herrn Kleidung war ein grauer Rock und große lederne Pumphoſen, ein Paar geflickte Stiefeln. Zur größten

* Stanislaus war, wie wir geſehn, nicht ſehr ſchnell vorwärts gekommen: gleiches Schickſal theilte aber, ziemlich gleichzeitig, mit ihm ſein Gegner, König Friedrich Auguſt, der in fünf Tagen nur 1½ Meilen in Polen zurückzulegen vermochte. Der Cabinetsminiſter Graf v. Sulkowski ſchrieb deshalb in einem eigenhändigen Briefe an den Kammerherrn von Erdmannsdorf d. d. Skata, den 7. März 1734: „En pleine marche depuis cinque jours, pour faire trois lieues de Cracovie jusqu'ici, je vous dirai que les bagages, tout petit qu'il devoit etre, nous fait enrager, car nous n'avons recue les derniers chariots que ce soir, tous quasi brisés et cassés et beaucoup de chevaux crevés et estropiés d'une facon qu'on ne peut pas s'en servir plus-outre."

Fatalität bei solchem Aufzug, mußte der Kutscher in das vornehmste Wirthshaus, der Hauptwache gegenüber, einkehren, da ihn gleich einige Soldaten erkannten, die in Warschau unter dem Prebendowskischen Regiment gewesen. Er hat zwar beim Absteigen, da ihn ein Rittmeister von der Garnison bewillkommt, plattdeutsch, als bäurisch, reden wollen, es hat aber nicht geklappt. Da unser Oberster, Rochau, abwesend, so hat ihm der Oberstleutnant Mayer* die Visite gegeben, welchen Stanislaus embrassiret und dem König dabei die Thränen in die Augen getreten. Er hat sogleich zum Postmeister geschickt und fragen lassen, wann die Post abginge, da er nun zur Antwort erhalten, daß solches erst morgen Nachmittag geschehe, so däuchte ihm dieses zu lang zu sein und bat sich eine Estafette aus, ich weiß aber nicht wohin. Den Augenblick ist der Oberstleutnant wieder bei ihm, sie haben einen Schneider kommen lassen, daß er ihm ein deutsches Kleid verfertige, wozu der Oberstleutnant das Geld auslegen will. Der holdselige Herr hat auch ein ganz grobes bäurisches Hemde angehabt, das so schwarz, wie die Erde, welches mir der Wirth, der ihm eins von den seinigen gegeben, gesagt hat. Der König hat keine Schildwache verlangt, sondern sich nur einen Soldaten zur Aufwartung ausgebeten, denn er keine Menschenseele bei sich hat. Die Flucht aus Danzig ist auf einem Boot geschehn. So viel hat man von seinem Kutscher erfahren, daß dieser Bauer zu Wasser bis Picktow, nebst noch einem Schupper gekommen, da er sich dann vor Geld von seinem Wirth ein so sanftes Fuhrwerk ausgebeten hat. Es sind hier wohl 20 Menschen, welche das redliche graue Haupt in Danzig gesehn und also nur allzuwahr, daß er es selbsten ist."

Es war die höchste Zeit gewesen, daß Leszczynski Danzig

---

* Ein anderes Schreiben erzählt, Leszczynski habe sich gegen diesen durch den heiligen Geistorden, den er auf seiner Flucht auf dem bloßen Leibe getragen, legitimirt.

verlaſſen, denn am 30. Juni ward die Stadt übergeben. Die Eroberer hatten gehofft, den König ſelbſt dort zu finden, mußten ſich aber mit dem franzöſiſchen Geſandten, Marquis de Monti, begnügen, den ſie gefangen nahmen; weitläuftige diplomatiſche Verhandlungen waren Folge davon. Seine Gefangenſchaft und ſpäter ſeine Befreiung, theilte ſein Liebling, ein großer Cyperkater, den er an einer Kette wie einen Hund hielt. Als der Marquis im April 1736 auf der Rückreiſe nach Frankreich durch Stettin kam, lockte der Anblick des auf des Geſandten Schooß im Wagen ſitzenden ernſten Katers eine Menge Menſchen herbei. Ein ſatyriſcher Schuſter bot dem Marquis während des Wechſelns der Pferde, ein Paar hohe Waſſerſtiefeln an, „comme étant de fort bon usage en pareille compagnie," was aber Se. Excellenz ſehr übel nahmen.

Die Staffette, welche der von uns mitgetheilte Brief aus Marienwerder erwähnt, trug ein Schreiben Leszczynski's an den franzöſiſchen Geſandten zu Berlin, Marquis de la Chetardie, welchem ein anderes an den König von Preußen einlag, in dem Leszczynski um deſſen Schutz bat. Der König war gerade auf einer Reiſe zur kaiſerlichen Armee, die unter dem Prinzen Eugen von Savoyen im Felde gegen die Franzoſen ſtand, begriffen. Der Marquis de la Chetardie übergab daher das Schreiben an den König den Miniſtern, indem er ſich dringend dafür verwendete, man möge Leszczynski in Sicherheit bringen: „dut on le faire garder même comme une espèce de prisonnier." Auf der andern Seite erklärte der ruſſiſche Geſandte, ſein Hof werde jede Unterſtützung des Flüchtlings als „une rupture ouverte" betrachten. Sachſen wünſchte die Auslieferung Leszczynski's und man hätte es gern geſehn, wenn man von Seiten der Ruſſen Gewalt gebraucht hätte. Der Graf von Manteuffel (der frühere ſächſiſche Cabinetsminiſter, der damals in Berlin lebte) ſchrieb am 7. Juli 1734 an den, das ſächſiſche Corps in Polen commandirenden, Herzog von Sachſen-Weißenfels: Graf von

Münnich (welcher die Ruſſen commandirte) habe ſehr wohl gethan, demjenigen, der ihm „le dit oiseau“ überliefere, 20,000 Rubel zu verſprechen, er für ſeine Perſon würde noch 10mal mehr geboten haben, denn Münnichs Feinde würden ihm jedenfalls das Gelingen der Flucht beimeſſen. „Il n'avait,“ fährt Manteuffel fort, „qu'un parti à prendre, il falloit laisser Votre Altesse Serin. avec son corps de troupes près de Danzig, marcher avec toute la cavalerie Russienne droit à Marienwerder, se mettre aux trousses de l'evadé, le poursuivre partout ou il serait allé, fut ce même jusque dans le chateau de Königsberg et tacher de le prendre mort ou vif, on en eut crié ici, comme des aigles, mais il n'eut été ny plus ny moins et le Patron luymême, (der König von Preußen), j'en repondrais corps pour corps, se seroit contenté de l'excuse, qu'on lui auroit faite après coup“ etc. Man dachte auch daran, den König von Preußen an ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen, ihm das ſächſiſche Rutowskiſche Rieſenbataillon, oder wenigſtens einen Theil deſſelben, als Tauſchmittel für Leszczynski anzubieten. Eine Andeutung hierüber ging vom Fürſten von Anhalt-Deſſau (dem alten Deſſauer) aus und der Miniſter Graf von Brühl war auch, als ihm der Generalmajor von Löwendal dies aus Weinheim durch den als Courier abgeſendeten Capitain Lettau meldete, geneigt, dem König Friedrich Auguſt II. dieſen Vorſchlag zu machen: er ſetzte ſich deshalb mit dem Cabinetsminiſter, Grafen von Sulkowski, in Correſpondenz, der aber das Opfer als ein ungeheueres betrachtete und wenigſtens die Modification beantragte, daß man ſich eine dereinſtige Rückgabe der Rieſen vorbehalte: wehklagend fügte er in ſeinem Briefe bei: „je prévois fort bien, que le bataillon de grands grenadiers sera obligé de payer le violon.“ Immittelſt war aber der günſtige Zeitpunct zu einem ſolchen Anerbieten verfloſſen und der Feldmarſchall Graf von Seckendorf,* welcher als Mittelsperſon

* Dieſer konnte gar nicht begreifen, warum man ſächſiſcher Seits „ſo

dabei dienen ſollte, rieth ſelbſt davon ab. Wir haben wenigſtens keine Nachweiſung in unſern Acten gefunden, daß der Vorſchlag, wie Förſter erzählt,* geſchehn oder wie Stenzel** behauptet, einige lange Soldaten von jenem Bataillon damals wirklich verabfolgt worden ſeien.

Die preußiſchen Miniſter hatten Leszczynski's Schreiben dem König von Preußen nachgeſendet, indem ſie zugleich, wie Graf von Manteuffel nach Dresden meldete, ſich dafür verwendeten, daß dem Flüchtigen Schutz möge gewährt werden. Der Courier traf den König in Eiſenach an: dieſer las das Schreiben und den Bericht ſeiner Miniſter, ohne ein Wort zu ſagen und ſetzte, ohne Antwort nach Berlin zu geben, ſeine Reiſe fort. Wochen vergingen, nach Berlin gelangte, trotz des Erinnerns der Miniſter, keine königliche Entſchließung darüber, was mit Leszczynski werden ſolle, die Miniſter geriethen bei den im verſchiedenſten Sinne an ſie geſtellten Anträgen in die größte Verlegenheit; Manteuffel ſchrieb deshalb dem Grafen von Brühl: „comme Sa Majesté Prussienne est souvent susceptible de sentimens de tendresse et de compassion et accoutumé à prendre des resolutions dans les premiers mouvemens de ses passions, il se pourroit facilement, qu'Elle eut deja pris son parti.“ Erſt gegen das Ende des Monats Juli erfuhr man in Berlin, daß der König, ohne ſeinen Miniſtern auch nur den Empfang ihres Berichts zu notificiren, direct an den in Preußen commandirenden General von Katte den Befehl ergehn laſſen, Leszczynski zu ſchützen und nöthigenfalls die Truppen zu dieſem Zwecke zuſammen zu ziehn. Bei der Abreiſe aus dem

---

ſparſam mit großen Kerls ſei,“ er bemerkte dem Grafen von Manteuffel, er habe nicht geglaubt, „que nous (die Sachſen) fussions attaqués de la même maladie, que le Roi de Prusse et que nous fassions serieusement autant de cas que lui, de grands hommes.“

* Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Th. II. S. 125, 126, 134.

** Geſchichte des preußiſchen Staates, Band 3, S. 664.

kaiserlichen Feldlager sagte der König von Preußen zum Prinzen Eugen, Stanislaus sei in seinem Lande in seiner Gewalt, er habe befohlen ihn festzuhalten und gebe sein Wort, ihn noch 4 Wochen zu behalten, damit der Kaiser immittelst seinen Wunsch eröffnen lassen könne, was mit ihm geschehn solle, der Prinz möge dies dem Kaiser melden. So lauteten die Mittheilungen des Fürsten von Anhalt-Dessau und des Herzogs von Würtemberg, welche bei jener Aeußerung zugegen waren. Auch der Feldmarschall Graf von Seckendorf schrieb, der König habe versichert: „qu'il ne retenoit et retiendroit Stanislas, que pour procurer à S. M. Imp. des conditions d'autant plus avantageuses à la paix future."

Leszczynski blieb nicht lange in Marienwerder: verkleidet, in preußischer Uniform,* reiste er nach Riesenburg, wo er drei Tage verweilte. Von hier aus begleitete ihn der Oberstleutnant von Rappe ein Stück Wegs, nach dreistündiger Fahrt aber bestieg der Flüchtling einen andern Wagen, in dem der Amtsrath und Amtmann von Marienwerder seiner harrte: dieser führte ihn in das Amthaus zu Liebemühle, wo Leszczynski einige Tage im Geheimen verblieb. Der Cornet Eggerland geleitete ihn sodann nach Angerburg, wo er am 25. Juli eingetroffen, auf dem Schlosse verborgen ward. Von Haus zu Haus ward der Befehl ertheilt, „nicht das Geringste von Leszczynski's Anwesenheit zu erwähnen, da es nur ein falsches Gerücht sei." Man hatte die Vorkehrungen gut getroffen und eine Zeitlang war Leszczynski's Spur seinen Feinden verloren: man verbreitete das Gerücht, er sei von Riesenburg nach Thorn gegangen. Der Herzog von Sachsen-Weißenfels sendete den Rittmeister von Donis vom Venedigerschen Cuirassierregiment auf Kundschaft aus: nach mancherlei Irrfahrten gelangte dieser nach Angerburg, es

* Förster: Friedrich Wilhelm I., König von Preußen Th. II. S. 131.

ward ihm aber, als er sich bei dem commandirenden Obersten v. Bock meldete, die Erlaubniß zu längerem Verweilen verweigert: der Oberst stellte zugleich Leszczynski's Anwesenheit in Abrede. Donis schöpfte zwar Verdacht, zumal er eine Menge Polen in Angerburg wahrnahm, konnte sich aber keine bestimmte Ueberzeugung verschaffen, da ihn auf Befehl des Obersten ein Offizier bis zu seiner Abreise unausgesetzt begleitete. Nach dem Mißglücken dieses Versuches, schickte der Herzog hierauf den Wachtmeister Weinland zur Beobachtung in die Gegend von Angerburg, mit der Instruction, er solle eine verabredete Notiz geben, wenn Leszczynski sich entferne. Als der Wachtmeister am 8. August 1734 am Orte seiner Bestimmung eintraf, hatte aber Leszczynski bereits am 6. d. M. Angerburg verlassen und seine Reise unter militairischer Escorte nach Königsberg fortgesetzt. Auch dort suchte man anfänglich seinen Aufenthalt zu verbergen: Stanislaus bezog im Schlosse zuerst nur zwei ärmlich meublirte Zimmer über der Wohnung des Generalleutnants von Katte, der ihn aus seiner Küche speiste, wofür der König von Preußen, wie unsere Quelle angibt, monatlich 150 Thlr. aussetzte:* kein Fremder ward bei ihm vorgelassen. In Königsberg verlautete aber das Geheimniß schon nach wenigen Wochen: das tragische Geschick des ehrwürdigen Greises, der nach einem, seinem Vaterlande gewidmeten Leben voll Kampf und Sorgen, seine letzte Hoffnung scheitern, jetzt am Abend seines Lebens, dem heimathlichen Heerd abermals und für immer den Rücken zu kehren, sich genöthigt sah, mußte wohl bei jedem

* Förster a. a. O. Th. II. S. 135 gibt an, der König von Preußen habe Stanislaus in Königsberg monatlich 300 Thlr. gezahlt: dies mag später geschehen sein, als er aus seinem Incognito hervorgetreten war. Ein Brief vom März 1735 meldet uns, daß Mittwochs und Sonnabends auf dem Schlosse bei Stanislaus regelmäßig Cour stattfinde, die sehr zahlreich besucht werde. „General Katte," heißt es in dem Briefe, „hat dabei die Wirthschaft und bei Caffee und Chocolade bringt man die Zeit meist mit Kartenspiel zu."

Theilnahme erregen, um wie viel mehr bei der leicht sich begeisternden Jugend: es kamen daher Stanislaus lebhafte Sympathien der Einwohner Königsbergs, insbesondere der Studierenden entgegen, die sich u. a. dadurch geltend machten, daß man Bänder und Ringe mit den Worten „Vive le Roi Stanislas" trug. Diese Theilnahme ward noch lebhafter, als sich im Januar 1735 das Gerücht verbreitete, es habe ein Mordanschlag gegen Leszczynski stattgefunden: was wir darüber lesen, beschränkt sich auf die Mittheilung, daß zwei Unbekannte in der Uniform des polnischen Regiments Bachoir im Schlosse zu Königsberg erschienen und um eine geheime Audienz bei ihrem frühern Feldherrn baten, die ihnen verweigert ward: man wollte Dolche bei ihnen wahrgenommen haben. Indessen, wenn auch etwas an diesem Gerüchte gewesen, so wagte doch Niemand Sachsen dabei in das Spiel zu ziehn und wie wenig selbst der immittelst an die Spitze der Regierung gelangte Graf von Brühl solchen Mordplänen seinen Beifall schenkte, beweist der Umstand, daß er im Januar 1735 dem Grafen von Manteuffel meldete, der König habe befohlen, „de faire encoffrer deux personnes, qui avoient proposé differemment, d'assassiner et d'empoisonner Stanislas et ses principaux adherens." Auch der Graf von Manteuffel schrieb in einem Briefe an den Syndicus von Rosenberg: „quand tout le conte seroit vrai en toutes ses circonstances, la chose doit avoir été projettée absolument à l'insu du Roi, ce Prince aiant de pareilles entreprises naturellement en horreur." Indessen war man seitdem in Königsberg noch vorsichtiger, weshalb der vormals sächsische Oberst de la Serre eine unangenehme Erfahrung machte: nachdem er den sächsischen Dienst verlassen, hatte er durch Verwendung des russischen Feldmarschalls Grafen von Münnich in Petersburg eine Anstellung gefunden: ein alter Bekannter Leszczynski's wollte er, als er am 24. März 1735 auf einer Reise Königsberg berührte, diesen aufsuchen. Ohne vorherige besondere Anmeldung betrat er

dessen Vorzimmer; da er sich als russischen Kammerherrn bezeichnete, vermeinten die Anwesenden, er hege einen Anschlag gegen Stanislaus. Der sofort benachrichtigte Generalleutnant von Katte ließ de la Serre arretiren und erst nach mehrwöchentlicher Haft ward er in Pillau, wohin er gebracht worden, entlassen. Allmälig sammelten sich in Königsberg eine große Menge flüchtiger vornehmer Polen von Leszczynski's Partei: in ihrer Begleitung fuhr er öfters aus, hätte aber bei einer solchen Gelegenheit, am 15. Juli 1735, beinahe sein Leben eingebüßt. Die Pferde vor dem Wagen, in dem Stanislaus mit 3 Magnaten saß, gingen durch, brausten durch die französische Gasse, und hatten den Wagen schon einem Abgrund ganz nahe geführt, als noch im gefährlichsten Augenblick ein schwedischer Unteroffizier herzusprang und mit riesenmäßiger Kraft und eigner Lebensgefahr die Rosse aufhielt. Zu derselben Zeit tauchte das Gerücht auf, daß die Russen eine gewaltsame Entführung Leszczynski's vorbereiteten und daß deshalb Truppen an der preußischen Grenze zusammengezogen würden: man erzählte sich, Graf von Münnich habe in Warschau bei Tafel getrunken, „à la santé d'une heureuse attaque de Königsberg." Der König von Preußen ließ auf diese Gerüchte hin, durch den General von Bork dem russischen Gesandten zu Berlin, Baron von Brakel, eröffnen, daß, wenn ein solcher Friedensbruch stattfinden sollte, „der König auf seine Indemnisirung in der sächsischen Nachbarschaft bedacht sein und um so leichter dazu werde gelangen können, als er in Berlin ein ziemliches Corps Truppen beisammen habe." Baron von Brakel bezeichnete natürlich jene Angaben als verläumderische und versicherte, die russischen Truppen seien nur „gegen Räuber und Wildschützen zusammengezogen." Mochte Stanislaus in Königsberg von den Russen jetzt nichts zu befürchten haben, so bedrängten ihn doch andere Sorgen. Er selbst hatte nur geringe Mittel, die Mehrzahl der Flüchtlinge aber, die ihm gefolgt waren, meistens gar nichts gerettet, ihr Credit in

Königsberg aber war bald erschöpft.* Aus Paris kamen schlechte Verse z. B.

„Que n'êtes vous plûs jeune et gras,
Roi Stanislas,
Et mieux fait pour le mariage,
La Czarienne ne ferait pas
Contre vous tant de fracas,
Et le monde en serait plus sage,"

aber nur wenig Rimessen, es entstand daher bald bittere Noth unter den Polen, welche ihre Erbitterung gegen Frankreich, von dem sie vergeblich die kräftigste Unterstützung erwartet, so steigerte, daß sie sich „allesammt eidlich obligirten, in ihren Testamenten ihren Kindern und Kindes Kindern einzuprägen, sich niemals mehr mit den Franzosen einzulassen,"** ein Rath, dessen Befolgung allerdings Polen auch später viel Unheil, viel edles Blut erspart haben würde.

Trotz der Bedrängnisse, in welchen die polnische Emi-

* Stanislaus konnte selbst in Königsberg nicht mehr als 30,000 fl. aufborgen.

** Aehnliche Erfahrungen, wie weit auf die Franzosen zu bauen, haben bekanntlich früher und später auch Andere als die Polen gemacht: so finden wir u. a. in einer gesandtschaftlichen Depesche vom 7. April 1703 folgende Stelle: „Ich habe gestern bei einem gewissen Freunde einen interceptirten Brief gesehn, welchen der Churfürst von Cöln an seine Frau Schwester des Groß-Prinzens von Florenz Gemahlin geschrieben, darin der Churfürst seinen gegenwärtigen statum sehr lamentable erzählt. Er meldet unter andern, daß die von Frankreich zu seinem bessern Unterhalt monatlich accordirten 4000 Thlr. schon verschiedene Male außenblieben und Er keinen Heller, ja fast das Brod nicht im Hause habe, dannenhero Er weil Er Ihm Selbst das Essen nicht zu verschaffen vermocht, schon dreimal bei andern sich ansagen und also speisen lassen müssen. Wenn Er nun von Frankreich Geld verlangte und sich beklagte, so würde Ihm diese Antwort: le Roi a des grandes dépenses sur les bras, ainsi qu'il a besoin de beaucoup d'argent, c'est pour cela que maintenant, il ena à faire pour lui même. Es gedenkt gedachter Churfürst auch, das wäre sein Dank, daß Er den beiden Kronen Frankreich und Spanien zu Liebe, über 300,000 Patagons aufgewendet." Patagon ist eine portugiesische Münze, im Werthe von 21 ggr. 1 pf. preuß. Cour. Gerhardt, Tafeln zur genauern Kenntniß aller ꝛc. Gold- und Silbermünzen S. 101.

gration sich in Königsberg befand, konnte es aber der Woiwode, Graf Czapski, doch nicht unterlassen, am Namenstage Leszczynski's, im Mai 1735, ein glänzendes Fest zu geben, das über 5000 Thlr. kostete.

Stanislaus hatte übrigens auch nach seiner Flucht sich bemüht, in Verbindung mit seinen Anhängern in Polen zu bleiben, und es lag dem sächsischen Ministerium sehr am Herzen, die Canäle, deren er sich dabei bediente, zu ermitteln.* Geheime Erörterungen hierüber führten hauptsächlich auf Frauen, welche mit großem Geschick die Correspondenzen beförderten: von der Einen, die allen Nachstellungen entging, lautete die Beschreibung also: „une femme polonaise, marquée de la petite vérole, habillée en bleu, faisant la folle, mais ne manquant pas d'esprit." Von einer andern, Namens Baucher, schreibt der Graf von Brühl: „cette fille tirant pension de St., ne se contente pas d'écrire à lui, mais se fait quasi un devoir, de répandre dans le public tout ce qu'elle croit lui pouvoir être en aucune manière avantageux, dut elle l'inventer. Elle a même poussé son ridicule attachement si loin, qu'elle s'est mise en tete de pouvoir jouer le role de son ministre en Hollande."

Sehr sanguinische Hoffnungen bauten die Anhänger Leszczynski's auf ein Zusammentreffen desselben mit dem Kronprinzen von Preußen, Friedrich (II.), der im Herbste 1735 Preußen bereiste. Hatte der Prinz doch, wie man wußte, sich zu des vertriebenen Königs Gunsten lebhaft ausgesprochen, ja, einst bei Tafel gesagt, „que Stanislas méri-

* Wenn man einen solchen geheimen Vermittler erwischte, so verfuhr man nicht gerade sehr säuberlich mit ihm. Der Cabinetsminister Graf von Sulkowski schrieb einst in einem eigenhändigen Briefe: „la mauvaise engence Z. après lui avoir oté toutte, dont il pourroit se faire mal, il faut le mettre dans quelque prison et le faire du moient (moins) une fois par semaine bien fouetter et ne lui donné que du pain et de l'eau pour sa nourriture jusqu'à un nouvel ordre."

tait pas seulement une, mais trois couronnes," trug er doch, wie man versicherte, selbst einen Ring mit den Worten: „vive le R. St.," hatte er doch dem Gerücht zu Folge, eine große Summe von einem reichen Franzosen geborgt, um sie Stanislaus zu senden. Zu Anfang des Monats October 1735 traf Friedrich in Begleitung des Oberstleutnant von Bredow und Leutnant von Buddenbrock, in Königsberg ein, es vergingen aber mehrere Tage, ehe er Leszczynszi sprach, da man ihrem Zusammentreffen den Anschein des Zufälligen geben wollte. Ein Diner bei der verwittweten Herzogin von Holstein bot endlich am 10. October dazu die erste Gelegenheit: es folgten hierauf mehrere längere Unterredungen Beider und beim Abschied vor der Abreise war der Kronprinz „sehr tendre und sonst recht vergnügt." So günstig auch Friedrichs Meinung von Leszczynski selbst gewesen sein mag, so erstreckte sich dies doch nicht auf alle Anhänger desselben: dies belegt ein Witzwort des Kronprinzen, das blutige Folgen haben sollte. Während Friedrichs Aufenthalt in Königsberg ward daselbst ein Thiergefecht gehalten, bei dem ein Bär gegen einen Auerochsen kämpfen sollte. Der Bär vertheidigte sich aber gegen den stürmischen Angriff seines Gegners sehr schlecht und ward von den Hörnern desselben übel zugerichtet. Friedrich bemerkte dabei, „der Bär hätte gut zu einem polnischen General gepaßt." Jedenfalls hat Friedrich manches geistreichere Wort gesprochen: hätte ein Anderer diesen Scherz gemacht, er würde unbeachtet verhallt sein. Wie es aber bei großen Herren zu jeder Zeit der Fall gewesen, ward das Wort von den Umgebungen aufgefaßt und bewundert. Unbedachter Weise erzählten preußische Offiziere Friedrichs Rede in einem Gasthause in Gegenwart mehrerer Polen: diese fühlten sich beleidigt, es entstand Streit, man zog die Degen und es wurden beiderseits Mehrere gefährlich verwundet.

Die aus der Geschichte bekannten Verhandlungen über die polnischen Angelegenheiten nahmen immittelst ihren Lauf und hatten das Ergebniß, daß Stanislaus zu Königsberg

unter dem 27. Januar 1736 auf die Krone Polens verzichtete, in deren Beſitz Friedrich Auguſt II. trat. Die Mehrzahl der Anhänger Leszczynski's hatte ſich bereits unterworfen und den deshalb erforderten Revers unterzeichnet, andere weigerten ſich aber deſſen, und als ihnen Stanislaus durch den Referendar Saluski Mittheilungen eröffnen laſſen wollte, weigerten ſie ſich ihn anzuhören und drohten ihn zum Fenſter hinauszuwerfen, faßten auch eine ausführliche Schrift „de 20 feuilles de papier" ab, welche ſie zwar geheim hielten, aber den in Königsberg befindlichen Engländern und Holländern mittheilten. Stanislaus erſchien nun ſelbſt in einer Verſammlung und fügte, nachdem er den Anweſenden für ihre Treue gedankt, die Worte bei: „Salvabo vos, sed non sine vobis," worauf aber ein Pole, Namens Maſſalski, mit lauter Stimme hinzuſetzte, „si poterim." Ebenſowenig befriedigt wie Maſſalski, ſchied einer der bei Leszczynski's Flucht betheiligten „Schnapphähne," der ſich im März 1736 in Königsberg einfand. Stanislaus hatte ihm auf der Flucht einen Schlüſſel übergeben, mit der Zuſage, er ſolle bei Rückgabe deſſelben nach glücklich gelungener Rettung, ein gutes Trinkgeld erhalten. Der Mann erkrankte aber und erſchien denn erſt jetzt, den Schlüſſel hoch in der Hand haltend, im Schloſſe zu Königsberg: er ward von der Wache, der er ſeine Anſprüche nicht deutlich zu machen verſtand, an den General Steenflycht gewieſen, der ihm aber bei der Erſchöpfung der Caſſe, ein Mehreres als 2 Gulden nicht zu verabfolgen vermochte. Sich vergegenwärtigend, welchen andern Lohn er hätte erlangen können, wenn er Leszczynski verrathen hätte, rief der Schnapphahn klagend aus: „ich armer dummer Schöps, ich hätte ein reicher Mann werden können!"

Am Morgen des 27. März 1736 verließ Leszczynski, in einem Wagen mit der Gräfin Kraczinski ſitzend, Königsberg, um zunächſt bis nach den Oſterfeiertagen in Angerburg zu verweilen. Am 9. April verbreitete ſich plötzlich in Berlin das Gerücht, Stanislaus ſei ſo eben angekommen: ſpaßhaft war es, daß

dazu einer ſeiner Gegner, der Graf von Manteuffel, Veranlaſſung gegeben, ja daß dieſer ſelbſt es war, den man für den entthronten Polenkönig gehalten hatte. Manteuffel erzählt das lächerliche Ereigniß in einem Briefe dem Grafen von Brühl. Nach einem großen Diner hatte er an jenem Tage ſich bereits entkleidet und ſaß am Abend mit einer Zobelmütze auf dem Kopfe und in einen Pelz gehüllt, in ſeinem Zimmer, als ſeine Tochter in Begleitung einer andern Dame mit der Aufforderung bei ihm eintrat, er möge ſie auf einer Spazierfahrt begleiten. Sie fuhren aus und trafen auf der Promenade einen Bekannten. Der Wagen hielt, Manteuffel bog ſeinen, mit der Zobelmütze bedeckten, Kopf zum Wagenfenſter heraus, um einige Worte zu wechſeln. Andere Spaziergänger, welche bemerkten, daß der neben dem Wagen Stehende, „parloit avec quelque soumission à un bonnet fourré," waren ſofort zu der Vermuthung gelangt, die Pelzmütze ſitze auf Leszczynski's Haupte.* Die Vermuthung ward im Publicum alsbald zur Gewißheit und der franzöſiſche Geſandte, Marquis de la Chetardie noch am ſpäten Abend mit zahlreichen Nachfragen über die Ankunft Leszczynski's beläſtigt.

Erſt am 16. Mai 1736 früh 6 Uhr traf Stanislaus in Berlin ein: er trat incognito unter dem Namen eines Grafen von Ligny bei Chetardie ab. Der König von Preußen hatte ſich ſchon früher ſehr günſtig über Leszczynski, den er, wenn er guter Laune war, König Stenzel zu nennen pflegte, ausgeſprochen, indem er u. a. dem Grafen Manteuffel auf die Bemerkung, jener ſolle ein guter Mann ſein, erwiederte, „nicht nur ein guter, ſondern auch vernünftiger, artiger Mann:"** dem entſprach ſein Empfang. Sobald der König

* Hier war es nur eine Zobelmütze, welche die Aehnlichkeit begründete, Leszczynski hatte aber, wie Graf Manteuffel bei anderer Gelegenheit erzählt, in dem Controlleur Huiſſon einen ihm ſprechend ähnlichen Doppelgänger.

** Aehnlich ſpricht ſich auch die Marquiſe von Pompadour über Leszczynski aus: ſie ſagt von ihm in einem Briefe an den Gr. de Treſſan vom

Leszczynski's Ankunft erfahren, ſendete er ſeinen Generaladjutanten von Hacke an ihn zur Begrüßung ab, die allerdings etwas mangelhaft ausfiel, da Hacke weder polniſch noch franzöſiſch, Stanislaus aber nicht genügend deutſch verſtand. Als Letzterer mit dem König am 17. Mai die erſte Unterredung hatte, umarmte ihn dieſer mit den bekannten Worten: „mein Herr Graf, ich bin ſehr erfreut, Ew. Majeſtät bei mir zu ſehn,“* und beſchenkte ihn, ſeine bekannte Sparſamkeit überwindend, mit einer koſtbaren, auswendig vergoldeten, inwendig mit rothem Sammet ausgeſchlagenen, über 4000 Thaler koſtenden Kutſche, nebſt einem Geſpann von 8 ſchönen Pferden. Das Geſchenk wollte Stanislaus alsbald zu einer Spazierfahrt nach Monbijou benutzen, allein heftiges Regenwetter trat, augenblicklich hindernd, entgegen: als dies ihm bemerklich gemacht ward, erwiederte er: „cela est vrai, mais que voulez vous, que j'y fasse? Je porte malheur partout ou je vais.“ Im Tabakscollegium war Stanislaus wiederholt ein gern geſehener Gaſt und es harrte dort ſeiner bei dem erſten Beſuch eine neue Ueberraſchung, indem ihm der König ein ſehr ſchönes „service de tabagie“ ſchenkte,** welches er einſt in Prag von der Kaiſerin erhalten hatte. Am 21. Mai 1736 verließ Leszczynski unter dem Donner der Kanonen Berlin, der König von Preußen beſtritt ſeine Reiſekoſten bis Geldern und ließ

---

6. Mai 1756 c'est un grandhomme parcequ'il est bienfaisant et humain. Il porte sur son visage comme sa digne fille, le caractère de la vertu etc. Toutes les fois, que j'ai vu ce bon prince, j'ai été saisie d'un sentiment de vénération, qui est sans doute le tribut naturel, que les méchans même paient à la vertu. Lettres de Mad. la Marquise de Pompadour. Londres 1772. part. I. pag. 38.

* Förſter a. a. O. Th. I. S. 227.

** Leszczynski war ein gewaltiger Raucher: wenn er die Pfeife einige Stunden entbehren mußte, lief ihm, wie Faßmann (Leben und Thaten Friedr. Auguſti des Großen S. 552) erzählt, kalter Schweiß über das Geſicht.

ihm die geschenkte Equipage unentgeldlich nach Brüssel liefern.

Es ist bekannt, daß Leszczynski nach seiner Rückkehr nach Frankreich keinen weitern gewaltsamen Versuch, den Thron Polens wieder zu besteigen, unternommen hat, er unterhielt aber auch später noch Verbindungen mit seinem Vaterlande, denen man sächsischer Seits mit um so aufmerksamerer Besorgniß folgte, als auch jetzt wiederholte Warnungen vor Nachstellungen, welche die Anhänger Leszczynski's selbst gegen die Person des Königs Friedrich August II. beabsichtigen sollten, an diesen gelangten. Diese Besorgniß versuchten denn auch Betrüger auszubeuten. Im Jahre 1738 erbot sich ein ehemaliger Conditor Leszczynski's, Joseph Aliprandi, der, wie man wußte, von ihm nicht bloß zum Kuchenbacken gebraucht worden war, gegen den sächsischen Agenten Zamboni in London, 8 Briefe, die er aus Polen mitgebracht, an die sächsischen Minister auszuliefern und Alles, was er über die durch den Marquis de la Chetardie vermittelte geheime Correspondenz Leszczynski's wisse, zu enthüllen. Zamboni gab, auf diese Zusicherung hin, Aliprandi 40 £, damit er nach Sachsen reisen könne. Dieser nahm die Summe ebenso wie den Paß dankbar an, aber nur um damit und mit seinen Briefen auf immer zu verschwinden.

Vorsichtiger benahm sich der Minister, Graf von Brühl, das Jahr darauf. Mehrere Briefe aus Königsberg unterzeichnet „geborne von Reitzenstein," meldeten, es drohe dem König Gefahr in Warschau, deren Beschaffenheit die Briefstellerin anzuzeigen bereit sei. Der Capitain von Preuß erhielt den Auftrag zu näherer Erörterung: er fand denn auch in einem Städtchen in Ermeland die Correspondentin auf, die sich dann nach Königsberg begab. Sie erzählte, ihr Mann sei mit in eine gegen den König gerichtete Verschwörung verwickelt: sobald sie dies in Erfahrung gebracht, habe sie an den König geschrieben, der Brief sei aber von den Verschwornen aufgefangen und ihrem Manne zugesendet

worden: dieser sei, zu ihrem Glück, bei Eingang des ihren Brief als Einlage enthaltenden Schreibens, nicht zu Hause gewesen, sie habe dasselbe erbrochen und sei, als sie die Entdeckung ihrer Warnung und die ihr deshalb drohende Gefahr ersehn, entflohen. Diese Erzählung wollte dem Grafen von Brühl um so weniger glaubhaft erscheinen, als sich kein Glied der in Sachsen verbreiteten und angesehenen Familie von Reitzenstein finden wollte, welches man mit der Briefstellerin hätte identificiren können. Es ward auf Anzeige des Capitain v. Preuß bei dem preußischen General-Feldmarschall und Gouverneur von Röder in Königsberg, gegen die „geborne von Reitzenstein" eine Untersuchnng eingeleitet, bei der sie denn bald ihren Adel aufgeben mußte und sich als Luise Simon, die Frau eines Musketiers zu erkennen gab; sie hatte ihre Angaben erdichtet, in der Hoffnung, eine Belohnung zu erhalten. Diese Letztere setzte ein Urthel dahin aus: „daß ihr an zwei nach einanderfolgenden Tagen vor der Wacht 60 Postronken gegeben werden sollten." Es scheinen die „Postronken" aber nicht, wie man ohne nähere Kenntniß dieses Artikels vielleicht vermuthen könnte, eine Art Backwerk oder sonstige Leckerbissen gewesen zu sein, sondern sie mögen entschiedene Aehnlichkeit mit Ruthenstreichen gehabt haben: doch ward das schöne Geschlecht in der Simon insoweit beachtet, als man ihren Rücken schonte und sie nur während 5 Tagen, 6 Stundenlang mit der spanischen Fiedel, am hölzernen Esel stehn ließ, eine Strafe, die am 2. Februar und den folgenden Tagen 1740 zu Königsberg an ihr vollzogen ward.

Den letzten Versuch ähnlicher Art, den wir finden, unternahm in den Jahren 1749 und 1750 eine Frau von Maisoncelle, welche aus Nancy wiederholt Briefe an den Grafen von Brühl richtete, in denen sie ihm die Mittheilung eines wichtigen, den König und ihn, den Grafen, betreffenden Geheimnisses anbot. Brühl, durch frühere Vorgänge gewitzigt, wollte aber vor Gewährung einer Belohnung erst den Werth

des Geheimnisses abwägen: dies scheint die Frau von Maisoncelle ihren Interessen nicht entsprechend gefunden und ihr Geheimniß mit ins Grab genommen zu haben, wenigstens enthalten die jene Zeit umfassenden Depeschen des sächsischen Gesandten zu Paris, Grafen vom Loß, an welchen Graf von Brühl die geheimnißreiche Dame verwies, keine weitere Aufklärung.

Eine heimliche Ehe. 1714 u. f.

Der churſächſiſche Hauptmann Anton Joſeph Trüſtett, Freiherr von Uhrendorf, war ein tapferer Degen, der in den polniſchen Kämpfen ſeine an Tollkühnheit grenzende Bravour vielfach bewährt hatte und ſich deshalb der beſondern Gunſt des General-Feldmarſchalls Grafen von Flemming erfreute, in deſſen nächſter Umgebung er ſich längere Zeit befand. Ueber ſeine Vergangenheit, ehe er in den ſächſiſchen Dienſt getreten, über ſeine Familienangelegenheiten, herrſchte aber ein myſtiſches Dunkel. Man wußte wohl, daß er aus dem Elſaß, aus einem alten edlen Geſchlecht ſtamme,* es war bekannt, daß er früher als Fähnrich in franzöſiſchem Dienſt geſtanden, allein wohin die öftern geheimen Reiſen, welche er unternahm, gerichtet waren, das wußte Niemand und man hörte auch auf, ihn mit Nachfragen zu behelligen, nachdem er dergleichen, ihm läſtige Fragen nur mit Degen oder Piſtolen beantworten zu wollen, erklärt hatte. Die Neugierde mußte ſich daher auf Vermuthungen beſchränken und dieſe erſtreckten ſich denn, in den verſchiedenartigſten Combinationen, insbeſondere auf eine geheimnißvolle Dame, die den

---

* Gauhe, Adelslexicon S. 1891 ſagt: „im Elſaß hat vor Zeiten ein altes Edelgeſchlecht der Ritter von Uhrendorf florirt, ſo anno 1640 auch in Böhmen ſich ausgebreitet, ſowohl Uhrendorf als Großſattingen beſeſſen und den Freiherrlichen Character mit Stephan, Ritter von Uhrendorf, der als kaiſerl. Oberſtwachtmeiſter in fürſtl. Heſſiſche Dienſte als Obriſter getreten, erhalten, es iſt aber Solches bald darauf abgeſtorben.“ Ein in unſern Acten befindliches Zeugniß beſtätigt, daß das Geſchlecht zur Elſaſſer Ritterſchaft gehörte.

Freiherrn zu Zeiten im tiefſten Incognito aufſuchte, eine Zeitlang an ſeinem Aufenthaltsorte (u. a. 1721 in Warſchau) verweilte und dann wieder, wohin? wußte man nicht, verſchwand. Manche meinten, Trüſtett ſei heimlich mit ihr verheirathet, doch widerſprach dem ſeine Lebensweiſe, die allerdings wenigſtens ſo viel bewies, daß er ſelbſt ſich von jeder Feſſel des Eheſtandes für emancipirt erachtete. War er doch bekannt als einer der eifrigſten Verehrer des ſchönen Geſchlechts, waren doch ſeine zahlreichen Siege im Felde der Liebe in Aller Munde. Daß er dabei nicht immer ſehr wähleriſch war, beweiſen uns allerdings einige uns vorliegende Briefe von ſeiner Hand, aus denen wir u. a. ein zahlreiches Verzeichniß des demi monde in Warſchau in den J. 1721 u. f. und verſchiedene Beiträge zur chronique scandaleuse jener Zeit liefern könnten.

Im Jahre 1720 bat Trüſtett um das Prädicat als Major, indem er erklärte, er verlange das Tractament nicht eher, als bis die Reihe an ihn komme; „obwohl der König," wie Flemming ſchrieb, „das Patent als Titularmajor nicht gern gab," ſo vermittelte doch der Feldmarſchall die Erfüllung dieſes Wunſches, allein er nahm zugleich Veranlaſſung, mit dem neuen Major eine freundſchaftliche Rückſprache zu nehmen, ihn auf die über ihn in Umlauf ſeienden Gerüchte und darauf aufmerkſam zu machen, daß es ſehr in ſeinem Intreſſe liege, dieſelben zu widerlegen. Trüſtett verweigerte aber anfänglich ſelbſt dem Feldmarſchall jede nähere Auskunft. Zu Anfang des Jahres 1724 ſtarb Trüſtetts Vater, Nicolaus,* und unſer Held gelangte als älteſter Sohn in den Beſitz des Stammgutes Uhrendorf und des Dinghofes Ernoldsheim im Elſaß: der Nachlaß war aber verſchuldet, es entſtanden

* Seine Mutter war Marie Iſabelle geb. de Moulin: unſer Held hatte noch vier Geſchwiſter, einen Bruder, Nicolaus, Leutnant in franzöſiſchen Dienſten, und 3 Schweſtern, Catharine Eliſabeth, Ludovica und Anna Sophie.

Streitigkeiten unter den Hinterlassenen und die Verhältnisse Trüstetts besserten sich durch die Erbschaft nur wenig. Flemming, der ihn seiner bedrängten Lage zu entreißen lebhaft wünschte, schlug ihm nun eine vortheilhafte Heirath vor: Trüstett lehnte diese ab, entschloß sich aber endlich, dem Feldmarschall seine Lage zu entdecken, die allerdings sehr eigenthümlich war: er wußte nämlich selbst nicht, ob er wirklich verheirathet sei oder nicht? Wir bedauern lebhaft, daß unter allen vor uns liegenden Federn, sich keine novellistische befindet; nur einiger Zuthaten bedürfte es, um mit einer solchen, in romantische Tinte getaucht, Trüstetts Abentheuer zu einem Roman von mehreren Bänden umzugestalten. Dazu geht uns aber alle Befähigung ab und wir begnügen uns daher, einen Aufsatz (in der Uebersetzung aus dem Französischen) wiederzugeben, den Trüstett selbst niedergeschrieben hat, um auf Flemmings Veranlassung, bei einer nach Frankreich zur Regulirung seiner Angelegenheiten unternommenen Reise, damit „bei den Casuisten zu Paris anzufragen," wie das Verhältniß, in welchem er zu der geheimnißvollen Dame stand, rechtlich zu beurtheilen sei? Trüstetts Erzählung lautet also:

„Einem uralten adligen Geschlecht entsprossen, erhielt ich eine gute Erziehung, die jedoch nicht den gewünschten Erfolg hatte: ich war von Jugend auf sehr liederlich und ein Händelsucher. Dies zog mir einen Streit zu, dessen trauriger Ausgang* mich schon in meinem 20. Jahre nöthigte, mein Vaterland zu verlassen. Ich ward nicht klüger im Auslande, besonders den Frauen gegenüber, deren ich so viele verführte, als mir möglich war. In dieser Absicht suchte ich auch einige Jahre später die Bekanntschaft eines Mädchens, Angelika Bessi, die zwar von niederer Herkunft, aber sehr wohl erzogen war: ich fand aber bei ihr mehr Tugend und Widerstand, als ich erwartet hatte. Ueber ein Jahr bewarb ich mich er-

* Trüstett entleibte, wahrscheinlich im Duell, einen Leutnant de Roquade: das Nähere ersehn wir nicht.

folglos um ihre Gunſt, obwohl ſie mich auf das Leidenſchaftlichſte liebte und meinetwegen ein Verlöbniß brach, das ſehr vortheilhaft für ſie zu ſein ſchien: ich ſage ſchien, in der That war es aber ein Glück für ſie, daß ſie den Mann nicht heirathete, der ſich ſpäter als ein roher Menſch, als ein Trunkenbold erwies, der ſein Vermögen verſchwendete. Flehte ich ſie um eine Gunſtbezeigung an, ſo erklärte ſie dagegen, daß ich dieſe nur durch die Ehe erlangen könne; ich konnte ihr dieſe nicht verſprechen, eröffnete ihr vielmehr, daß ich einen Vater habe, der mich enterben würde, wenn ich ohne ſeine Einwilligung mich vermählen wollte. Meine täglichen langen Beſuche beunruhigten ihre Eltern, die ohnehin mit dem Bruch des Verlöbniſſes ſehr unzufrieden waren, ſie verſicherten ihrer Tochter, ich betrüge ſie und verboten mir das Haus. Meine Geliebte bat mich dagegen dringend, ich möge den Verſuch machen, die Einwilligung meines Vaters zu unſerer Ehe zu erlangen. Dieſem Drängen zu entgehn, ſchrieb ich einen rührenden Brief an meinen Vater, den ich meiner Geliebten und dieſe ihren Eltern zeigte, allein ich hütete mich wohl, den Brief abzuſenden, da ich ſehr gut wußte, daß mein Vater mir viel eher ſeinen Fluch, als ſeine Einwilligung ſenden würde. Einige Zeit darauf gab ich vor, eine Antwort erhalten zu haben und äußerte meine Verzweiflung darüber, daß mein Vater mir jede Hoffnung abgeſchnitten, mich mit Fluch und Enterbung bedrohe: ich beruhigte mein Gewiſſen über dieſen Betrug damit, daß meine Geliebte ihrer Seits auch ihre Verſprechungen nicht erfüllte, indem ſie wiederholt bei Rendezvous, die ſie mir zugeſagt, ausblieb: meine Drohung, daß ich, da ſie meine Wünſche nicht krönen wolle, ſie trotz meiner Liebe zu ihr, verlaſſen werde, beſtimmte ſie zu Zuſagen, von deren Erfüllung ſie das Bewußtſein der Gefahr, welche ihre Tugend lief, abhielt. Eines Tages, als wir zuſammen in der Meſſe waren, wendete ſie ſich zu mir in dem Augenblick, als der Prieſter das Sacrament in die Höhe hob, und ſprach, „verſprechen Sie mir zu dieſer Stunde, daß Sie mich heirathen

werden." Ich antwortete, „Oui, quand je pourrai." Ich betrachtete dieſe Zuſage als eine nichtige, denn abgeſehn von meinen leichtfertigen Grundſätzen, hatte ich ja eine Bedingung beigefügt, welche mein Verſprechen leer und unerfüllbar machte. War es nun dieſe Zuſage, welche das Mädchen beruhigte, war es ihre Liebe oder Schwachheit, genug ſie erfüllte jetzt meine Wünſche, deren Gewährung ſie ſo lange und entſchieden verweigert hatte. Die Folgen unſeres Umganges zeigten ſich bereits, als ich genöthigt ward, mich über 50 Meilen von ihr zu entfernen: ſie ſchrieb mir die leidenſchaftlichſten, aber traurigſten und rührendſten Briefe. Sechs Monate waren ſo verfloſſen, als ſie voller Verzweiflung mir meldete, wenn ich nicht zu einem beſtimmten Tage bei ihr eintreffe, werde ſie ſich am dritten Tag darauf vergiften. Ich kannte ihren Character, ich mußte befürchten, daß es keine leere Drohung ſei, doch will ich offen bekennen, daß ich vielleicht gezögert haben würde, ihrer Aufforderung nachzukommen, wenn nicht der Zufall mich unterſtützt hätte, der mir die Reiſe erleichterte. Ich fand meine Geliebte faſt bis zur Unkenntlichkeit verändert. Am erſten Abend ſchon ſchilderte ſie mir mit den lebhafteſten Farben die verzweiflungsvolle Lage, in die ich ſie geſtürzt und ſtellte mir dann die Frage, ob ich ſie heirathen wolle, als das einzige Mittel, ſie vor dem Geſpötte der Welt, den Vorwürfen ihrer Verwandten, dem Zorn eines auf das Aeußerſte erbitterten Vaters zu retten. Ich beſchwor ſie bei ihrer Liebe, nicht etwas von mir zu verlangen, das uns Beide unglücklich machen, mir ſelbſt zur Unehre gereichen müſſe: ich verſicherte ihr, daß ich ſie während meines Lebens nie verlaſſen, Alles, was ich im Stande ſei, für ſie thun werde, daß ich ſie mehr wie mein Leben liebe, aber weniger als meine Ehre und daß ich ſie deshalb nicht heirathen könne. Da ſie ſah, daß das Mitleiden mich nicht zu einem thörichten Schritte zu bewegen vermöge, ſagte ſie mir weinend, ſie habe die Abſicht gehegt, ſich zu vergiften, Gott habe ihr aber Kraft gegeben, dieſen unchriſtlichen Vorſatz zu überwinden, ſie ſei bei einem Geiſt-

lichen zur Beichte gegangen, der ihr Troſt zugeſprochen: wolle ich ſie nicht heirathen, ſo werde ſie ſich für den Reſt ihrer Tage in einen einſamen Waldort zurückziehn und Niemand, ſelbſt ich nicht, ſolle je wieder von ihr hören. Ihre Reden rührten mich aufs Tiefſte, erſchütterten aber meinen Entſchluß nicht. Sie flehte, ich ſolle mein Gewiſſen befragen und bat mich als letzten Liebesbeweis, ich möge zur Beichte gehn, was ich einige Jahre, wie ſie wußte, unterlaſſen und zuvor einige Tage frommer Zurückgezogenheit in einem Kloſter widmen. Sie bezeichnete mir dazu das Kloſter, in welchem ihr Beichtvater wohnte, der bereits unſere Verhältniſſe kannte und von dem Mädchen gewonnen war: denn er bemühte ſich vielmehr, mich zur Einwilligung zu der Heirath zu beſtimmen, als mich zu bekehren. Er bediente ſich aller Waffen der geiſtlichen Beredſamkeit, um meine Zuſtimmung mir zu entreißen, die ich mit ſolcher Hartnäckigkeit verweigerte, daß er erklärte, er könne mir die Abſolution nicht ertheilen. Ich ſtellte ihm vor, daß ich erſt 24 Jahre alt, noch minderjährig ſei und der Zuſtimmung meiner noch lebenden Eltern bedürfe, daß mir ferner als Offizier die Einwilligung des Fürſten, dem ich diene, und meiner Vorgeſetzten erforderlich ſei, daß ich weit entfernt davon, dieſe zu erlangen, vielmehr enterbt und caſſirt werden, meine Ehe null und nichtig ſein würde. Der Pater erklärte darauf, er wolle uns heimlich trauen, wenn ich Veröffentlichung ſcheue, er verſicherte, daß er die Erlaubniß des Biſchofs dazu und Dispenſation von dem Aufgebot einholen wolle, indem er den Fall ohne Nennung der Namen vortragen werde. Seinen Zuredungen, ſeinen Schilderungen der ewigen Strafen, die er mir vor Augen führte, gelang es, mich dazu zu bewegen, daß ich zu Allem Ja ſagte. Ein Genoſſe meines liederlichen Lebens, dem der Pater ebenfalls Gewiſſensſcrupel erregt hatte, die aber nicht von Dauer waren, trug viel mit dazu bei, mich zu beſtimmen. Wir wurden getraut im zweiten Geſchoß eines ſtets verſchloßnen, an die Kirche anſtoßenden Thurmes, in dem zwar eine Capelle iſt, in der aber nie-

mals Gottesdienſt gehalten wird: Niemand war Zeuge der Handlung, als jener Camerad, die Mutter und die Schweſter meiner Geliebten. Drei Monate ſpäter genas Angelika eines Mädchens, das aber nach einem Jahre ſtarb. Seit meiner Verheirathung vor 10 Jahren, habe ich meine Geliebte ſtets unterſtützt und von Zeit zu Zeit incognito mit ihr als Ehemann gelebt, allein die Schande, die Reue oder vielmehr die Verzweiflung über die Eingehung einer ſolchen Ehe, haben mich bewogen, Alles zu thun, um die Sache geheim zu halten vor den Augen derer, die mich überall der Liebe nachjagen ſahen: ja ich ſuchte mir noch mehr den Anſchein zu geben, daß ich dies thue, als es wirklich der Fall war. Jetzt, nach dem Tode meines Vaters, erwartet meine Frau, daß ich ſie als ſolche anerkennen werde, ihre Verwandten verlangen dies und verfolgen mich deshalb, indem ſie anführen, daß ein ſolches Verhältniß, ſo lange verheimlicht, meiner Frau zur Schmach gereiche, die Verläumdung ſie für meine Maitreſſe erkläre. Dieſe Gründe ſind richtig, allein ſie entkräften meine Beſorgniſſe nicht; bei Veröffentlichung meiner Ehe ſehe ich vorher, daß man alle Chicanen anwenden wird, mir das Wenige, was mein Vater mir hinterlaſſen hat, zu entreißen, ich ſehe die Schmach vorher, daß man mich aus den Adelsliſten meines Vaterlandes ſtreichen wird, in welchem man ſolche Fälle mit größter Strenge beurtheilt. Vortheilhafter wäre daher für mich die gänzliche Trennung meiner Ehe, allein dies kann nicht entſcheiden, weil ein ehrlicher Mann eher Alles Preis geben muß, ehe er ſein Gewiſſen verletzt. Ich muß alſo prüfen, ob ich die Trennung meiner Ehe vor meinem Gewiſſen würde verantworten können. Ich habe für mich, meine Unmündigkeit, den Mangel des Aufgebots, für welches keine Dispenſation eingeholt worden iſt, wenigſtens hat mir der Pater die ſchriftliche Erlaubniß des gegenwärtig verſtorbenen Biſchofs nicht vorgelegt. Ich habe ferner für mich den Umſtand, daß die Trauung nicht in einer Kirche erfolgt iſt, ſondern in der Capelle eines Thurmes, in welcher nie Gottes-

dienst gehalten wird. Ich habe endlich für mich, den Mangel der Competenz des Pfarrers und den Mangel genügender Zeugen. Ich betrachte aber diese Umstände noch nicht als durchschlagend, weil sie nur auf äußere Förmlichkeiten sich beziehn, aber mein Inneres noch nicht beruhigen können. Die Ehe soll ein freies, nicht durch Ueberraschung erlangtes Gelöbniß enthalten, daß man der Person, welcher man sich vermählt, stets in Treue verbunden sein wolle; diese Erfordernisse waren bei mir nicht vorhanden. Mein Gelöbniß war ein unfreiwilliges, erzwungen durch Mitleiden und mein zur unrechten Zeit aufgeregtes Gewissen, ein mächtigerer Zwang für ein gutes Herz, als Gewalt selbst. Ich sah vor mir ein Mädchen, welches ihre Liebe zu mir für ihr ganzes Leben unglücklich zu machen, einen Vater, der sie zu tödten drohte, sie selbst voll Verzweiflung sich erschöpfend in dem rührendsten Flehen: ich selbst war ohne einen Heller, mithin nicht im Stande, alle dem drohenden Unheil zu begegnen: auf der andern Seite stand mein Beichtvater, der mir 8 Tage lang die Absolution verweigerte und bestimmt versicherte, ich könne den ewigen Strafen nur entgehn, wenn ich mein Versprechen halte, das ich doch nur bedingungsweise gegeben hatte. Der Pater hat mich daher zu meiner Zustimmung bewogen, „subreptitie et par surprise," denn ich hatte nur zugesagt, meine Geliebte zu heirathen, „quand je pourrai," war aber weit davon entfernt, als Unmündiger, ohne Zustimmung meiner Eltern mich verehelichen zu können. Man wird mir einhalten, daß ich nach erlangter Volljährigkeit eine Protestation hätte einlegen sollen, allein derselbe Grund, der mich zur Verheimlichung meiner Ehe bewog, mußte mich abhalten von einer Protestation, durch welche die Sache veröffentlicht worden sein würde, zudem war ich auch früher nie in der Lage, mich mit meiner Frau in Güte auseinandersetzen zu können, wie ich jetzt hoffe, wenn ich ihr eine angemessene Rente, genügend um anständig zu leben, aussetze."

Das in Paris eingeholte Gutachten entſprach aber den Wünſchen Trüſtetts nicht ganz: es ging dahin:

„Sur l'état du mariage contracté en la manière énoncée ci-dessus, le conseil est d'avis,

1mo. Que ce mariage n'étant nullement revêtu des formalités prescrites par le St. Concile de Trente et les ordonnances de Nos Rois, il seroit cassé en Parlement et deffense aux parties de se hanter et fréquenter.

2do Qu'il faut scavoir, si les mêmes loix s'observent dans le pays ou le mariage a été contracté.

3tio. Que malgré touts ces défauts, le Monsieur ayant promis d'épouser, quand il le pourroit, il a tellement engagé sa parole, que s'il vouloit en épouser une autre, il feroit un faux serment, en repondant en face de l'église, quil n'a ni promis, ni contracté mariage avec aucune autre personne.

4to. Que le plus sur moyen, s'il se peut, est de retirer mutuellement les paroles données, en faisant une pension honnête à la personne intéressée si elle veut bien avoir assez de raison pour y consentir n'ayant point d'enfants.

Délibéré à Paris ce 20 Novbr. 1724.

Pin

Vicre de St. Eustache.“

Trüſtett theilte dieſes Ergebniß dem Grafen Flemming mit, unter der Bemerkung, daß er ſeiner Frau den Vorſchlag einer gütlichen Trennung eröffnet, dieſe aber denſelben entſchieden abgelehnt habe, „elle m'a dit,“ fügte er bei, „qu'elle donneroit les mains à tout ce que je voudrois, hors à ce point et qu'elle choisiroit plutôt la mort, que de l'accepter:“ er ſelbſt habe denn auch dem Mitleid nachgegeben „et nous viverons ensemble sur l'ancien pied.“

Konnte Flemming unter dieſen Umſtänden ſeinem Günſtling durch eine reiche Frau die Exiſtenz nicht verbeſſern, ſo ſuchte er wenigſtens ſeine Carriere zu befördern. Als im

Jahre 1725 der Prinz Friedrich August sich mit der Anfrage, ob Trüstett, der immittelst Oberstleutnant geworden war, sich wohl zu seinem Adjutanten eigne, an den Feldmarschall wendete, antwortete dieser:

„Je ne saurois dire autre chose au sujet de Mr. le Baron de Trysted, si non que c'est un cavalier de merite et un parfaitement honet homme et qui a du service, mais c'est un pauvre diable, aussi lay-je assisté pendant qu'il a été chez moi en lui fournissant des chevaux de mon écurie et en lui donnant même la table: mais comme pauvreté n'est pas vice, je puis assurer V. A. R., qu'Elle sera bien servie par lui."

Trüstett ward denn auch zum Obersten und Generaladjutanten des Prinzen ernannt, er genoß aber dieses Avancements nicht lange: er starb plötzlich, im kräftigsten Mannesalter zu Dresden, zu Anfang des Monats October 1726. In seinem Testament hinterließ er den Theil seines Vermögens, über den er frei disponiren konnte, seiner Gemahlin, die er als solche anerkannte, „in consideration derer währenden seines Ehestandes von ihr genossenen aufrichtigen Liebe und Treue."

Wollen wir diese Erzählung mit einer naturhistorischen Reflexion schließen, so wäre es die, vielleicht nicht ganz neue, daß es doch Frauen gab und gibt, welche besser sind als die Männer!

Der Marquis von Langallerie und der König von Madagascar. 1716.

Philippe de Gentils, Marquis de Langallerie,* einer alten, aber wenig begüterten französischen Familie entsprossen, war geboren im J. 1656 zu Motte-Charente. Er trat, sobald seine Jahre es gestatteten, in die französische Armee und hatte bereits den Rang eines Generalleutnants erreicht, als ihn Streitigkeiten mit dem Minister von Chammillard veranlaßten, seine Stellung aufzugeben. Er kam mit dem Prinzen d'Elboeuf und andern Franzosen, „mécontents de leur patrie," wie ein Brief aus Wien vom 5. April 1706 meldet, zu dieser Zeit nach Wien, ward dort sehr gut aufgenommen und trat in kaiserlichen Dienst. Aus diesem aber „seines verdächtigen Verhaltens wegen" — wie ein kaiserliches Schreiben sich ausdrückt — „entlassen," lebte er theils in Cassel, theils in Holland, bemüht, seinen Degen wieder an den Mann zu bringen (u. a. bei Racoczi), beschäftigt mit der Entwerfung von Plänen, bald zu Gunsten der einen, bald der andern der zu Anfang des 18. Jahrhunderts sich bekriegenden Mächte. So finden wir von ihm u. a. einen Aufsatz, bestimmt für den Czar Peter den Großen, während des Kriegs der Russen mit den Türken. Langallerie schlug vor, es solle eine Vertrauensperson abgesendet werden „pour faire continuer la révolte des Montenegrins et leur promettre de S. M. Czarienne une forte assistance:" man solle sich auch

---

* Die Mémoires du Marq. de Langallerie, Haag 1743, sind untergeschoben, s. Pierer, Universallexicon Bd. 9, S. 199 s. v. Langallerie.

mit den Häuptern anderer Stämme, mit denen er, Langallerie, seit einiger Zeit eine Correspondenz eingeleitet, in Verbindung setzen. Er selbst erbot sich, einen Hafen in Griechenland zu bezeichnen, der geeignet sei, eine Flotte aufzunehmen und sich leicht befestigen lasse, er erklärte sich ferner bereit, ein Corps von 6000 Mann zu werben und in einem päbstlichen Hafen einzuschiffen, in der Erwartung, daß der Pabst eine gegen den Erbfeind des christlichen Namens gerichtete Unternehmung begünstigen und seinen Unterthanen gestatten werde, ihre Schiffe dazu zu vermiethen. Langallerie beabsichtigte demnach damals, mit Hülfe des Pabstes die Türken zu Gunsten des Czaren zu bekriegen. Der Plan blieb aber ein Blatt Papier.

Langallerie befand sich im Jahre 1715 abwechselnd im Haag und in Amsterdam in großer finanzieller Bedrängniß: seine Frau und 3 Kinder hatte er in Cassel zurückgelassen: seine kärgliche Existenz fristete er zum Theil von den Unterstützungen, welche ihm das französische protestantische Consistorium zufließen ließ: ein einziger ärmlicher Diener, der ihm aus frühern bessern Tagen treu geblieben war, besorgte seinen Haushalt. Den ihm persönlich bekannten sächsischen Gesandten im Haag, von Gersdorf, vermied er sorgfältig, pflog aber vertrauten Umgang mit einem Manne, der, wie Gersdorf schrieb: „prend le nom de Comte ou Prince même de Linange, c'est un gentilhomme de la basse Garonne, qui s'est mis un nombre infinie de chimères dans la tête.“ Plötzlich zeigte sich im Mai des Jahres 1716 eine auffallende Veränderung in Langallerie's Verhältnissen: an die Stelle des einzigen Dieners traten 4 Lakaien in glänzender Livree, ein Kammerdiener und ein maître d'hôtel: war er bis jetzt bescheiden zu Fuße gewandelt, so rollte er jetzt in einer eleganten Equipage durch die Straßen: sein obgedachter Freund theilte diesen Luxus. Ueber die Quelle des plötzlich Langallerie zugeflossenen Reichthums, die er in tiefes Dunkel hüllte, zerbrach man sich vergeblich den Kopf, die verschieden-

sten Vermuthungen wurden aufgeworfen. Man erzählte, der preußische Agent im Haag habe Langallerie 60,000 Fr. ausgezahlt: Einige meinten daher, das Geld komme vom König von Preußen, bei dem ein Plan Langallerie's, eine Handelscompagnie in Afrika zu errichten, „par laquelle on verroit arriver la poudre d'or à foison," Anklang gefunden habe. Wer aber König Friedrich Wilhelm I. Vorsicht, wenn es sich um Zahlungen handelte, kannte, vermochte dieser Combination am wenigsten Glauben zu schenken. Andere erinnerten sich, daß ein Chevalier Fraiser, dessen Vater Arzt des Königs Karl II. von England gewesen und dessen Schwester mit dem Lord Peterborough vermählt war, wenige Jahre nach dem Regierungsantritte Friedrich August I. von Sachsen, diesem Anerbietungen eröffnet hatte, eine Colonie in Madagascar zu gründen: Fraiser war zwar seitdem verschollen, Linange aber hatte sich längere Zeit in England aufgehalten und man brachte daher, da er viel von Madagascar sprach und sich sogar König dieser Insel nannte, jenen frühern Plan mit ihm in Verbindung, meinte, er habe ihn wieder aufgenommen und in Dresden Gehör gefunden. Allein auch dies erwies sich als ungegründet.

Immittelst traf Langallerie Vorkehrungen, die offenbar auf eine von ihm beabsichtigte kriegerische Expedition deuteten, er kaufte, nachdem er durch den Bankier Rooms Winkel in Amsterdam auf gute Wechsel eine bedeutende Summe erhoben, eine Fregatte in Nordholland, die er baar bezahlte, bald darauf eine zweite, deren Preis er zur Hälfte tilgte, er miethete Matrosen für höheren, als den gewöhnlichen Lohn, er nahm einen Offizier, Foudron oder Vaudron, als Adjutanten an. Ein gewisser Linvier trat förmlich als Langallerie's Resident in Amsterdam auf, erschien in dieser Function bei dem dänischen Residenten im Haag, von Stöcken, und erklärte, er beabsichtige, Namens seines Committenten, einen Vertrag mit dem König von Dänemark zu schließen, nach welchem Langallerie gestattet werden solle, ein Lager für 20,000 Mann zu

errichten. Stöcken antwortete nicht geradehin ablehnend, aber ausweichend, die Sache sei zu wichtig, man müsse erst die Absichten des Generals näher kennen lernen. Diese wurden denn nun dahin angedeutet, Langallerie und Linange hätten einen Vertrag mit dem türkischen Gesandten geschlossen, um Morea mit Protestanten zu bevölkern. Allein dies war der Wahrheit nicht gemäß. Langallerie hatte vielmehr, da seine gegen die Türken gerichteten frühern Pläne verworfen worden, beschlossen, sich dem Sultan in die Arme zu werfen, aber nicht sowohl, um in Morea Colonien zu gründen, sondern vielmehr, um den Pabst zu bekriegen. Das Nähere ersehn wir aus dem deshalb abgeschlossenen Vertrag, der sich später in Langallerie's Papieren vorfand.

In der Einleitung desselben werden als Contrahenten bezeichnet „Osman Aga, Aga des Spahies et de la Mér," türkischer Gesandter in den Niederlanden, im Namen des Sultans (le plus grand et le plus puissant Empereur des Turcs, couronné du soleil et de la lune) auf der einen Seite, auf der andern: „le très puissant et sérénissime Landgrave de Linange, Prince de l'empire Romain, souverain Prince de Chabannois, grand amiral de la Théocratie, etc. etc. et le puissant et très noble Seigneur Marquis de Langallerie, grand général maréchal et généralissime de la même Théocratie, Seigneur de la vieille Baronie de Pojetou sur la Garonne, Président et premier gentilhomme de la province de Xaintonge, Lieutenant général et gouverneur général dans la province de Bretagne, Stathouder du Roy de France dans la province de Périgord, Général Feldmarechal Lieutenant de l'Empereur Romain en Italie et Grand Feld-Marechal du Roy de Pologne." Die letztern Beiden Hochbetitelten versprechen ihre Hülfe zur Bekriegung des Pabstes durch den Sultan, insbesondere die Angabe von Mitteln, wie der Letztere möglichstbald Rom erobern könne, und sichern ihre schleunigste Ankunft in Constantinopel zu, „pour y tenir

conseil de guerre là dessus.“ Osman Paſcha beſchwört dagegen bei Mahomed, dem Propheten, im Namen des Sultans, die getreue Befolgung der nachfolgenden Artikel:

1) Beide „seigneurs“ ſollen in Conſtantinopel auf die ehrenvollſte Weiſe empfangen werden und

2) dort, in und außerhalb der Stadt, Wohnungen ihrem Range gemäß, angewieſen erhalten.

3) Sie empfangen mit ihrem Gefolge ſechs Jahre lang, von Unterzeichnung des Vertrags an gerechnet, einen durch beſondern Vertrag feſtgeſtellten angemeſſnen Gehalt und genießen alle Privilegien, deren ſich ſouveraine Fürſten oder Ambaſſadeurs erfreuen, wenn ſie in den Ländern befreundeter Fürſten ſich aufhalten.

4) Es wird ihnen, ihren Familien und ihrem Gefolge, vollſtändige Gewiſſensfreiheit zugeſichert.

5) Der Sultan wird ihnen alsbald nach ihrer Ankunft in Conſtantinopel ſchriftlich die Erlaubniß ausfertigen laſſen, ein Corps von 10,000 Mann, Franzoſen oder Deutſche proteſtantiſcher Confeſſion, anzuwerben und Kriegsſchiffe zu erbauen, die zur Bekriegung der päbſtlichen Macht unter ihrem alleinigen Befehl ſtehn ſollen.

6) Alle Chriſtenſclaven, welche zu dieſem Behufe in die Dienſte der beiden seigneurs treten, ſollen die Freiheit erhalten.

7) Allen Chriſten und Juden, welche ſich in der Türkei niederlaſſen wollen, wird vollſtändige Freiheit und freie Religionsübung, ohne alle Abgaben, zugeſtanden.

8) Sobald der Sultan im Beſitz von Rom iſt, erhalten die beiden seigneurs gewiſſe, in einem beſondern Vertrag bezeichnete Inſeln und Provinzen im Mittelländiſchen Meere mit voller Souverainetät abgetreten, dieſe Königreiche „en orient,“ gehn auf ihre Erben mit voller Souverainetät über.

9) Der Sultan verpflichtet ſich, Beide wieder in den Beſitz der Provinzen und Güter in Frankreich und Europa überhaupt zu ſetzen, die man ihnen entzogen hat.

10) Osman Aga erklärt feierlich, daß die beiden seigneurs unter dem besondern Schutze des Sultans stehn, der sie in ihren Würden aufrecht erhalten wird.

11) Alle den Türken befreundete Mächte werden ersucht, Beiden und ihrem Gefolge, auf der Reise zum Sultan in jeder Weise förderlich zu sein.

12) Allen türkischen Unterthanen wird bei Todesstrafe anbefohlen, „de respecter ces deux seigneurs en toute occasion et tous qui se trouveront à leur cour et suite, avec tout l'honneur et service imaginable."

Der Vertrag, der auch deshalb interessant ist, weil man ihn als einen Vorläufer des Hattischerifs von Gülhani (1839) betrachten kann, mit dem er auch die Aehnlichkeit hat, daß er eben bloß auf dem Papier bestand, ward unterzeichnet und besiegelt von Osman Aga, datirt „à la Haye le 15 Mois Zilhezzi an 1128."

Osman Aga war es denn auch, der auf diesen Vertrag hin, bedeutende Summen den beiden „Seigneurs" zur Disposition gestellt hatte.

Daß es übrigens Langallerie's und seines Freundes Absicht gewesen, sich den Sitten der Türken vollständig anzuschließen, beweist ein uns ebenfalls in Abschrift vorliegendes Abkommen derselben (d. d. Haag, den 15. März 1716) mit Marie Anna von Delft und Anna Maria von Seeland. Die beiden Chefs der „théocratie, unis par des noeuds indissolubles d'amitié et de parenté," erklären darin, sie seien genöthigt, sich in entfernte Gegenden zu begeben „et de former des maisons convenables à leur rang." Sie kommen dann auf die beiden Mädchen, von denen es heißt: „nous les avons arretées des ce jour, pour nous servir dans nos besoins tant nocturnes que journaliers," sie sollen auf Lebenszeit 400 fl. jährlich erhalten: „surquoi elles seront obligées, de se nourrir, se vetir, s'entretenir et de nous servir en tout ce qui nous plaira, jusqu'à notre mort et en cas, qu'elles ayent des enfans de nous,

nous ne voulous pas, qu'elles soient chargée de leur entretien ni de leur education, dout nous prendrons nous mêmes le soin."

Daß Langallerie bei dieſem Abkommen ſeine Gemahlin zum Beirath gezogen, bezweifeln wir, erſehn aber, daß er ihr bald darauf ein Anſinnen ſtellte, auf das ſie jedoch einzugehn Bedenken trug, er ſchrieb ihr nämlich, ſie ſolle ſofort aus Caſſel zu ihm eilen, um mit ihm nach Conſtantinopel zu gehn: „pour y être en otage avec ses trois enfants, pour sa fidelité et qu'en cas de refus, lui, Langallerie, la repudiait." *

Linange beabſichtigte übrigens neben ſeinem gemeinſchaftlichen Unternehmen mit Langallerie, noch eine andere glänzende Speculation zum Beſten des Publicums. In einem deshalb erlaſſenem Patent legte er ſich außer den Titeln,

* Die Dame genoß in Caſſel großer Achtung und hatte, wenn ſie auch nicht in größern Hofzirkeln erſchien, doch Umgang mit dem Landgrafen. Sie beſaß Güter in der Schweiz, wohin ſie bisweilen reiſte und beſuchte auch Stanislaus Leszczynski, während ſeines Aufenthalts in Weißenburg, mit dem und deſſen Familie ſie ſehr vertraut war. Sie vermittelte, daß der Landgraf von Heſſen-Caſſel ihm im J. 1725 ein werthvolles Geſchenk in 2 Geſpannen von je 9 ſchönen Pferden machte. In demſelben Jahre kam ſie nach Dresden um geheime Mittheilungen über ihren Aufenthalt bei Leszczynski zu machen und zu ſeinem Gunſten zu verhandeln. Sie ward in Dresden ſehr geehrt, wohnte im k. Schloſſe, erhielt Geſchenke an Porzellan und Ungarwein. Wir finden auch einige Briefe des Königs Friedrich Auguſt I. (im Concept) an die Marquiſe: in einem derſelben bedankt der König ſich 1727 für ein Arznei- oder Geheimmittel, welches ſie ihm durch einen beſondern Boten zugeſendet, indem er beifügt: „quoy que je n'aye pas eu besoin de ses remedes, graces à Dieu, je n'ay pas laisse d'en garder." Die Marquiſe gab auch dem ſächſiſchen Hofe Nachricht von geheimen, dem ſächſiſchen Intereſſe nachtheiligen Intriguen, welche zu Caſſel der Oberſt de la Serre anzuſpinnen verſucht hatte. Die letzte Notiz über ſie finden wir in einem Briefe eines Hrn. von Belot vom 15. Decbr. 1737, in welchem er ſchreibt: „Mad. la Marquise de Langallerie continue à faire sa résidence dans sa terre, la Baronnie Dallaman en Suisse, elle est retirée entièrement de tout commerce et vit dans les particularités de son domestique toute seule."

welche er in dem Vertrage mit Osman Aga führt, noch folgende bei: „Duc de Langelpont, de Madagascar, d'Ophir et de Feros, Marquis de Lusignan, Doleron de Pizpni et de Ruse, Comte de Cachotte, Hachard de Moriac, Dantel Dapremont, cidevant chef d'Escadre des armées navales de France et puis capitaine général des mers dans l'Amerique et dans l'Afrique et présentement par la divine providence, Grand Amiral généralissime des armées navales de la Théocratie du verbe incarné." Es wird in der Urkunde versichert, der Duc etc. habe sich in Gemeinschaft „avec un grand nombre d'armateurs Européens" in den Besitz der Inseln „Langelpont, Madagascar und Ophir" gesetzt: zur Ausbeutung der ungeheuern Reichthümer derselben sei eine Gesellschaft errichtet worden, mit dem Privilegium des ausschließlichen Handels dahin. Der Duc etc. verbleibt deren „protecteur et chef" und erwartet dagegen „des avances," welche er zu 10% zu verzinsen und wiederzubezahlen verspricht von den „effets, fruits, ou denrées des domaines à lui appartenants." Eine geographische Bezeichnung dieser Domainen läßt das Patent vermissen.

So toll der Inhalt war, es gelang doch darauf hin, wie Gersdorf versichert, „d'attraper des innocents et des fanatiques qui ont fourni de l'argent."

Das Treiben der beiden Abentheurer erregte natürlich Aufsehn und der Magistrat zu Amsterdam ward im Mai 1716 von den Generalstaaten angewiesen, deshalb nähere Erörterungen anzustellen. Gleichzeitig drohte Langallerie noch eine andere Verwickelung. Eine Bande Gauner hatte Wechsel gefälscht und u. a. die Handschrift des Bankiers George Clifford so täuschend nachgemacht, daß dieser selbst seine Namensunterschrift auf einem Wechsel von 20,000 fr. für ächt hielt, bis er aus seinen Büchern sich von der Fälschung überzeugte. In die Hände jener Gauner war auch Langallerie gefallen, sie beschuldigten seinen Secretair der Mitwissenschaft um ihre Verbrechen und er selbst mußte, obwohl in dieser Beziehung,

wie ſich ſpäter herausſtellte, völlig unſchuldig, beſorgen, daß er in jene Unterſuchung mit hereingezogen werden würde. Allen ihm in Holland drohenden Unannehmlichkeiten zu entgehn, reiſte er mit ſeinem Gefährten, dem „König von Madagascar," am 18. Mai 1716 heimlich ab, angeblich nach England. Von Hamburg aus ſchrieb Langallerie am 26. Mai 1716 an den König von Dänemark, er beabſichtige ſich mit den Seemächten zu vernehmen, „pour contribuer ensemble sous le sceau d'une étroite alliance, amitié et confédération à l'avancement du regne de Jesus Christ." Er bat, der König möge einen ſeiner Miniſter an ihn abſchicken, mit dem er in franzöſiſcher Sprache über ſeine Vorſchläge verhandeln könne, welche dahin gingen, der König möge ihm „prêter, louer, vendre ou donner, le plat pays dependant de Glückstadt et Altena." Langallerie ſcheint alſo ſeine Idee, Dänemark zum Sammelplatz ſeines für die Türken anzuwerbenden Heeres zu machen, wieder aufgenommen zu haben. In Kopenhagen war man aber nicht geneigt, auf die angebotene „alliance, amitié et confédération" einzugehn oder Langallerie die Altonaer Fluren zu verleihen. Man gab auf das Schreiben gar keine Antwort.

In Wien hatte man aber über Langallerie's Vorhaben ernſtliche Beſorgniſſe gefaßt und man beſchloß, demſelben durch ſeine Feſtnehmung entgegenzutreten. Das nachſtehende kaiſerliche Schreiben, d. d. Larenburg, den 30. Mai 1716 nahm dazu die Mithülfe der churſächſiſchen Regierung in Anſpruch:

„Wir mögen Ew. L. freund, oheimb, brüd- und nachbarlich nicht verhalten, daß Uns mit vielen glaubwürdigen Umbſtändten, die Nachricht zugekommen, waßmaßen der von den Frantzoſen im letzterm Krieg in Italien ausgeriſſene und hernach in Unſere Dienſte als General von der Reutherey geweſene, wegen ſeines verdächtigen Verhaltens aber entlaßne Marquis de Langallerie, welcher ihme nunmehr den ſo ärger- als lächerlichen Titul, Generalissime du verb

incarné zugelegt hat, mit seinem, vormalen auch in französischen Diensten auf dem Meer als chef d'escadre gestandenen Nepoten, sogenannten Comte de Linange, sich dergestalten Gott und Ehrvergessen in seiner Aufführung bezeige, daß er sogar keine Scheu trage, dem obgesagten türkischen Erb- und Ertzfeindt des christlichen Geblüths und Namens anzuhangen und mit demselben zu Nachtheil der wehrtesten Christenheit, sehr gefährliche Vor- und Anschläge zu schmieden und zu deren wirklichen Ausführung, so vermessen und impracticabel es auch scheinen mag, sich anheischig zu machen, wovon viele geschriebene und gedruckte Zeitungen allschon unterschiedene Meldung thun. Ew. L. werden Zweifelsohne über benannten Langallerie und seiner darzu mitverführten Helfer und Anhänger Gott und Gewissenloses Vorhaben einen Abscheu tragen und mit Uns und allen christlichen Fürsten der Meinung sein, daß solchem Unheil zeitlich zuvorzukommen und wie dergleichen boshaften Menschen andern zum Exempel und Abschrecken, Steg und Weg zu verlegen sei. Wir ersuchen daher Ew. L. freund-, oheimb-, brüd- und nachbarlich, Sie wollen in Dero Landen die schleunige Verfügung thun, besagten Langallerie sammt allen bei sich habenden Leuten, wenn er durch Dero Gebiet reisen oder in dortiger Gegend sich etwa sehn lassen sollte, nicht nur sogleich, ohne einziges Bedenken in Unsern Namen, handvest zu machen, sondern auch bei den benachbarten Reichsständen fürderssambst die vorsichtige Vorkehrung zu thun, damit ihm aller Orten nachgestellet, er zu gefänglicher Haft gebracht und darinnen bis auf weitere unsere Kaiserliche Verordnung wohl verwahrlich aufbehalten, allenfalls auch, da derselbe oder seine bei sich habenden Leute sich zur Wehr setzen wollten, gegen selbige die nöthige genugsambe Gewalt gebraucht werde, auf daß er nicht entkommen möge, wozu wir als Haupt der Christenheit und als Röm. Kaiser Ew. L. Kraft dieses, völligen Befehl und Macht geben und diesfalls zu Deroselben ein vollkommenes Vertrauen setzen, daß Sie es Ihro desto eifriger

werden angelegen sein lassen, als Sie dadurch Gott, Uns und dem ganzen Christenthumb einen angenehmen Dienst leisten und Ihro einen großen Verdienst machen werden. Wie viel aber an Geheimbhaltung dieses Werks bis zu dessen Vollzug, damit gedachter Böswicht nicht entwischen und über das Meer oder sonsten sich nach der Türkei begeben möge, gelegen und was gute Sorg, Geheimniß und Wachtsambkeit darbei zu gebrauchen sei, das wird Ew. L. Vernunft Selbst am Besten beifallen ꝛc."

Die sächsischen Geheimen Räthe erließen hierauf unter dem 9. Juni 1716 einen geheimen Befehl an die Commandanten zu Dresden, Leipzig und Wittenberg, Langallerie eintretenden Falls zu arretiren. Der Kaiser hatte aber auch seinem Residenten zu Hamburg, v. Kurzrock, directe Befehle zugehn lassen und auf dessen Veranlassung ward Langallerie kurz darauf in Stade festgenommen. Man fand holländische Wechsel im Belauf von 200,000 Thlr. bei ihm, aber bloß einen Ducaten baares Geld. Linange hatte sich nach Aurich geflüchtet, hier ward er auf Befehl des Fürsten von Ostfriesland ebenfalls arretirt, mit ihm sein Secretair und ein Jude, Isaac Menzes d'Acosta: sie waren im Besitz einer bedeutenden Summe baaren Geldes. Zur Abholung der Gefangenen wurden aus Wien starke Commandos abgesendet. Der kaiserliche Oberstwachtmeister von Eck übernahm Langallerie in Göttingen; mit einer Escorte von 1 Major, 1 Leutnant und 40 Mann kam Langallerie am 30. Juli 1716 durch das damals sächsische Städtchen Gefell. Ihm folgte Mitte August Linange mit ebensostarkem Geleit, das 20 Vorspannwagen und 2 Reitpferde bedurfte. Der Jude d'Acosta war in Erfurt erkrankt zurückgeblieben, im November 1716 ward er durch Sachsen nachgeführt: die Reise ging aber nicht sehr eilig, wenigstens bespannte man die 3 Wagen, welche ihn und sein bewaffnetes Gefolge bargen, in Gefell nur mit 7 Ochsen.

In Wien wurden die Gefangenen streng verwahrt. Langallerie gestand beim Befragen seine Pläne unumwunden

ein, während Linange den Vertrag mit dem Sultan läugnete, bis man ihn dessen durch die bei Langallerie gefundenen Papiere überwies.

Langallerie vermochte das Fehlschlagen seiner Pläne und die Haft nicht lange zu ertragen: ein Brief aus Wien vom 18. September 1717 meldet: „Der Langallerie ist heute früh, nachdem er schon viele Tage keine Speise zu sich nehmen wollen, sondern nichts als Wasser getrunken, gestorben. Er soll von der Zeit an, da die erste Zeitung wegen der wider die Türken erfochtenen Victoria allhier angelangt ist, sich ganz desperat aufzuführen und wenig oder gar nichts zu sich zu nehmen, sondern bisweilen nur etwas von Rosinen und Wasser zu genießen angefangen und damit bis zu seinem Ende, ungeachtet man ihn par force etwas von Speisen, aber umsonst beizubringen getrachtet, continuirt haben." Dieselbe Quelle versichert dagegen, „daß der bei dem Rumorhauptmann gefänglich sitzende, sogenannte Comte de Linange, sich vorerwähnten guten Zeitung halber, nicht nur sehr fröhlich bezeigt haben, sondern auch mit gut Essen und Trinken sich delectire, in der Hoffnung, daß er ehestens werde entlassen werden."

Diese Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung, Linange ward vielmehr auf den Spielberg gebracht. Von hier aus unterhielt er jedoch Verbindung mit seinen Genossen, durch deren Vermittelung er fortfuhr, seine chimärischen Pläne auszubeuten und Netze zu stellen, um darin Gimpel zu fangen. Näheres hierüber entnehmen wir den Mittheilungen des sächsischen Gesandten zu Berlin, von Suhm, aus dem Jahre 1720.

Ein Comte de Coulange, wie er sich nannte, angeblich ein Neffe des Comte de Linange, war es, der für Letztern als Hauptagent auftrat: von seinen Antecedentien ersehn wir nur, daß er einige Zeit in der conciergerie zu Paris gesessen.

Das Mährchen, mit welchem Coulange auftrat, war

eine Fortsetzung des von uns erwähnten, von Linange erlassenen Patents und lautete dahin: die Flibustier, welche die Insel Madagascar zu ihrem Zufluchtsort gewählt, an 100,000 Mann stark, hätten Linange zu ihrem König erwählt: der neue König wünsche dem Räuberleben seiner Unterthanen dadurch ein Ende zu machen oder vielmehr eine Art Sanction zu geben, daß er unter den Schutz eines mächtigen Fürsten trete, der die Flibustier durch Ertheilung eines Patents, vor dem ihnen überall drohenden Galgen* retten solle: die Flibustier wollten sich dagegen anheischig machen, jährlich einen Tribut von 15,000 Mark Goldes zu zahlen und ihre Raubzüge auf die Feinde ihres Protectors zu beschränken. Vom Spielberg aus, wo der König von Madagascar saß, war es unläugbar schwierig, die ferne Insel zu regieren und die Flibustier in Ordnung zu halten, es kam daher vor Allem darauf an, dem König (d. h. Linange) seine Freiheit wieder zu verschaffen. Coulange versuchte dies vergeblich in Wien, die Antwort auf seine Vorschläge war die Drohung, ihn seinem Oheim beizugesellen: er entfloh. In Dresden waren gleichzeitig, im Februar 1720, zwei Beauftragte Linange's, Lodi und Stegmeyer, angekommen, um sich mit einigen in Sachsen lebenden Anhängern desselben zu berathen: sie traten im Posthause ab und verhandelten drei Tage lang mit zwei Spaniern, Ronceval und Perez und einem Leipziger Kaufmann, Kutschenreuter: der Letztere zumal hatte ein wesentliches Interesse an einer erfolgreichen Anerkennung des Königs von Madagascar, da es diesem gelungen war, ihm für die königlichen Bedürfnisse eine Summe von 15,000 oder, nach einer andern Angabe, von 25,000 Thlrn. abzulocken: dafür war ihm die zur Zeit noch nicht einträgliche Stelle eines königlich Madagascarischen Cassirers und trésorier zugesichert

* Wir lesen u. a., daß man in England im J. 1702 eine Escadre gegen die Piraten von Madagascar ausrüstete, deren Commando einem gewissen Richardi übertragen ward.

worden. Der Congreß fand aber, „daß in Dresden nichts zu machen sei" und trennte sich ohne Ergebniß. Ronceval ging nach dem Spielberg, um sich neue Instructionen zu holen, Kutschenreuter kehrte nach Leipzig zurück, um sich beim Anblick seines schönen Patents über den Verlust seiner blanken Thaler zu trösten, Lodi reiste nach Berlin, wo er mit Coulange zusammentraf. Dieser ernannte ihn als „premier prince du sang," zum „ministre négociateur" beim Berliner Hofe und gab ihm aus der k. Madagascarschen Casse 30 fl. (wahrscheinlich einen Rest der Kutschenreuterschen Vorschüsse). Lodi ging zunächst den Minister von Knyphausen an, der aber auf die Offerten erklärte, er könne mit einem „ministre d'un Roi prisonnier," sich in keine Verhandlungen einlassen, mit dem wohlmeinenden Beifügen: „qu'il ferait bien, de ne pas se laisser employer par des fripons." Nachdem die 30 fl. zu Ende gegangen und Lodi keine weitern Zuschüsse zu den Kosten seiner Ambassade von Coulange erlangen konnte, wendete er sich an den kaiserlichen Gesandten zu Berlin, von Voß, mit vertraulichen Mittheilungen, unter denen auch die war, daß Coulange sich in Berlin befinde. Voß theilte dem Grafen von Wartensleben die Sache mit und trug auf Verhaftung des „soidisant Grafen Coulange" an. Letzterer erfuhr dies, blieb aber in Berlin und reizte den kaiserlichen Gesandten noch dadurch, daß er in seiner Equipage stolz vor dessen Hause vorbeifuhr. Der König von Preußen war abwesend, einige der Minister hielten es für zweifelhaft, ob er die Arretirung des Coulange billigen werde, „qui n'avait rien fait et qui ne demandait rien à personne," es gelang aber doch, den Befehl an den Commandanten von Berlin, von Forçade, auszuwirken, Coulange festzunehmen: er ward auf die Wache gesetzt und sein erstes Verlangen ging dahin, „que le ministre du Roi, son oncle, lui tint compagnie." Dem ward in soweit genügt, als auch Lodi Hausarrest erhielt. Vergeblich verlangte aber Voß, daß Forçade die Papiere der Gefangenen

in Beschlag nehme und versiegeln lasse, er gerieth deshalb mit dem Commandanten in Differenzen, in deren Folge Letzterer dem Gesandten melden ließ, daß, wenn er nicht die Kosten der Verpflegung Coulange's bezahle, er ihm militairische Execution in das Haus schicken werde. Voß beschwerte sich über diese, seine gesandtschaftlichen Vorrechte verletzende, Drohung und Forçade mußte sich durch die etwas gezwungene Auslegung seiner Worte entschuldigen, „que ne parlant pas bien l'allemand, il s'était mal exprimé." Es ward nun einer Commission die Untersuchung gegen Coulange übertragen, die im September 1720 noch mehrere in Berlin wohnhafte Personen, welche sich bei den „affaires de Madagascar et d'Angelpon" betheiligt hatten, sowie einige aus Wien angekommene Fremde festnehmen ließ, welche mit Coulange in Verkehr hatten treten wollen. Man vermuthete in Berlin, „que Mr. le Comte de Coulange était un fripon, qui avoit projeté quelque tromperie à la façon de Clement."* Man besorgte eine Erneuerung der durch diesen veranlaßten, kaum ausgeglichenen Verwickelungen mit dem kaiserlichen und dem sächsischen Hofe und mochte dazu um so mehr Grund haben, als der König, trotz der erlangten Aufklärung über Kleements Betrug, doch noch von Argwohn besonders gegen Sachsen und den General-Feldmarschall Grafen von Flemming erfüllt war. Sagte er doch dem sächsischen Gesandten von Suhm noch bei einer Audienz im Frühjahr 1721: „Höre er, er muß deutsch reden, ich weiß wohl, daß der Flemming ein ehrlicher Kerl ist, aber in den letzten Affairen (mit dem Finger auf Kleements auf dem Kamin stehendes Portrait zeigend), ist er doch nicht ganz rein, er mag sagen, was er will."** Indessen jene

* Ueber diesen s. des Verfassers Aus vier Jahrhunderten Th. I. S. 167 u. f.

** Das meinte aber Flemming nicht, oder er stellte sich wenigstens so, denn als ihm der Hofrath von Zech zu jener Zeit schrieb, ein preußischer Minister habe an zwei Personen 200 Ducaten gezahlt, um sie zu bestim-

Beſorgniſſe bewahrheiteten ſich diesmal nicht, die Papiere der Gefangenen ſcheinen keine neuen Momente ergeben zu haben,* der kaiſerliche Hof ließ die Sache fallen und es fanden ſich ſogar einige Hamburger, welche für Coulange's Freilaſſung 2000 Thlr. boten. Gegen Zahlung dieſer Summe ward er zu Ende April 1720 entlaſſen. Suhm fügt dieſer Meldung hinzu: „les autres de sa clique sortiront sans doute au même prix" — was uns ſehr wahrſcheinlich erſcheint, vorausgeſetzt nämlich, daß ſich wirklich noch Hamburger gefunden haben ſollten, die für Lodi und Genoſſen baares Geld zu geben bereit geweſen.

Coulange begab ſich übrigens nach wieder erlangter Freiheit nach Hamburg in angenehmer Geſellſchaft: eine junge Frau, die Gattin eines Arztes, hatte an dem Abentheurer ſolches Gefallen gefunden, daß ſie ihren Mann heimlich verließ und dem Geliebten folgte. Das Paar tauchte 20 Jahre ſpäter in Petersburg wieder auf: dort erſchien im J. 1740, laut brieflicher Nachrichten, ein Mann, der ſich Gr. Dennewald nannte, den Titel eines däniſchen Contreadmirals beilegte und „viele große Projecte brachte." Der däniſche Reſident wollte aber den Contreadmiral als ſolchen nicht anerkennen, die „großen Projecte" erwieſen ſich als Seifenblaſen und auch der Name Graf Dennewald verduftete, da Jemand in dem angeblichen Dennewald, Coulange und in ſeiner Begleiterin, die aus Berlin entlaufene Doctorin wieder erkannte, ein Umſtand, der Beide veranlaßte, ſich ſchleunig aus Rußland zurückzuziehn.

Einige Jahre nach der verunglückten Unternehmung Langallerie's leſen wir noch von einem andern Landsmanne

men, bei Flemming „espions abzugeben," antwortete der Feldmarſchall: „c'est tant mieux, j'aime que l'on m'espionne et je voudrais qu'ils eussent gagné cet argent."

* Es liegen uns abſchriftlich mehrere Briefe Roncevals vor, allein ſie ſind in ſpaniſcher Sprache geſchrieben und ihre Abdruckung in dieſer möchte wohl auch unſern Leſern ſpaniſch vorkommen.

deſſelben, der ſeinen Fußtapfen folgte. Antoine Daru, ein Pariſer Kind, trat, mit welchem Rechte, erſehn wir nicht, in Sachſen als ein Glied der Familie de la Mothe* Houdancourt auf; der nordiſche Krieg bot ihm Gelegenheit ſich auszuzeichnen und ſeine Tapferkeit und Intelligenz verſchaffte ihm ein raſches Avancement: ſein Name wird in den Acten jener Zeit vielfach erwähnt. Im Jahre 1714 war er bereits Chef eines Regiments und Commandant von Krakau, im J. 1716 ward er Generalmajor: er vermählte ſich mit einer reichen Polin, die ſich in Schriften „Catarina Potok de la Motte Sta. Wielska“ unterzeichnet.

Durch Rakoczi, wie er angibt, auf reiche, aber verfallene Silberminen in den Gebirgen bei Krakau aufmerkſam gemacht, verwendete er das Vermögen ſeiner Frau auf bergmänniſche Unternehmungen, deren ungünſtiger Erfolg ihn aber in Schulden ſtürzte und in vielfache Streitigkeiten verwickelte. Im J. 1719 ging er nach Paris auf Urlaub, der auf ſein Anſuchen wiederholt verlängert ward. Die Nachrichten, welche der Chevalier de St. Laurent dem General-Feldmarſchall Grafen von Flemming von dort über la Mothe mittheilte, lauteten aber bedenklich: er ſchrieb u. a. am 15. März 1724 „il duppe ici tout le monde par un pretendu elixir, qu'il vend, faisant le charlatan: il est ici caché pour debtes et fait courir le bruit, qu'il est party pour

* Mehrere dieſes Namens dienten zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der ſächſiſchen Armee. „Un gentilhomme de Metz, agé de 21 ans, nommé La Mothe de Rey,“ empfahl der Bankier Mailette de Buy in Berlin im J. 1713 dem General-Feldmarſchall Grafen von Flemming, mit der Bemerkung, er ſei von reformirten Eltern geboren, katholiſch erzogen, aber jetzt, nachdem er den franzöſiſchen Dienſt verlaſſen, zur reformirten Kirche übergetreten. Für einen Joachim de la Mothe verwendete ſich bei Flemming im J. 1721 der Herzog Leopold von Lothringen. Ein Mr. de la Mothe Brinvillier, der in ſpaniſchen Dienſten Brigadier geweſen war, trat 1714 in die ſächſiſche Chevaliersgarde ein. Ein Fräulein de la Mothe wird 1716 als berühmte Sängerin im Haag erwähnt: ſie war früher beim Herzog von Lothringen geweſen.

la Saxe. Le Comte de Saxe (der berühmte ſpätere maréchal de France) est de ses amis et l'a soutenu, quoiqu'il sache son origine et sa mauvaise conduite.“ * St. Laurent ſchrieb ferner, es ſei ihm, da er bei La Mothe einige Zeit (anſcheinend als deſſen Secretair) ſich aufgehalten, gelungen, Kenntniß zu erlangen von einem Vertrag deſſelben mit dem Sultan. Der „traité, fait entre le grand seigneur d'une part et Messire le Comte de la Mothe, Lieutenant général des armées de S. M. le Roy de Pologne, Electeur de Saxe, gouverneur de Cracovie et colonel d'un régiment d'infanterie, Chevalier de l'ordre de S. Michel,“ welchen St. Laurent abſchriftlich einſendete, war am 1. Januar 1723 vollzogen und ſicherte la Mothe einen jährlichen Gehalt von 25,400 Thlr. ſowie zu ſeiner Equipage 25,000 Thaler zu, „moyennant quoy,“ heißt es darin „le dit Seigneur Général s'oblige sur son honneur de bien et fidelement servir dans toutes sortes d'occasions avec tout le zele et toute la vigilance possible et qu'on luy laissera libre exercise de sa religion, de même qu'a tous les officiers, qu'il menera avec luy.“ Außerdem ſtipulirte ſich la Mothe, daß „si l'on entroit en action contre la république de Pologne,“ man ihm zu einer Forderung von 50,000 livr. die er an Polen habe, verhelfe und zu einer Poſt von 150,000 Thlr., welche ihm „quelques seigneurs Polonois“ ſchuldeten. Die türkiſche Juſtiz, unterſtützt von der Ausſicht auf eine Baſtonade, ſollte demnach die Schuldner zahlungsfähig und zahlungsgeneigt machen! Ueber den Abſchluß des Vertrags meldete St. Laurent, es ſei derſelbe durch Mr. Lenoir, der die türkiſchen Angelegenheiten in Paris beſorge, mit

* Wir finden einen Brief des Grafen Moritz v. Sachſen an den Grafen v. Lagnasco d. d. Fontainebleau, den 15. Septbr. 1724, in dem er ſich für la Mothe verwendet: mit der ihm eigenthümlichen ſouverainen Verachtung der für gewöhnliche Sterbliche geltenden Regeln der Orthographie ſchreibt er über ihn: „Vous le conessez de tous tens pour un tres oneste homme.“

La Mothe erfolgt, indem er versicherte: „nous n'étions que nous trois, quand la Mothe me dicta le dit traité et ensuite Lenoir l'emporta, pour le traduire en langue turc et l'envoya ensuite au grand visir et la première reponse que l'on recu, c'est que la Mothe fut agrée et à la seconde reponse le traité fut signé et à la troisieme reponse il devoit arriver incessament un homme deguisé de Turquie qui apporteroit les fonds.“ St. Laurent rühmte sich, daß er mit Gefahr seines Lebens die Ausführung des Plans behindert habe, er versicherte, daß la Mothe, als er den Verrath seines Geheimnisses und die Entfremdung der Papiere wahrgenommen, um letztere wiederzuerlangen, Mörder gedungen, die ihn in Paris aus einem Hinterhalt überfallen und verwundet. Kaum dem Tode entgangen, flüchtete St. Laurent, um sich zu retten, nach Rom. Von dort sendete er dann die Schilderung der Gefahren, die er gelaufen, ein: wir dürfen annehmen, daß er darin die Farben gewiß nicht geschont haben wird, da er hoffte, daß die Größe seiner Belohnung darnach werde bemessen werden. Unter den Offizieren, welche mit la Mothe einverstanden seien, benannte er auch „un nommé d'Argelet, major du regiment des gardes de la couronne à Varsovie,“ womit wahrscheinlich der Major d'Argelles gemeint ist, der seines Glaubens halber Frankreich verlassen und auf Empfehlung des Berliner Bankiers Maillete de Buy im J. 1711 durch den Grafen v. Flemming Anstellung in der polnischen Armee gefunden hatte: im Jahre 1727 entfloh er, um sich einer Untersuchung zu entziehn, ward aber, nachdem man ihn lange vergeblich verfolgt, im J. 1731 in Paris ausgespürt, dort arretirt und nach Sachsen ausgeliefert.

St. Laurent sah sich übrigens in seinen Hoffnungen getäuscht. In Dresden legte man seinen Eröffnungen ein geringes Gewicht bei und „Sa Majesté,“ schreibt Flemming, „n'a pas voulu preter l'oreille.“ Der Feldmarschall trug jedoch Bedenken, la Mothe wieder in den activen Dienst

eintreten zu lassen und die letzte von uns über ihn gefundene Notiz ist in einem Briefe Flemmings vom 1. Januar 1727 enthalten, worin er sein Bedauern ausspricht, daß er den Wunsch la Mothe's, ihm „quelque place ou gouvernement en Saxe ou en Pologne" zu verschaffen, nicht entsprechen könne. Um übrigens der Ausführung ähnlicher Pläne, wie die von uns erwähnten, vorzubeugen, sahen sich die christlichen Mächte im Jahre 1725 veranlaßt, bei der Pforte, jedoch erfolglos, Vorstellungen zu erheben. Die „Berlinische privilegirte Zeitung vom Donnerstag den 27. Septembris 1725 no 116" meldet aus Constantinopel den 1. August: „Es haben sich allerseits Christliche Gesandtschaften hieselbst zusammengethan, und dem Groß-Vezier in einer Audienz vorgestellt, wie übel es Dero hohe Principalen empfänden, daß die Ottomannische Pforte alle verlaufene und desperate Leute aus der Christenheit annähme und denenselben gute Dienste auftrüge, unter welchen sich auch ein Banquerottirer aus Livorno befände, welchen der Sultan in Dienste genommen und demselben das Commando über einige Türckische Schiffe, um damit wieder die Christenheit zu agiren aufgetragen hätte, dahero denn die christlichen Puissancen verlangten, daß solche ausgeliefert werden möchten. Allein der Groß-Vezier hat denenselben zur Antwort gegeben, daß es dem Groß-Sultan frey stände, allen und jeden Dienste zu geben, die er tüchtig zu einem und dem andern fände."

Während, wie wir hier gesehn, Langallerie und la Mothe dem Sultan zu Hülfe ziehn wollten, lesen wir dagegen in den Correspondenzen des sächsischen Agenten zu Rom, Baron von Puchet, von einem ihrer Zeitgenossen, der auf eigne Faust einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen beabsichtigte. Im Jahre 1724 erschien in Rom auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem begriffen, ein junger Pole, Volski, aus Gnesen gebürtig: durch Puchets Vermittelung erlangte er in Rom die Erlaubniß die Franziskanertracht anzulegen, die ihm, wie Puchet angibt, seine Reise erleichtern sollte.

So zog er nach Jerusalem und verweilte dort ein Jahr. Beim Anblick der schwachen und schlecht ausgerüsteten türkischen Besatzung, kam ihm wahrscheinlich der Gedanke, daß es nicht schwer fallen könne, sie zu überrumpeln und das Kreuz statt des Halbmondes wieder in Palästina aufzupflanzen. Erfüllt von dieser Ueberzeugung, kehrte er nach Rom zurück: dort verlachte man zwar seine Eroberungspläne, er erlangte aber vom Pabste ein Canonicat an der Cathedrale zu Genua, dessen Antritt ihm jedoch das Capitel wegen Mangels der erforderlichen Eigenschaften verweigerte. Volski durchzog nun mehrere Jahre Frankreich und die Niederlande, ohne daß es ihm gelang einen förmlichen Kreuzzug zu organisiren, er brachte aber einiges Geld zusammen und fand wenigstens einen seiner Landsleute bereit, sich ihm anzuschließen. Im Frühjahr 1729 mietheten die beiden Abentheurer in Marseille ein kleines Schiff, kauften 12 Flinten und 12 Säbel und segelten zunächst nach Genua, um dort eine der Zahl jener Waffen entsprechende Armee zu werben: die Behörde trat aber dem entgegen und nur der Respect vor den französischen Päßen, welche Volski und sein Begleiter bei sich führten, bewahrte sie vor der Arretirung. Sie begnügten sich daher mit Ankauf eines Stückes Tuch, aus welchem die Uniformen für 12 Mann gefertigt werden sollten, und setzten ihre Reise nach Civitavechia fort. Hier fand aber die Expedition ihr Ende: Volski mit seinem Gefährten ward auf Veranlassung des französischen Consuls, den man von Genua aus benachrichtigt hatte, festgenommen: er erklärte, er wolle nach Malta gehn, von dort unter dem Schutz des Ordens gegen die Raubstaaten kreuzen, dann in Palästina landen und es (mit 12 Mann!) erobern. Der närrische Kauz ward nach Polen zurückspedirt.

St. Cyr unter Frau von Maintenon. 1717.

Der Geheime Kriegsrath von Suhm, im Jahre 1717 ſächſiſcher Geſandter in Paris, erhielt den Auftrag, Erkundigung über die damals unter der Leitung der Frau von Maintenon ſtehende Abtei und Erziehungsanſtalt zu St. Cyr und deren Einrichtung einzuziehn. In einem Briefe vom 15. März 1717 meldet er über die Vollziehung dieſes Auftrags Folgendes: „Ich konnte bei meiner Ankunft in St. Cyr Frau von Maintenon nicht ſprechen, weil ſie lebensgefährlich erkrankt war:* der Biſchof von Chartres führte mich ein und ſtellte mich den 250 jungen Damen vor, die alle gleichmäßig in dunkelbraunes Tuch, mit einem Mantel und Rock von gleicher Farbe gekleidet ſind: ein leinenes Häubchen, verziert mit einer ſchmalen Spitze und einer Bandſchleife, bedeckt die Haare. Die Mädchen ſind in vier Claſſen vertheilt, welche ſich durch die Farben der Bänder (roth, blau, grün und gelb) unterſcheiden: ihre kurzen Schürzen haben Band und Saum von denſelben Farben. Sie tragen gelbe Handſchuhe und wenn ſie in die Kirche gehn, über dem Häubchen einen Ueberwurf von ſchwarzer Seide. Es war ein lieblicher Anblick, wie die 250 jungen Mädchen von ihren Obern geleitet, in der Kirche erſchienen. Zwei Claſſen traten jedesmal zuſammen ein, in zwei Gliedern, die ſich nach rechts und links vertheilten, ſich dem Hochaltar, dann einem Crucifix zuwendeten, das Zeichen des Kreuzes ſchlugen, ſich auf die Knie warfen, ſich wieder erhoben und auf die Bänke ſetzten,

* Sie ſtarb bekanntlich im J. 1719.

alles dies in einem und demselben Tempo. Nach Beendigung des Gottesdienstes und einem durch die hellen Stimmen sehr gut ausgeführten Gesang, verließen sie in derselben Weise die Kirche. Man führte mich dann in das Refectorium: an zwei langen Tischen saßen die Mädchen, unter ihnen die Lehrerinnen, am Ende des Saales, an einem besondern Tische, die Oberin und ihre Gehülfinnen, in der Mitte eine Demoiselle, welche vorlas. Die Tafeln waren sehr reinlich gedeckt, Jede hatte einen Teller Suppe vor sich, einen Becher zum Wassertrinken und eine kleine Schüssel mit Fisch, zwei zusammen jedesmal eine Schüssel mit Salat. Hierauf zeigte man mir den Erholungssaal, in dem sich in der Regel Frau von Maintenon aufhält: man unterhält sich dort, arbeitet, trägt Gedichte vor, führt auf „des dialogues et des comédies saintes." In den 4 Classen fand ich die jungen Damen an verschiedenen Tischen, an deren jedem eine Lehrerin saß, beschäftigt mit Schreiben, Lesen, Arbeiten, je nach der Verschiedenheit des Alters. Neben jeder Classe ist ein Schlafsaal, in welchem jedes Mädchen ein Bett mit Vorhängen von der Farbe ihrer Classe hat: die Betten stehn in einer Reihe, in der nöthigen Entfernung von einander. In der Mitte ist ein großer Kamin: Laternen brennen die ganze Nacht hindurch. Die jungen Damen waren so freundlich, mich einige Dialoge und einen Act aus Esther hören zu lassen. Die Darstellerin des Königs, mit dem Scepter in der Hand, war ein reizendes Mädchen, sie sprachen alle sehr gut und als Esther ohnmächtig in die Arme der Wache sank, konnte ich meinen Beifall nicht unterdrücken. Dann setzten sich die Mädchen theilweise an ihre Arbeit, andere hüpften fröhlich herum, ein Anblick, der in der That uns an die Engel erinnerte. Das Krankenhaus, die Apotheke, die Küche, die Vorrathskammern, die Gärten, alles fanden wir in schönster Ordnung; allerdings beträgt aber der jährliche Aufwand 200,000 livres, wobei jedoch die 1000 Thaler mit inbegriffen sind, welche jede, die Anstalt verlassende junge

Dame (etwa 20 jedes Jahr) erhält. Aufgenommen werden nur adlige Fräuleins, nach vollendetem 7. Jahre, die bis zum 20. Jahre bleiben und beim Scheiden mit Kleidern und Wäsche und 50 Thlr. Reisekosten (außer den gedachten 1000 Thlr.) versehn werden: diejenigen, welche den Schleier nehmen wollen, können lebenslang in St. Cyr verbleiben oder sich mit den 1000 Thlr. in ein anderes Kloster wenden. Ein Pergamentband enthält die Genealogie aller Aufgenommenen und wird noch nach Jahrhunderten als Beweis des alten Adels gelten können. Frau von Maintenon trägt allein schwarzes Band: sie hat sehr vielen ihrer Zöglinge vortheilhafte Heirathen verschafft. Unter den Pensionairinnen fand ich auch ein Fräulein von Königsmark, Tochter dessen, der in venetianischen Diensten starb, ein Mädchen von sehr vielem Verstand: der verstorbene König hat sie im Kloster erziehn lassen."

Wenn der Verfasser des Briefes als den Vater des Fräulein von Königsmark denjenigen bezeichnet, der „in venetianischen Diensten gestorben," so paßt dies auf den Feldmarschall Otto Wilhelm Gr. v. Königsmark, der nach Notizen, die wir den genealogischen Correspondenzen des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz entnehmen, aus seiner am 21. September 1664 mit Eva Gräfin von Horn (geb. 14. Sptbr. 1653) geschlossenen Ehe 10 Kinder, darunter 4 Töchter hatte: eine derselben war jedoch in den ersten Lebensjahren gestorben, eine bei seinem Tode bereits vermählt und die beiden andern, von denen die jüngste, Verica Ebba, am 9. November 1689 geboren, waren im Jahre 1717 bereits über die Jahre der Erziehung hinaus. Wahrscheinlich ist daher nicht eine Tochter des Grafen Otto Wilhelm, sondern Maria Dorothea d'Holland von Königsmark* gemeint, eine Tochter des Grafen Karl Johann von Königsmark (des ältern Bruders

* Näheres über sie findet sich u. a. bei Cramer: Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark. Th. I. S. 8 u. f.

der schönen Aurora) und der Lady Southampton, von der wir lesen, daß sie in dem Kloster erzogen worden, in welchem ihre Mutter Zuflucht gefunden hatte, nach Lösung ihres Verhältnisses zu ihrem unbeständigen Geliebten, den sie als Page verkleidet, begleitete. Wir finden diese Dame auch in andern Correspondenzen erwähnt. Sie lebte später in Paris und vermählte sich 1726 mit dem Grafen Carcado. Als ein Neffe des Generalfeldmarschalls Grafen von Flemming sich nach einem längern Aufenthalt in Paris von ihr verabschiedete und dabei bemerkte, er habe bereits seinen Paß sich geben lassen und selbst „le certificat de santé" nicht vergessen, erwiederte sie: „je crois, que Monsieur votre oncle ne sera pas faché, de vous voir revenir de Paris avec un certificat de santé."

Haben wir übrigens Frau von Maintenon hier dem Ende ihres Lebens nahe, in klösterlicher Zurückgezogenheit, den Freuden der Welt entfremdet, gefunden, so ist es des Gegensatzes wegen interessant, einen Blick in ihr Boudoir, etwa 26 Jahre früher, zu werfen. Einen solchen gestattet uns der Brief eines Correspondenten des Geheimen Rathes von Bose, Luther, aus Paris vom 18. April 1698, der also lautet:

„Madame de Maintenon, n'ayant pas assisté aux ceremonies du mariage du Comte d'Ayen avec Mademoiselle d'Aubigni, sa nièce, a recu les visites de toute la cour, couchée dans son lit, faisant l'indisposée, il n'y avoit aucune chaise dans sa chambre et lorsque Madame la Duchesse de Bourgogne* vouloit s'assoir, c'était sur le pied du lit. S. A. Royale Mad. d'Orleans,** l'a trouvé fort mauvais et s'est plaint, qu'on ne lui ait point

* Marie Adelheid, des Herzogs Victor Amadeus II. von Savoyen Tochter, geb. den 6. Decbr. 1685, in ihrem 12. Jahre am 7. Decbr. 1697 vermählt mit dem Enkel K. Ludwig XIV., Ludwig, Herz. von Bourgogne, geb. 6. Aug. 1682.

** Elisabeth Charlotte, Tochter des Churfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, deren wir schon früher gedacht haben (Th. II. S. 168 u. f.).

apporté de siege, ce qu'aiant été dit au Roi, il a repondu, que Mad. de Maintenon avoit eu ses raisons. Le soir le Roi, qui ordinairement ne donne la chemise qu'aux princes de sang, la donna au comte d'Ayen et Mad. la Duchesse de Bourgogne la donna à la jeune Comtesse. Tout cela s'étant passé il y a deja quelque tems, je n'en fais souvenir Votre Excellence que parceque l'on en veut prouver par la, qu'il y a entre Sa Majesté et Mad. de Maintenon quelque chose de plus, qu'amant et maitresse."

Die Potsdamer Garde.

Die Soldatenſpielerei, eine Krankheit, an der viele Fürſten, insbeſondere im vergangenen Jahrhundert litten, hatte bei dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., die beſondere Richtung genommen, daß er nicht nur die meiſten, ſondern auch die größten Soldaten haben wollte.

In Folge ſeiner Bemühungen gehörte daher zu den Merkwürdigkeiten Potsdams vor Allem die Potsdamer Garde, eine Sammlung von Rieſen, wie ſie die Welt weder vor, noch nachher vereinigt geſehn. Das uns vorliegende Maß des erſten Gliedes ſeiner Garde gibt nicht weniger als 3 Dresdner Ellen $15^3/_4$ Zoll an:* Recruten von ſolcher Körpergröße waren natürlich ſelten, ſie auszuſpüren, ſendete der König nicht nur zahlreiche Werbeoffiziere aus, ſondern er hielt auch in auswärtigen Ländern, u. a. England, Neapel, beſondere Agenten, welche großgewachſene Menſchen aufzuſuchen und für die Potsdamer Garde anzuwerben beauftragt waren.**

---

* Für die Ueberſendung dieſes Maßes (mensuram de vobis magnis grenaderiis) bedankt ſich der Cabinetsminiſter Gr. v. Wackerbarth bei dem Generalleutnant von Grumkow in einem Briefe vom 20. April 1728, der wie viele aus der humoriſtiſchen Correſpondenz derſelben, in einem (durch obige Probe belegten) Küchenlatein geſchrieben iſt, bei dem Priscian tüchtige Ohrfeigen erhält: andere Briefe ſind pommerſchplatt.

** Im J. 1730 bereiſte ein preuß. Hauptmann, Kalzo, die Ukraine, konnte aber nur 60 Mann auftreiben, die nicht einmal „de la taille du premier rang“ waren. Die Kaiſerin von Rußland fügte noch 15 Mann hinzu, ſo daß Kalzo im Januar 1731 doch mit einem Transport von 75 Mann zurückkehren konnte. Ein, die Ausbeutung der Levante bezweckendes, Geſchäft ſcheint nicht zur Ausführung gekommen zu ſein. Im Jahre

Dabei wurden keine Koſten geſpart, aber auch unerlaubte Mittel und Vorſpiegelungen häufig nicht verſchmäht. Ein Brief an den Grafen von Brühl vom 17. März 1739 erzählt u. a. folgenden Fall. Ein junger curländiſcher Edelmann, aus ſehr reicher und angeſehener Familie, kam, 19 Jahre alt, nach Deutſchland, um hier zu ſtudieren: ſein hoher Wuchs erregte die Aufmerkſamkeit eines preußiſchen Werbeoffiziers, der ſich ihm auf der Reiſe anſchloß, großes Gefallen an ihm heuchelte und ihn beredete, ſeinen Weg über Berlin zu nehmen, wo er ſich ihm als Führer anbot. Kaum angekommen, führte er den Jüngling in ein Weinhaus und trank mit dem Argloſen auf das Wohl des Königs: alsbald trat ein Commando ein, nahm den Recruten, wofür ihn der Offizier erklärte, in Empfang und führte ihn auf die Wache: er mußte in der That als Soldat eintreten und hatte es als eine beſondere Begünſtigung zu betrachten, daß man ihm die Zuſicherung gab, er ſolle nach einem Jahre Unteroffizier und nach drei Jahren Fahnjunker werden. Eine andere Correſpondenz meldet uns einen gleichzeitigen, ganz ähnlichen Vorgang.

Im Jahre 1739 hielt ſich in Turin und Genua längere Zeit ein preußiſcher Offizier auf, welcher dort u. a. Bekanntſchaft mit der Familie des Marquis de Brezé machte und ſich beſonders einem, in dem Anfang der 20ger Jahre ſtehenden, Sohn deſſelben, dem Chevalier d'Argentera anſchloß, der ſich durch eine außerordentliche Körpergröße auszeichnete. Er

---

1734 erſchien zu Berlin ein Graf von Gondola mit ſeinem Sohne, der ſich vorſtellte als: „un homme de grande qualité, natif de Ragusa," und behauptete, er habe ſich von ſeiner frühern Stellung her, als venetianiſcher Geſandter in Conſtantinopel, noch vielfache Verbindungen in der Levante bewahrt: er verſprach, dem König die Erlaubniß zur Aushebung großer Leute in den dortigen Provinzen auszuwirken, wenn man ihm dagegen verleihe, „le caractère de ministre et le ruban jaune." So meldete ein Brief des Hrn. von Ponikau vom 30. December 1734 dem Grafen von Wackerbarth.

ſprach oft mit ihm von der preußiſchen Armee, der glänzenden Laufbahn, die ſich in derſelben öffne und bewog den jungen Mann, ihn bei ſeiner Abreiſe zu begleiten. Viele Monate vergingen, ohne daß die Eltern irgend eine Nachricht von ihrem Sohne, eine Antwort auf ihre Briefe an ihn, erhielten. Sie wendeten ſich endlich an den ihnen befreundeten ſächſiſchen Cabinetsminiſter, Grafen von Wackerbarth, und dieſer veranlaßte den ſächſiſchen Legationsſecretair Rothe in Berlin, nach dem Verſchwundenen ſich zu erkundigen. Er fand ſich auch bald, er ſaß auf der Hauptwache gefangen, nur mit der Erlaubniß, bei Tage bisweilen, in Begleitung eines Unteroffiziers, einige Stunden auszugehn. Der Offizier, der ihn nach Berlin gelockt hatte, war ein Werber für das Regiment des Markgrafen Friedrich von Schwed und hatte den langgewachſenen Fremdling dieſem als Recruten präſentirt: damit war wohl der Markgraf, aber nicht der Chevalier d'Argentera einverſtanden: alle Zuredungen, ihn in Güte zur Leiſtung des Fahneneides zu bewegen, blieben vergeblich und ſo ward er denn, bis zur Beugung ſeines harten Sinnes, auf die Hauptwache geſetzt. Rothe fügte dieſer Mittheilung bei: „il me semble, qu'il n'en échappera pas mieux, que d'autres Marquis, Comtes et Barons étrangers qu'on a amené icy sous des grandes promesses et lesquels ont été mis après cela dans les rangs des soldats."

Galt es einem beſonders ſchönen Exemplar, dem nicht anders beizukommen war, ſo ſcheuten die Werber auch nicht offne Gewalt, ſelbſt wenn ſie dabei in fremdes Gebiet einbrechen mußten. So entführte im J. 1724 ein Hauptmann vom Regiment des F. Leopold von Deſſau einen langen Menſchen aus der Gegend von Darmſtadt: geknebelt ward der Arme in einen Wagen geworfen und fort ging die Reiſe: in der churheſſiſchen Stadt Kirchhayn gelang es aber dem Manne durch Hülferuf, die Aufmerkſamkeit zu erregen: Leute liefen zuſammen, verhinderten die Abfahrt des Wagens, der Offizier der Garniſon kam herbei, arretirte den preußiſchen

Hauptmann und ließ ihn nach Cassel bringen, wo ihm zwar gestattet ward, nach gegebenem Ehrenwort, daß er sich nicht entfernen wolle, frei herumzugehn, wo er aber einen längern unfreiwilligen Aufenthalt nehmen mußte, bis die Angelegenheit durch Verhandlungen beigelegt wurde. Im Januar 1733 drangen preußische Soldaten unter der Führung des Cornets v. K., über die Anhalt-Cöthensche Grenze, um sich eines dortigen langen Schäfers zu bemächtigen: es gelang ihnen, ihn in ihre Gewalt zu bekommen, allein ehe sie noch die preußische Grenze erreicht, entsprang er: der Cornet verfolgte ihn zu Pferde, löste ein Pistol auf ihn und der Mann sank todt zu Boden: der Thäter entfloh. Ein anderes Mal lauerten verkleidete Werber zwischen Harburg und Lüneburg einem hannöverschen Postillon auf, der allen ihren Verlockungen widerstanden hatte: als er mit dem Briefbeutel ankam, rissen sie ihn vom Pferde und schleppten ihn fort: das Pferd mit dem Briefbeutel ließen sie laufen.* Noch gewaltsamer verfuhr man, nach des Grafen von Manteuffel Mittheilungen, zu Anfang des Jahres 1740 gegen einen Pachter der Cistercienserabtei Paradies in Polen, dem wegen seines hohen Wuchses schon lange vergeblich nachgestellt worden war: gewarnt, war er sehr vorsichtig, wagte sich nie über die preußische Grenze, ja er wechselte selbst öfters sein Nachtquartier. Ein preußischer Offizier, der besonders sein Auge auf ihn geworfen, erfuhr, daß des Pachters Frau im Kindbette liege, er vermuthete demnach, daß der Gatte während dieser Zeit gewiß zu Hause anzutreffen sein werde: verkleidete Soldaten wurden abgeschickt, die sich in die Nähe der Pachterwohnung schlichen und in der Nacht in dieselbe einbrachen. Das Ehepaar ruhte zusammen in einem Bett: die Soldaten fielen über den Mann, der sich widersetzte, her, man band ihn, allein in dem Getüm-

* Das Ereigniß trug sich einige Monate vor des Königs Tode zu: Friedrich II. befahl sofort nach seiner Thronbesteigung, den Postillon in Freiheit zu setzen und seine Entführung streng zu bestrafen.

mel und der Dunkelheit, ergriff man statt seiner beiden Füße, nur einen derselben und fesselte diesen an das Bein seiner Frau: als man ihn dann aus dem Bett zog, riß man durch diesen Mißgriff zugleich die Wöchnerin mit heraus, die in Folge des Schreckens einige Stunden darauf verschied: der unglückliche Gatte ward, seines Flehens ungeachtet, fortgeschleppt. Vermochte er selbst sich nicht zu befreien, so versuchte es doch auf energische Weise sein Schutzherr, der Abt von Paradies. Da seine Reclamationen bei den preußischen Behörden erfolglos blieben, ließ er mehrere Kaufleute aus dem preußischen Städtchen Züllichau, die einen Markt unweit der Abtei besuchten, festnehmen: auf Verwendung des Stadtrathes zu Züllichau, entließ er zwar einige der Gefangenen, erklärte aber, er werde die übrigen als Geißeln für seinen Pachter behalten. Die preußische Regierung schrieb hierauf „fort cavalièrement," wie unser Gewährsmann angibt, an den Abt, worauf dieser in demselben Tone antwortete, der König von Preußen habe ihm nichts zu befehlen, er werde die Züllichauer zurückhalten, bis er seinen Pachter wieder habe. Als der König dies erfuhr, berief er den Leutnant von Gröben zu sich und befahl ihm, ohne seine Minister zu Rathe zu ziehn, mit 24 Husaren aufzusitzen, nach Frankfurt a. d. O. zu reiten und dort erst eine schriftliche Ordre, die er ihm übergab, zu öffnen. Der Leutnant befolgte den königlichen Befehl und war allerdings sehr erstaunt, bei Oeffnung der Ordre zu ersehn, er solle mit seinen 24 Husaren in Polen einrücken, dort sich auf die Güter der Abtei Paradies einlegen und um jeden Preis die Züllichauer befreien, nöthigenfalls die preußischen Regimenter Schwerin und Schulenburg zur Hülfe rufen. Der Abt fügte sich beim Erscheinen der 24 Husaren nicht, Leutnant von Gröben mußte daher, um seinen Auftrag vollziehn zu können, noch andere Unterstützung zu Hülfe nehmen.

Wenn man eine, vielleicht etwas stark colorirte Schilderung des weitern Verlaufs der Expedition aus der Feder des Herrn „Anton Franz Grünweber, königl. Hoff Richter des

Schwibußer Crayses" lieſt, ſo glaubt man allerdings eine Scene aus dem 30jährigen Kriege vor ſich zu haben. Nach dieſer Mittheilung rückte vor das Kloſter Paradies am 21. März 1740 früh 6 Uhr „von dem Brandenburgiſchen Völkern eine Compagnie Musketiere und ein Corps Huſaren," denen ſich eine Menge Bürger aus Züllichau angeſchloſſen hatten, und ein und zwanzig, „dem Verlaute nach mit Granaten, Sturmleitern und andern Geräthſchaften beladene Wagen" folgten. Ein in der Nähe des Kloſters aufgeſtellter Wachtpoſten wurde „grauſam geprügelt" und ſeiner Mütze und eines neuen Mantels beraubt. Dann theilte ſich das gegen 400 Mann ſtarke Corps „in drei Haufen, deren einer in der Gegend der St. Annenkirche ſich aufſtellte, um die von Seiten des Kloſters gemuthmaßte Reſiſtenz und Bewegungen zu obſerviren, die andern zwei aber das Kloſter auf zwei Seiten, nehmlich durch das Conventvorwerk und bei dem Hospitalthor anfielen." Mit Mauerbrechern und Aexten ward das Hospitalthor aufgebrochen, ſodann das zweite, in den Kloſterhof führende, Thor mit Aexten eingehauen. Pater Deodatus, der den Eindringenden zuerſt in die Hände fiel, ward durch einen Säbelhieb in den Kopf verwundet und gebunden, gleiches Schickſal hatte der Pater Amadeus, die Soldaten „ſchlugen ihm Ohrfeigen, zogen ihm die Säbel vor der Naſe hin und her, thaten ihm alle nur erſinnliche Schimpfworte und Schmach an" und zwangen ihn, ſie zur Abtei zu führen. Dieſe war feſt verſchloſſen, allein die Zimmerleute brachen die doppelten Thüren und alle Thüren im Gebäude, ſelbſt die eiſerne Cabinetsthür, auf und es begann nun eine vollſtändige Plünderung, bei welcher eine Menge koſtbarer Silbergeräthe, des Prälaten goldene Kette mit dem Kreuze, Geräthſchaften aller Art, als gute Beute betrachtet wurden: das Verzeichniß der abhanden gekommenen Gegenſtände füllt mehrere Seiten. „Aus des Herrn Prälaten Apotheke ward das von der letzten Frankfurter Meſſe gekommene Gewürze, Stockfiſch, Häringe und andere Fiſchwaaren, an Werth 100 Thlr.,"

entwendet und dem Herrn Kaplan sein ganzer Bestand an Aquavit. „Die Soldaten drangen auch in die Klosterapotheke, zerschlugen die Fenster, mißhandelten den Apotheker, nahmen die besten Medicamente und Gewürze mit sich, tranken die Aquavite aus, zerschlugen die Flaschen und ließen, was sie nicht genießen konnten, auf die Erde laufen. Auch das Priorat ward gestürmt, die Chatoulle aufgehauen und einer darin befindlichen Summe Geldes beraubt, dem Prior vieles Silbergeräthe und sein bestes Pferd entführt. Der Prior selbst trat den Eindringenden, ohne sich ihnen zu erkennen zu geben, entgegen mit der Frage, was sie wollten? Schimpfreden, der Säbelhieb eines Husaren, den aber eine wohlthätige Weinrebe auffing, und Bajonetstiche, die glücklicher Weise nur streiften, waren die Antwort, der Prior aber entkam verwundet in das Kloster in einen geheimen Versteck. In der Kirche war der Convent versammelt, da man ein geistliches Fest, den Feiertag des heiligen Benedictus, beging. Die Soldaten drangen in die Kirche ein und riefen nach dem Prior: als dieser, der, wie gedacht, sich verborgen hatte, nicht erschien, verlangten sie, nachdem sie vergeblich das Kloster durchsucht, von den Mönchen, unter Mißhandlung mehrerer derselben, sie sollten den Prior zur Stelle schaffen, „indem sie sich herausließen, daß sie den Prälaten todt oder lebendig bringen sollten, auch sagten, daß, wenn sie einige Gegenwehr gefunden, sie das Kloster in Brand stecken wollen." Wir übergehn dabei die specielle Specification der einzelnen Ohrfeigen, Hiebe, Stiche ꝛc., welche der Bericht uns gewissenhaft erzählt, mit Stillschweigen. Die Züllichauer „zwei Krämer" wurden befreit, und nachdem der wüste Lärm lange Zeit gedauert, ließ endlich der commandirende Hauptmann den Subprior aus dem Chore in der Kirche abrufen, fragte ihn, „wo der Prälat und der Prior sei? und als der Subprior sich mit Unwissenheit entschuldigte, versetzte der Hauptmann, daß er einen Brief an den Prälaten und an den Prior geschrieben, er erwarte die Antwort, wenn sie also mit denen Allen nicht sprechen

könnten, wüßten sie, was sie weiter machen würden." Der erschreckte Subprior fürchtete schon das Kloster in Flammen aufgehn zu sehn, indessen es ward nicht so schlimm: plötzlich ertönte der Appell, die Soldaten stellten sich in Reihe und Glied und der Hauptmann verlangte vom Subprior, „da seine Leute nunmehr ermüdet wären, möchte man sie von Seiten des Klosters mit einem Gulden entschädigen," er beruhigte sich aber bei der Versicherung, daß „von Gelde gar nichts vorhanden wäre." Darauf setzte sich der Trupp unter dem Geschrei „Victoria! Sehet was die Brandenburger können!" mit den befreiten Züllichauern in Marsch, der Husarenoffizier aber versicherte noch beim Abzug: „Werdet ihr noch einmal Repressalien brauchen, werden wir bald wieder hier sein." Während des Ueberfalls des Klosters waren übrigens auch die Klostervorwerke heimgesucht, Kälber, Schaafe, Victualien und andere Gegenstände dort geraubt worden.

Hier hatte die Uebermacht den Preußen den Sieg verschafft, nicht so glücklich lief aber eine andere Expedition ab, bei der ein Trupp von beinahe 300 Mann Preußen von Marienwerder aus, nach Polen eindrang, um einige große Männer mit Gewalt zu entführen: die Polen eilten von allen Seiten bewaffnet herbei, griffen die Preußen an und verjagten sie nach einem förmlichen Gefecht.* Der russische Gesandte zu Berlin stellte deshalb die preußischen Minister, welche von diesen Vorgängen, besonders von dem Feldzuge gegen die Abtei Paradies gar nichts erfahren hatten, sehr ernsthaft zur Rede, bemerkte, er habe deshalb an seinen Hof berichten müssen, der solche Handlungen „d'hostilité ouverte" gegen Polen, gewiß nicht gleichgültig ansehn werde. Die nun drohenden Verwickelungen beunruhigten den König sehr,

* Aehnliche Vorgänge aus Polen werden mehrere erwähnt: als einst ein polnischer Edelmann, Prusinski, sich über die gewaltsame Entführung zweier seiner Unterthanen beschwerte, erhielt er auf sein höfliches Schreiben nur die Antwort, „que le Roi de Prusse avoit besoin du monde pour recruter ses régiments."

und der Oberst Camus, welcher, wie man vermuthete, dem König den Rath zu der Expedition gegen den Abt gegeben, mußte nun auch den Zorn des Königs empfinden, indem dieser einen Tisch mit allem, was darauf stand, nach ihm umwarf und ihn aus seiner Gegenwart verbannte.

Ueber Chur-Sachsen hatte der König durch seine Kundschafter ein förmliches Inventarium aufnehmen lassen, worin Jeder, der einige Zoll über die gewöhnliche Größe hervorragte, eingetragen war.* Mit dieser „liste des grands hommes, qui se trouvent en Saxe," überraschte Friedrich Wilhelm im J. 1726 den Generalfeldmarschall Grafen von Flemming, der, selbst ein Liebhaber, doch nicht ahnete, welche Schätze von Riesen Sachsen barg: daran war denn die Bitte geknüpft, die Verzeichneten dem König zu überlassen. Der Graf von Flemming erwiederte ausführlich, daß er zwar durch die Landesgesetze behindert sei, die Bestellung zwangsweise vollständig auszuführen, daß er aber sein Möglichstes thun werde, um dem königlichen Wunsche zu genügen. Er brachte auch 12 Mann „de la hauteur du 3me rang des grenadiers" zusammen, die er, genau nach dem Potsdamer Reglement gekleidet und bewaffnet, dem König sendete. Nach einer uns vorliegenden Berechnung kostete die Ausrüstung eines Mannes 49 Thlr. 11gl., nämlich

Uniform, Weste, Hose,	21 Thlr.	—
Leinewandhose,	—	12 gl.
Hut,	1 Thlr.	16 „

* Der König Friedrich Wilhelm I. schätzte überhaupt die Sachsen als Soldaten sehr hoch. Bei einem Diner am 31. December 1733 sagte er, in Gegenwart des Grafen von Manteuffel, zu dem französischen Gesandten, Marquis de la Chetardie: „Mes troupes, comme tout le monde en conviendra, sont assez belles, mais les Saxonnes, ma foi, sont bien plus lestes et en quoi elles sont préférables à toutes celles, que je connois, c'est qu'un Saxon est naturellement fait pour la guerre et qu'il attrape en 3 semaines un air soldat, que les miens attrapent à peine au bout d'une année."

Hemde und Halsbinde,	Thlr.	20	gl.
eine rothe Cravatte,		3	„
Seitengewehr mit Bandelier,	2 „	20	„
Stiefletten und Kniebänder,		16	„
Strümpfe,		20	„
Zopfband,		8	"
Patrontasche,	3 „	12	"
Flinte,	10 „		
Schuhe mit Schnallen,	1 „	8	„
Tornister,	— „	18	„
Bleich (?)	5 „	12	„

Es war also kein unbedeutendes Geschenk, das man auch von Dresden aus umsonst zu machen, nicht die Absicht hatte, es ward vielmehr durch den Grafen von Wackerbarth in Berlin sehr deutlich die Erwartung ausgesprochen, daß man dafür einer Gegenleistung, bestehend in Seltenheiten aus der Berliner Kunstkammer entgegensehe, nur sollte der Anschein eines förmlichen Tausches vermieden werden, „pour éviter," wie Graf Flemming schrieb, „de troquer des raretés contre des figures vivantes." Diese für jene Zeit ungewöhnliche zarte Rücksicht, welche den Abschluß eines förmlichen Vertrags behinderte, ward aber in Berlin nicht anerkannt. Die Recruten wurden dankbar angenommen, allein die raretés blieben aus. Einige Zeit darauf ward dem damaligen Vertreter Sachsens am Berliner Hofe, von Suhm, unter den Fuß gegeben, man sei geneigt, die dortige Kunstkammer, das Medaillencabinet und die Bibliothek, als Tauschartikel für große Leute anzubieten. Suhm besichtigte denn nun mit dem Geheimen Rath von Marschall diese Sammlungen und bezeichnete darin (1720) Mehreres, von dem er glaubte, daß es als Handelsartikel dienen könne; wir finden 15 Nummern verzeichnet. Außer verschiedenen Kunstgegenständen, Schränken und Möbelstücken ꝛc. aus Elfenbein ꝛc., werden aufgeführt:

das Münzcabinet,

die Sammlung eines alten Herzogs von Pommern,

4 Marmorſtatuen, (Diana von Epheſus, ein großer und ein kleiner Priap, Momus, mit dem Zuſatz Suhms: „ce sont des idoles, qu'on pretend avoir été tiré des temples"),

eine Reiterſtatue Friedrich Wilhelms,

ein heiliger Georg von Bronce, endlich

„des peaux extraordinaires des Indes."

Der Geſammtwerth dieſer Gegenſtände ward von dem Geheimen Rath von Marſchall auf 500,000 Thlr. berechnet: dagegen wollte er für den Tauſchartikel nur einen unverhältnißmäßig geringen Preis bewilligen, für die größten Leute nur 300 Thlr. Suhm ſchlägt in ſeinen Depeſchen förmlich die Hände über dem Kopf zuſammen, über dieſe geringe Werthſchätzung ſächſiſchen Menſchenfleiſches und daran zerſchlug ſich auch der ganze Handel.*

Flemming ließ ſich aber dadurch nicht abſchrecken, für ſich Privatgeſchäfte in „langen Kerls," mit dem König von Preußen zu machen. Ein Mal überließ er dem Letztern 4 Mann für 5000 Thlr., bei einer andern Gelegenheit 2 Mann, um dadurch zu erlangen „le pardon de Mr. de Sparfeld." Zu gleichem Zweck ſchrieb er an einen andern ſächſiſchen Offizier am 3. Juni 1721: „Kann ich den langen ſchönen Kerl, Namens Andreas Heſſen vom Criegerſchen Regiment bekommen, ſo iſt es mir lieb, noch lieber aber wird es mir ſein, wenn er nicht viel koſtet. Ich habe ihn vor Ihre K. M. in Preußen, gegen einen Baſſon (Fagottiſt) deſtinirt, gekleidet darf er nicht werden."

---

* Für den Fall des Zuſtandekommens des Tauſchgeſchäfts, wünſchte König Friedrich Auguſt auch Polen beizuziehn und ließ daher (12. Juni 1720) dem General-Feldmarſchall Gr. v. Flemming durch den Cabinetsminiſter Gr. v. Wackerbarth ſchreiben, „er möge dem General Münnich eine ordre zuſchicken, daß er lange Kerle zu Grenadieren möchte anwerben, welche er nachgehends dem König von Preußen ſchenken wolle." Flemming weigerte ſich aber, dem Befehle nachzukommen, indem er bemerkte: „je n'oserois donner un tel ordre, qui me rendroit coupable envers la republique (de Pologne)," er rieth, der König möge Münnich nur mündlich anweiſen, „car je ne conseille pas non plus, de le faire par écrit."

Der Musikus, Namens Richter, den Flemming einhandeln wollte, war der Erste der Virtuosen auf seinem Instrument, und besonders von der Königin von Preußen geschätzt, die ihn oft bei sich blasen ließ. So sehr sie seinen Verlust beklagte, er ward Flemming für sein Hausmusikcorps überlassen.

Schon im J. 1716 hatte übrigens Flemming dem König ein Geschenk, bestehend in 6 schönen Leuten bestimmt und den damaligen sächsischen Gesandten in Berlin, v. Manteuffel, beauftragt, den König davon in Kenntniß zu setzen. Diesem schien aber die Zahl von 6 eine wahre Verschwendung und er beschloß, zu öconomisiren. Bei der nächsten Audienz eröffnete er dem König, Graf Flemming lasse sich Sr. Majestät zu Füßen legen und sich eine Gnade ausbitten. Auf die Frage was denn? antwortete Manteuffel, indem er sein Gesicht in ernste Falten legte: Ew. Majestät haben einige sehr schöne Leute in Ihrem Bataillon. Er will gewiß Einen loshaben, unterbrach ihn der König mit besorgter Miene. Ganz und gar nicht, erwiederte der Diplomat, der Feldmarschall wünscht vielmehr jene Zahl zu vermehren und bittet um Erlaubniß, Ew. Maj. drei bis vier ausgewählte Leute anbieten zu dürfen. Der König bezeigte die größte Freude, umarmte Manteuffel und bat ihn, Flemming seinen lebhaftesten Dank zu versichern. Flemming war mit der Ersparniß sehr zufrieden und befahl dem General v. Wostromirski, drei der Leute an den König von Preußen abzuliefern und ihm die drei andern „aufzuheben."

Aehnliche Lieferungen, die der König in seinen Dankschreiben als wahre Freundschaftsbezeigungen anerkennt, (je prens cela pour une véritable marque de Votre amitié, schreibt er einmal) kommen mehrfach vor.

Auch der sächsische Cabinetsminister, Graf von Wackerbarth, wußte sich dadurch dem König angenehm zu machen. Am Geburtstage desselben, am 4. August 1715 ließ er ihm durch einen großen, wohlgebauten Mann einen großen Strauß

von Tabacksblättern, nebst zwei schönen türkischen Pfeifen und einem gestickten, mit trefflichem Taback gefüllten Beutel überreichen und bat ihn zugleich auch als Geschenk anzunehmen: „le cupidon qui en était le porteur.“ Der König war über diese sinnige Aufmerksamkeit höchst erfreut, „et le présent,“ heißt es darüber in einem Briefe, „le mit de si bonne humeur et par consequent toute la compagnie, qu'ils n'épargnerent point le vin, dont la plus grande partie des conviés en prit presque plus, qu'elle ne put porter.“ Auch der Feldmarschall Graf Seckendorf erfreute den König im J. 1733 mit einem Tyroler, so hoch wie die Berge seines Vaterlandes, den er mit 5600 Thlr. bezahlt zu haben behauptete.

Im Jahre 1725 „schenkte“ ferner Flemming dem König von Preußen zwei „lange Kerls,“ für welche ihm, wie er versicherte, von Händlern, die mit ihnen beim König hätten Geschäfte machen wollen, 4000 Thlr. geboten worden. Flemming machte diesen Umstand bei dem preußischen Generalleutnant von Bork geltend, um als Gegengeschenk vom König ein Hirschgeweih von 66 Enden zu erlangen, ein Wunsch, der aber nicht erfüllt ward.

Diese Verweigerung mochte den Feldmarschall um so weniger geneigt machen, ein zu derselben Zeit an ihn gelangendes Gesuch, einen Flügelmann nach Preußen zu liefern, zu genehmigen. Ein Verwandter des Feldmarschalls, Julius Gustav von Flemming, war in preußische Dienste getreten, und sein Chef, der Generalmajor von Wensen, versprach ihm, nachdem er 6 Wochen Unteroffizier gewesen, das Fähnrichspatent, „unter der Condition, daß er sich obligirte, einen Flügelmann für das Regiment zur reconnaissance zu stellen.“ Einen solchen zu finden, hatte aber eben seine Schwierigkeiten, und so wendete sich denn Flemming an den Feldmarschall und bat ihn (im October 1725), „er möge gnädigst geruhen, ihm einen Kerl von großer Taille zu überlassen.“ Der reiche Graf war sonst gegen seine Verwandten sehr frei-

gebig und jederzeit bereit, sie zu unterstützen,* (schenkte er doch z. B. einige Jahre früher einem seiner Neffen ein Capital von 40,000 Thlr.) allein diese Anforderung schien ihm doch alle Grenzen zu übersteigen, er antwortete daher, „er könne dazu nicht behülflich sein, indem dergleichen Leute hier selten zu haben, auch solche anzuwerben und außer Landes zu schicken, nicht gestattet sei."

Eine ähnliche ablehnende Antwort erhielt auch der General von Grumkow (1737 Feldmarschall), als er die Bitte an Flemming stellte, er möge ihm die Erlaubniß verschaffen, durch seinen in sächsischen Diensten stehenden Bruder 10—12 große Leute in Sachsen gegen gutes Handgeld anwerben zu lassen. Selbst eine Dame behelligte den Feldmarschall mit ähnlichen Anliegen. Wir finden eine lange Correspondenz desselben aus den Jahren 1725 u. f. mit der Fürstin Marie von Radziwil (vermählt mit dem F. Georg Joseph), geb. F. von Anhalt, die den Grafen Flemming dringend anging, er möchte ihr einen Mann von „5 Fuß 11 Zoll 2 Strichen" verschaffen, den sie ihrem Bruder, dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau schenken wollte, um gegen ihn die Freiheit eines Andern, der, wie sie behauptete, ein besseres Schicksal verdiente, einzutauschen. Sie mußte aber mehrere Jahre warten, ehe der Feldmarschall ihren Wunsch erfüllte; er entschuldigte sich damit, daß er „dans toutes les troupes de Saxe, tant infanterie que cavalerie," kein geeignetes Individuum auftreiben könne: aus Polen wolle aber Niemand nach Deutschland, weil man beim Außenbleiben der Nach-

* Er war aber auch sonst bereit, die Ehre der Familie (in seiner Weise) aufrecht zu erhalten: als einer seiner Neffen liederliche Streiche gemacht, schrieb er dessen Vater (1723), er werde ihm den jungen Menschen zuschicken, indem er beifügte: „ou bien si vous trouvez à propos, qu'il soit mis à Sonnenstein, comme vous en aviez ci-devant le dessein, je l'y ferai mettre et l'on repandra le bruit, qu'il est mort. Vous pouvez choisir des deux parties, celui que Vous souhaitez."

richten von den dahin übergegangenen Polen dort glaube, „que le diable protestant les a emportés."

Gelang es übrigens nicht, auf gütliche Weise den ganzen Bestand sächsischer Riesen nach Potsdam überzusiedeln, so scheute man auch, den Einzelnen zu erlangen, die Verletzung der sächsischen Grenze nicht, und wir finden ganze Stöße Acten, preußische Werbeercesse betreffend. Ein Befehl vom 5. December 1718 warnte die sächsischen Unterthanen vor dem Ueberschreiten der preußischen Grenze und dem Besuchen der dortigen Schänken, Rescripte vom 28. März 1721 und 25. Mai 1724 ordneten die Bewaffnung der sächsischen Unterthanen an der preußischen Grenze an und die Vertheilung von Munition und Gewehren, welche in den Forst- und Amthäusern niedergelegt werden sollten, um nöthigen Falls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Wegen Festnehmung preußischer Werber entstanden wiederholt die ernstesten Streitigkeiten. Als im Jahre 1727 ein preußischer Unteroffizier, Zahn, in Sachsen arretirt und zum Strange verurtheilt worden war, ließ der König von Preußen sogar den sächsischen Gesandten zu Berlin, von Suhm, durch den Minister von Katsch bedrohen, „er werde für seine Person unglücklich sein," was man denn in Dresden, als Repressalie, dem preußischen Gesandten ebenfalls andeuten ließ: Suhm entfloh mit seiner Familie nach Lübben und die Differenz ward später durch die Erklärung, Suhm habe die Worte des Ministers von Katsch mißverstanden und die Zusage des Königs von Preußen beigelegt,* daß er „seine Leute ihrer Insolenz halber dergestalt ansehn und abstrafen werde, daß gewiß Andere sich daran zu spiegeln und vor dergleichen sich ins künftige um so vielmehr zu hüten Ursache haben würden." Als hierauf König Friedrich August in einem Schreiben vom 29. December 1727 er-

* Ueber den Vorgang mit Suhm s. u. a. Gallus, Geschichte der Mark Brandenburg. Bd. 5, S. 141. Carlyle, History of Friedrich II. of Prussia t. III. p. 91 u. f. Leipzig 1858.

klärte, er bestehe nicht auf Bestrafung der Schuldigen, weil er „Jemandem Verdruß zu verursachen von Natur nicht geneigt, am allerwenigsten aber Sr. M. Leute dermalen in Unglück zu stürzen gemeint," sendete der König von Preußen den Generalmajor Gr. v. Lottum eigends nach Dresden, um seinen Dank für diese Großmuth auszusprechen. Im Jahre 1739 erneuerten sich aber die Streitigkeiten. Ein preußischer Hauptmann vom Regiment Prinz Eugen von Anhalt, war nach Warschau gekommen, unter dem Vorgeben, er habe die preußischen Dienste verlassen: er warb heimlich mehrere Garde du corps und einen Holzträger aus dem Schlosse zu Warschau an und entfernte sich mit ihnen: allein man setzte ihm nach und nahm ihn fest: vergeblich bot er den Gardes du corps, die ihn arretirten, 500 Ducaten, wenn sie ihn entließen, er ward nach Warschau zurückgebracht und erst nach langer Haft und vielen Verhandlungen entlassen.

In England, welches eine Anzahl der stattlichsten Männer, aber um hohen Preis* lieferte, hatte der preußische Gesandte, von Bork, selbst den Vermittler bei mehreren Anwerbungen gemacht und dadurch große Mißstimmung beim Volke erregt. Als der Gesandte auf Urlaub nach Berlin ging, ließ das englische Cabinet den Wunsch andeuten, daß er auf seinen Posten nicht zurückkehren möge, da zu besorgen stehe, der Pöbel werde ihn insultiren. Der König von Preußen, der in einem ähnlichen Falle England bereits einmal nachgegeben hatte,** nahm diese Eröffnung aber sehr übel auf, erklärte, er werde Bork nicht abberufen und „wenn ihm in London etwas zustoße, werde er sich an den englischen Gesandtschaftssecretair in Berlin (Guydicke) halten."

Wiederholt wurden dem Könige die dringendsten Vorstellungen gemacht, er möge dem Treiben der Werber Einhalt

* Ein Irländer, Kirkland, der aus London entführt ward, kostete 8862 Thlr. S. Fr. Förster, Friedrich Wilhelm I. K. v. Preußen, Th. II. S. 297.

** s. Aus vier Jahrhunderten Th. II. S. 162.

thun; so schreibt Graf von Wackerbarth an den Minister Grafen von Brühl am 11. August 1732: Je sais, que l'Empereur, aussi bien que le Prince Eugène, doivent avoir fait de serieuses representations à S. M. Prussienne au sujet de sa passion pour les grands hommes et des moyens, qu'Elle embrasse et des depenses, qu'Elle fait pour en avoir, de manière, qu'on se flatte, que cela aura fait de l'impression sur son esprit." Diese Hoffnung bestätigte sich aber nicht, obwohl die ernstesten Conflicte mit den Nachbarstaaten drohten. Der Churfürst von Cöln, aus dessen Staat mehrere Männer gewaltsam entführt worden waren, ließ eine gleiche Anzahl preußischer Unterthanen mit bewaffneter Macht wegnehmen, „bis er seine Leute wiederhabe." Derselbe Churfürst verhandelte (1732) mit dem Churfürsten von der Pfalz, mit Hannover, Hessen-Cassel und mehreren andern Regierungen über ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Uebergriffe preußischer Werber. Auch der Kaiser, der dem König gestattet hatte, in den östreichischen Staaten „lange Leute" anzuwerben, sah sich in Folge des Mißbrauchs, der mit dieser Erlaubniß getrieben ward,* veranlaßt, sie zu Ende des Jahres 1737 zurückzunehmen. Der König von Preußen war darüber außer sich. Ohne seine Minister davon in Kenntniß zu setzen, erließ er einen Befehl, durch welchen er verbot, einem kaiserlichen Soldaten oder Recruten, der sich ohne preußischen Paß in den preußischen

* Es wurden u. a. im J. 1722 in Ungarn einige preußische Werbeoffiziere festgenommen, für welche sich der König von Preußen „en désavouant pourtant leur conduite et déclarant, qu'ils avoient outrepassé ses ordres," vergeblich beim Prinzen Eugen verwendet. Sie wurden in sehr hartem Gefängniß gehalten und die Prinzessin Henriette von Anhalt-Dessau (Tochter des Fürsten Johann Georg II.), die sich für einen derselben interessirte, nahm deshalb die Verwendung des Generalfeldmarschalls Gr. von Flemming in Anspruch: v. Masco, so wird er in den Briefen genannt, ward zwar mit der ihm drohenden Todesstrafe verschont, jedoch erst nach länger als Jahresfrist der Haft entlassen.

Staaten betreten lasse, Quartier oder Lebensmittel irgend einer Art, er möge dafür bieten, was er wolle, zu gewähren. Er sendete zugleich den Minister von Marschall, der die Recrutencasse* zu verwalten und daher den Spottnamen Sanctus Recrutius erhalten hatte, zu dem östreichischen Gesandten in Berlin, um ihn von der getroffenen Anordnung zu benachrichtigen. Es erfolgte hierauf von Seiten der kaiserlichen Regierung eine sehr ernste Erwiederung, in der ganz nackt die Frage gestellt ward, ob der König jenen Befehl zurücknehmen wolle oder nicht? Alle preußischen Minister waren darüber einverstanden, daß dies zu geschehn habe und der König mußte wohl oder übel (im März 1738) seine Einwilligung geben: als Entschuldigung ward auf seine Veranlassung angeführt, es habe bei der Expedirung des Befehls ein Mißverständniß obgewaltet, indem die Absicht des Königs nicht richtig aufgefaßt worden sei.

In den Niederlanden hatten wiederholte Excesse preußischer Werber ebenfalls große Erbitterung hervorgerufen. Der sächsische Generalfeldmarschall Graf von Flemming wäre ihr beinahe ein unschuldiges Opfer geworden. Als er im Jahre 1724 mit einem zahlreichen Gefolge nach Holland reiste, hielt man ihn in einem Städtchen für den incognito reisenden König von Preußen. Der Pöbel lief vor dem Gasthause, in dem er abgestiegen war, zusammen; wenn der Graf sich am

* Einen Zuschuß eigenthümlicher Art wies ein Mandat d. d. Berlin, den 31. Juli 1722 dieser Casse zu: dasselbe besagte, der König habe auf der preußischen Reise wahrgenommen, „daß die Bauersleute mit hölzernen Schuhen gehen, so aber ein Ruin vor die Unterthanen ist, wie auch zum Nachtheil der Accise gereichet.“ Das Mandat verbot daher den Gebrauch der Holzschuhe und bestimmte, „die Kammerpräsidenten sollten wegen der Amtsunterthanen responsable sein, und Falls der Fiscus anzeigen würde, daß dieser ordre nicht nachgelebt worden, sollte der Kammerpräsident 200 Ducaten Strafe zur Recrutencasse geben,“ vorbehältlich des Regresses an die Unterbeamten, welche die Controle vernachläßigt: „wegen der adligen, Stadt- und Kirchdörfer,“ ward „den Eigenthümern“ dieselbe Strafe angedroht.

Fenster zeigte, rief man höhnend „Rechts um, links um, 125 Prügel.“ Man bot Einem aus dem Gefolge große Recruten an, um ihn in eine Falle zu locken und dann Gelegenheit zu Mißhandlungen zu finden. Erst als das Mißverständniß gelöst war, beruhigte sich das Volk.

Da die dringendsten Beschwerden ohne Erfolg blieben, wurden im J. 1733 in Mastricht ein preußischer Werbeoffizier und ein Unteroffizier erschossen und ein Werber gehängt. Als Repressalie ließ König Friedrich Wilhelm I. mehrere niederländische Offiziere, die sich zufällig in seinen Staaten befanden, arretiren und in Wesel festsetzen, verlangte auch von den holländischen Commissionairen in Königsberg 250,000 Thlr., unter der Drohung, man werde sonst auf die den Holländern gehörigen Waarenvorräthe Beschlag legen. Die Differenz ward zwar damals ausgeglichen, allein die Werbeexcesse hörten nicht auf und es ward daher im November 1739 ein auf frischer That ergriffener preußischer Offizier in Lüttich, in voller Uniform, mit dem Orden pour le mérite um den Hals, gehängt! Solche Beispiele verursachten natürlich unter den Werbern, die sich im Auslande aufhielten, einen großen Schrecken, und viele beeilten sich, ein Gewerbe aufzugeben, bei dem des Diensteifers solcher Lohn harrte. Hierdurch geriethen aber die Inhaber der Compagnien in große Verlegenheit, denn der König verlangte, daß ein Jeder „lange Kerls,“ und womöglich aus dem Auslande, auf dem rechten Flügel habe: vermißte er bei den Paraden solche Zierden, so war mehrmals Cassation und Spandau die Strafe: im November 1739 schickte der König, nach Manteuffels Angabe, einen Major sofort auf 6 Jahre nach Spandau, weil er keine fremden Recruten hatte. Auch der Generalmajor von Forçade flehte einmal den Generalfeldmarschall Gr. von Flemming an, er möge ihm mit einigen langen Recruten aushelfen, „puisque de Roi,“ wie er schrieb, „a protesté que celui, qui n'auroit pas de bonnes recrues, serait cassé comme un verre.“ Daß diese Drohung im Ernst gemeint

war, belegt uns ein Brief des sächsischen Legationssecretairs Rothe, d. d. Berlin, den 16. Juni 1739, worin er meldet: „Sa M. a cassé devant le front de leurs compagnies deux Majors, l'un nommé Katt du regiment de Glasenapp et l'autre de celui du Prince Charles. On n'en sait alléguer d'autres raisons, que celles, savoir qu'ils n'ont pas eu assez de recrues et de grande taille. Mr. de Katt a deboursé du sien les années passés plus de 10,000 écus pour avoir de bonnes recrues." Um solchem Schicksal zu entgehn, mußten denn die Offiziere unausgesetzt große Geldopfer bringen, da ihnen ein einzelner Mann bisweilen mehrere 1000 Thaler kostete. Graf v. Manteuffel erzählt u. a., ein östreichischer Edelmann habe seinen 17jährigen Sohn, von sehr langer Statur, einem Rittmeister zu Magdeburg im December 1739 für 4000 Thlr. und eine monatliche Pension von 10 Thlrn. förmlich verkauft.* Dies waren denn kostbare Paradestücke, deren Verlust durch Tod oder Desertion schwer zu ersetzen war.

Einst, im Mai des Jahres 1739 hatte der Flügelmann eines Regiments in Berlin im Wirthshause des Guten zu viel gethan: auf dem Rückwege stürzte er von einer Brücke, der das Geländer fehlte, in die Spree und ertrank: er war ein Ausländer, der dem Hauptmann seiner Compagnie 1500 Thlr. gekostet hatte. Der Letztere wendete sich an den

* Nach den hier erzählten Vorgängen kann es uns nicht wundern, wenn wir zu jener Zeit auch ein Beispiel des eigentlichen Sclavenhandels finden. Im Jahre 1725 verkaufte der Frhr. von Imhof an den General-Feldmarschall Gr. v. Flemming einen in Amsterdam geschenkt erhaltenen, neunjährigen Mohrenknaben für 40 Pistolen: er rühmt an der Waare, daß sie noch nicht getauft sei, was dem Käufer Gelegenheit geben werde „pour une bonne fête." Von einem Handelsgeschäft etwas ähnlicher Art lesen wir ein Paar Jahrhunderte früher: Georg Schumann, der Churfürst Augusts Gemahlin, Anna, „seinen Sohn, welcher ein Zwerglein, gegeben," erhielt dafür laut Rescript vom 13. Juli 1557: „die auf der Schäferei Wendisch-Borschütz erzielte Wolle, um den Preis, den jeder Andere gibt, gegen Bürgschaft jedesmal auf ein Jahr gestundet."

König, stellte ihm vor, daß der Unglücksfall durch die Nachlässigkeit des die Aufsicht über die Brücke führenden Beamten herbeigeführt worden, da er die nöthigen Sicherheitsmaßregeln unterlassen habe, und beantragte, daß der Schuldige zur Ersetzung der 1500 Thlr. angehalten werde. Der König genehmigte dies, erließ deshalb einen Befehl und ordnete zugleich an, daß dem Beamten bis zur Bewerkstelligung der Zahlung ein Unteroffizier mit 6 Mann als Execution ins Haus gelegt werde.

Hauptsächlichen Werth aber legte der König, wie erwähnt, darauf, Ausländer als Recruten für sein Heer zu gewinnen. Als einst im December 1739 in der Tabagie das Gespräch auf die preußische Armee kam und ein General dabei äußerte, sie sei so trefflich, als es überhaupt zu erreichen möglich sei, und man werde künftig die fremden Werbungen entbehren können, stand der König auf und sagte höchst erzürnt: „die Werbungen und Revues sollen bleiben, so lange ich lebe, ich hoffe nicht, daß Ihr Aufwiegler werden wollt! Adieu Messieurs.“ Sprach's und verschwand im Nebenzimmer.

Auch der Kronprinz mußte sich daher, den Wünschen seines Vaters zu genügen, bemühen, Ausländer als Recruten zu erlangen, er verschmähte aber dabei, eine seltne Ausnahme, alle gewaltsamen und unerlaubten Mittel. Im Jahre 1735 hatte ihm der Rath zu Danzig „deux colosses,“ versprochen, allein sie erschienen nicht und als ein Offizier aus der Umgebung des Prinzen der Sache ohne Wissen des Letztern Anregung that, erfolgte die Antwort aus Danzig, man sehe sich, zum großen Bedauern des Rathes, zur Zeit außer Stand, die Zusage zu erfüllen, weil die Leute in den preußischen Dienst zu treten sich weigerten. Gleichzeitig ward der Graf Manteuffel von Danzig aus ersucht, jene Entschuldigung zu unterstützen, als der Graf aber deshalb mit dem Kronprinzen sprach, zeigte dieser sich sehr erzürnt über den unberufenen Eifer des Offiziers, der ohne seinen Befehl gehandelt und fügte, wie Manteuffel schreibt, hinzu: „je serois

bien aise, d'avoir ces deux hommes, s'ils vouloient servir de bon grè le Roi, mais je ne veux nullement, que le magistrat les y force ou fasse des frais, pour me les faire avoir. J'aime mieux y renoncer."

Einmal erhielt der Kronprinz aber einen ganz unverhofften Zuschuß zu dem Aufwand, den ihm seine Recruten verursachten.

Der sächsische Legationssecretair Rothe erzählt hierüber in einem Schreiben an den Minister Grafen von Brühl, d. d. Berlin, den 29. Mai 1739, wie er versichert, nach einer ganz zuverlässigen Quelle Folgendes: „Als in voriger Woche S. K. Maj. nebst Dero sämmtlicher königlichen Familie, wie auch die andern Prinzen vom Hause, ingleichen die auswärtigen, nebst den chefs der Regimenter, des Mittags an der königlichen Tafel sitzen, fängt der General von Schwerin an und sagt, wie ein jeder getreue Unterthan ohne Freude nicht sein könne, wenn er die königliche Familie wie jetzo beisammen sehe. Hierauf hat der König sich sogleich an den Kronprinzen gewendet und zu ihm gesagt: Fritze, ich liebe Dich von Herzen, nunmehro habe ich Dich erst recht kennen lernen, es steckt ein Friedrich Wilhelm in Dir, ich will Dir geben was Du haben willst. Der Kronprinz ist auf diese gnädige Anrede aufgestanden, um Ihro Majestät den Rock zu küssen, Sie haben es aber nicht zugeben wollen, sondern haben Sich auch von Dero Stuhl erhoben, den Kronprinzen umarmt und geküßt, dabei sagend: Fritze, nunmehr ist alles Vorhergehende vergessen und vergeben, Du bist mein lieber Sohn und sage mir, was Dir fehlt, Du sollst es haben. Hierauf hat der Kronprinz geantwortet, wie er ihm Ihro Majestät beständige Liebe und Gnade wolle ausgebeten haben und ist nach seinem Stuhl zurückgekehrt. Als sich beiderseits kaum wieder niedergesetzt, hat der General von Schwerin wieder zu reden angefangen und gesagt, Ihro Majestät, die jährlichen Recruten erfordern viel Geld. Nun Fritze, hat der König gesprochen, so schenke ich Dir zum Ersten, 100,000 Thaler, wenn Dir

mehr fehlt, so sage es mir. Auf diese gnädige Erklärung ist der Kronprinz wiederum aufgestanden, um den Rock zu küssen und sich zu bedanken, Se. K. Maj. aber haben ihn wie Anfangs, mit gleicher Zärtlichkeit umarmt und ist hiernächst von andern Sachen gesprochen worden."

Einen eigenthümlichen Handel, bei welchem der König ein Pferd gegen Recruten vertauschte, meldet uns ein Brief des churſächsischen Generals Grafen von Wackerbarth. König Friedrich I. hatte einen spanischen Hengst kommen lassen, den er in Spanien mit 1500 Thlrn. bezahlt hatte, das Roß gelangte aber erst nach dem Tode des Königs nach Berlin. Dem Grafen von Wackerbarth gefiel der herrliche Grauschimmel außerordentlich und König Friedrich Wilhelm I., dem dies nicht entging, erklärte sich bereit, es ihm für 24 Grenadiere zu überlassen. Wackerbarth bot 12 Grenadiere. Nachdem der Handel schon einige Zeit gedauert, ohne daß einer der Betheiligten sich dem Vorschlage des Andern genähert, brachte der König einst im September 1715 nach der Tafel, bei welcher sehr stark getrunken worden war, die Sache in Gegenwart des Herzogs von Würtemberg, des Fürsten von Anhalt und anderer Generale zur Sprache, indem er sagte, „seht Wackerbarth, um Euch gefällig zu sein, will ich 4 Kerls nachlassen, aber billiger bekommt Ihr das Pferd nicht." Wackerbarth erwiederte, Se. Majestät hätten ihm bereits Zeit zum Nachdenken gegeben, es sei ihm aber ein Gewissensscrupel beigegangen gegen einen Tausch, weil seine Grenadiere getauft sein, der Hengst aber nicht, indessen wolle er ihm das Pferd geben, so wolle er ihm 12, für das dritte Glied geeignete, Grenadiere schenken. Der Fürst von Anhalt fiel hier ein, indem er, wie Graf Wackerbarth schreibt, „avec le son de voix agréable, qui vous est connu et avec ses manières de courtisan fort poli," ausrief: „Was zum Teufel Ihro Majestät, was wollen Sie dat thun, den Spanier vor 20 Grenadierer? Ich gebe Ihnen 30 und alle von der Größe des N." Der König sah Wackerbarth

an und ſprach, „beſinne er ſich, Wackerbarth, wenn er ſich nicht entſchließt, nehme ich des Fürſten Vorſchlag an.“ Die höfliche Erwiederung des Grafen war, er würde es ſich nicht verzeihen, wolle er eine ſo ſchöne Gelegenheit vorübergehn laſſen, Se. Majeſtät und den Fürſten gleichzeitig zu verpflichten. Der Fürſt, von dem Wackerbarth vermuthete, er möge wohl mit dem König einverſtanden geweſen ſein, ihn, Wackerbarth, zum Handel zu beſtimmen, fing ſich in ſeiner eignen Schlinge, der König nahm das Gebot an und der Fürſt erhielt den Hengſt gegen Lieferung von 30 Grenadieren der bezeichneten Größe. Als hierauf der Herzog von Würtemberg dem Fürſten von Anhalt 1000 fl. für das Roß bot, theilte Wackerbarth dem Letztern mit, er wünſche den Hengſt für den König Friedrich Auguſt zu erwerben und bitte, dieſem den Vorzug einzuräumen. Der Fürſt ging darauf ein und für 300 Ducaten gelangte das Pferd an den Grafen. Ganz ohne Gewinn wollte dieſer nun ſeinem König es nicht überlaſſen und ſo verlangte er denn in ſeinem Briefe an den Grafen von Flemming, der das Geſchäft vermitteln ſollte, „300 ducats neufs avec l'empreinte du Roi et 4 tonneaux de vin de Tokay vieux, mais point de Hufnagel:* Vous connaissez déjà mon goût: il faut qu'il soit doux, huileux et piquant, je le répéte encore, que je ne veux point de Hufnagel. J'ai besoin de l'argent et du vin, mais surtout du dernier et vous ne sauriez croire, combien le monde dans cette armée, sans excepter même le Roi, s'y sont affectionnés et combien peu ils se font de la peine d'en boire copieusement.“

Wie der König jede Gelegenheit auszubeuten verſtand, um ſeine Sammlung von Rieſen zu vermehren, belegen auch

* So nannte man „des vins secs et violents“ wie Graf Hoym in einem Briefe v. 16. Decbr. 1726 bemerkt, mit dem Hinzufügen, „selon moi, ce n'est qu'un vin gaté, aigri et corrompu.“ (Alſo ein Weinchen, das durch einen Zuſatz etwa von Bitterwaſſer nur gewinnen konnte.)

Vorgänge aus dem J. 1735. Als der letzte Kampf Stanislaus Leszczynski's um die polnische Krone mit dessen Flucht geendet, folgten ihm viele seiner polnischen Anhänger nach Königsberg: sie erkannten, daß es kein geeigneteres Mittel geben könne, sich den Schutz König Friedrich Wilhelm I. zu sichern, als das Versprechen, ihm lange Recruten zu verschaffen. Eine Mehrzahl jener Polen stellte daher Reverse aus, in denen sie sich verpflichteten, dem König ein Jeder eine gewisse Anzahl großer Leute zu liefern.* Auch der Bischof von Wilna hatte eine solche Zusicherung unter der Zusage, daß er vor ihrer Erfüllung die preußischen Staaten nicht verlassen wolle, schriftlich ertheilt. Er vermochte aber seiner Verbindlichkeit nicht nachzukommen und als er nach dem Wiener Frieden, vom 3. October 1735, nach Polen zurückzukehren wünschte, versuchte er die Flucht. Er ward aber in Tilsit angehalten. Graf von Manteuffel, der angegangen ward, sich für seine Befreiung zu verwenden, lehnte dies in einem Briefe vom 10. December 1735 mit den Worten ab: „je m'emploierois volontiers pour son elargissement, s'il étoit accusé, d'avoir voulu p. e. détrôner le Roi de Prusse ou attenter à sa vie, mais que de parler pour quelqu'un, qui a promis de grands hommes, ce seroit m'exposer à tout ce qui pouroit m'arriver de facheux, sans la moindre espérance de réussir.“ Der Bischof und seine Schicksalsgenossen wendeten sich schließlich an den König von Frankreich, der denn auch in einer „lettre forte et sèche, bien sérieusement“ den König von Preußen bat, „de les laisser aller, sans en rien exiger.“ Dem französischen Gesandten, Marquis de la Chetardie, ging der Befehl zu, diesen Brief dem König zu eignen Händen zu übergeben,

* Stanislaus selbst ließ, während er in Danzig war, „durch Stadtsoldaten zwei ungemein große Kerls enleviren,“ die er dem König schenkte. Auch der Graf v. Poniatowski hatte dem König zwei Riesen versprochen; vergeblich bot er, da er sie nicht zu schaffen vermochte, 4000 Thlr. Entschädigung dafür, die der König nicht annehmen wollte.

er zog es aber vor, sich der unangenehmen Audienz zu entziehn und den Brief dem König nach Potsdam zu übersenden „et de l'accompagner," wie der Graf von Manteuffel in einem Briefe vom 7. Februar 1736 meldet, „de quelques lignes sucrées de sa façon." Der König fühlte sich aber trotzdem „piqué au vif" und schickte die Epistel den Ministern nach Berlin zurück, jedoch ohne Befehl, ob und was sie antworten sollten.

Wenn übrigens, wie wir gesehn haben, Friedrich Wilhelm I. bei der Anwerbung von Ausländern sich wohl entschließen mußte, seine sonstige Sparsamkeit zu überwinden, so wußte er dagegen seine Unterthanen mit weniger Unkosten zu enrolliren und dabei in eigner Person mitzuwirken. Traf er auf seinen Spaziergängen einen Bauer oder Bürger „de bonne mine," so versuchte er ihn anzuwerben und wenn er dazu keine Geneigtheit fand, „S. M. les attache à un grand fouet, qu'Elle porte ordinairement et les traine ainsi jusqu'au corps de garde." Vor solchem Zwang schützte auch der höhere Stand nicht. Ein reicher Edelmann in der Uckermark, von Arnheim, hatte, wie Graf von Manteuffel erzählt, einen einzigen Sohn, der schon in seinem 16. Jahre sich durch Schönheit und Größe auszeichnete. Dem Markgrafen von Schwed (aus der Brandenburger Nebenlinie in der Mark), den Graf v. Manteuffel als „naturellement fort brutal et le fléau des gentilshommes, dont les terres confinent avec les siennes" bezeichnet, war dies nicht entgangen und er bat den König, er möge den Jüngling veranlassen, in sein Regiment als Fahnjunker zu treten. Der König befahl dies auch dem Vater desselben mit den Worten an, er habe seinen Sohn „dem Markgrafen geschenkt." So loyal Herr von Arnheim auch gesinnt war, diese Disposition über seinen Sohn zu Gunsten des unbeliebten Markgrafen, schien ihm doch die Grenzen der königlichen Macht zu überschreiten: er eilte daher im Juni 1738 nach Berlin, um die Zurücknahme des Geschenks zu bewirken;

Graf v. Manteuffel bezweifelte aber, daß ihm dies gelingen werde, wenn er nicht eine sehr große Summe zum Opfer bringe.

Den Werbern genügte aber die erwachsene Generation nicht, sie anticipirten auch die heranwachsende. Die Offiziere machten auf alle Knaben, welche einige Aussicht auf künftige Körpergröße gewährten, Jagd, schickten Unteroffiziere in die Häuser, ließen die Namen solcher Knaben aufzeichnen, ihnen einen Paß ausstellen und eine rothe Halsbinde anlegen; damit waren sie zum Militair engagirt und zum „Anwachs," wie man es nannte, gehörig. Mochten nun die rothen Halsbinden auch von einem oder dem andern Knaben wohlgefällig betrachtet werden, so fanden doch dieselben bei den Eltern um so weniger Beifall, als für die Befreiung von dem „enrôlement," wenn die Eltern sie beantragten, eine deren Vermögen entsprechende „Ranzion," verlangt ward: so beanspruchte man, wie der sächsische Resident von Suhm (6. November 1725) meldet, von einem königlichen Rath nicht weniger als 4000 Thlr. für die Entlassung seines Sohnes. Excesse und Collisionen verschiedener Art waren die Folge. Ein Schuster, dessen Sohn stolz auf den neuen Schmuck, mit dem ihn ein Hauptmann hatte ausstatten lassen, zu Hause anlangte, jagte ihn mit Ruthenhieben zu dem Hauptmann zurück, mit der Erklärung, dieser möge ihn nun auch ernähren, er brauche keinen Soldaten zu füttern: der Hauptmann sah sich denn darauf veranlaßt, die rothe Binde zurückzunehmen. In Magdeburg hatte ein durch dieselbe Weise engagirter Schüler vom Rector eine verdiente Züchtigung erhalten: in seiner militairischen Ehre gekränkt, beschwerte er sich bei dem Capitain des Regiments, zu dem er gehörte: der Rector ward vorgeladen, zog aber selbst einen Paß aus der Tasche, der ihn als Soldat legitimirte, und erbot sich zur Satisfaction. Tragischer als der Schuster, dessen wir gedachten, faßte ein Bauer die Sache auf, er spaltete dem Unteroffizier, der seinem Sohn die rothe Binde umlegen wollte, mit einem Beile den

Kopf und entfloh dann. Die Sache, der man keine Oeffentlichkeit geben wollte, ward unterdrückt, es erging aber im October 1726 der Befehl, die Soldaten sollten sich des Eindringens in die Häuser enthalten und sich auf die Knaben beschränken, welche sie auf den Straßen fänden, „qu'on les prenne dans les rues" wie der sächsische Gesandte von Suhm schreibt.

Die Leidenschaft des Königs für „große Kerls," ward übrigens nicht nur von Offizieren benutzt, welche sich durch Anwerbung solcher, bei dem König in Gunst zu setzen wußten, sondern auch Andere beuteten sie aus, da es bekannt war, daß, wer Friedrich Wilhelm I. einige Riesen liefere, der Genehmigung seiner, wenn auch noch so ungereimten Wünsche in der Regel versichert sein könne. Wie weit dies ging, belegen wir durch einen auf der Mittheilung des Grafen von Manteuffel beruhenden Fall. Ein reicher, in Amsterdam wohnhafter Mann, hatte Verwandte in Preußen, mit denen er aber in Zwiespalt gerieth: Folge davon war, daß er ihnen erklärte, er werde ihnen seinen Nachlaß entziehn. Die Bedrohten wendeten sich an den König und versprachen ihm eine Anzahl „großer Kerls für die Potsdamer Garde," wenn er den reichen Vetter auf Lebenszeit nach Spandau setzen lasse. Der Vorschlag fand Genehmigung, man beredete den Amsterdamer Vetter zu einer Reise nach Cleve: dort ward er festgenommen und im September 1739 saß er bereits seit einigen Wochen in Spandau, von wo wohl der Tod des Königs ihn befreit haben wird: den preußischen Vettern wird er aber schwerlich seine Erbschaft hinterlassen haben!

Auch der König von Dänemark konnte die Auslieferung eines flüchtigen Verbrechers, Prätorius, der den Grafen Christian Detlev von Rantzau* ermordet hatte, nach langen

* Der kaiserliche Geheime Rath, Graf Christian Detlev von Rantzau, war mit seinem jüngern Bruder, Wilhelm Adolf, über die Familiengüter in Streit gerathen: andere Differenzen mit dem König von Preußen

Verhandlungen im J. 1724 nur dadurch erlangen, daß er den Mörder gegen ein Dutzend langer Recruten eintauschte.*

Daß übrigens Soldaten, die wider ihren Willen, gewaltsam oder durch List, dem Militair eingereiht worden, keine Anhänglichkeit an ihre Fahne zeigten, daß vielfach Desertionen versucht wurden, kann uns nicht Wunder nehmen. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln, gelangen doch bisweilen Entweichungen. Ein Soldat hatte einen Hund, dem er die Schnauze so lange bearbeitete, bis er Töne hervorzubringen lernte, die Worten ähnelten: mit diesem sprechenden Hundevirtuosen durchzog er Potsdam und die nächste Umgebung, er erweiterte aber allmälig den Kreis und eines Tags (1720) war er und der Hund spurlos verschwunden: der Mann

---

führten ihn 1715 nach Spandau: Wilhelm Adolf bot 30,000 Thaler, wenn man seinen Bruder in ewigem Gefängniß halte (so versichert wenigstens ein Brief aus Berlin), während der Gefangene sich zur Zahlung einer Ranzionssumme von 15,000 Thlrn. erbot. Sie herbeizuschaffen, hatte aber seine Schwierigkeiten und vergeblich wendete sich Graf Christian Detlev mit Darlehnsgesuchen sowohl an den Feldmarschall Grafen von Flemming, als an die bekannte, ihm verwandte Gräfin v. Cossel. Nachdem er 1718 von Spandau auf die Hauptwache nach Berlin gebracht worden, erlangte er 1720 durch Vermittelung des Kaisers seine Befreiung wieder und sein Bruder mußte die an sich genommenen Güter ihm wieder abtreten. Der erwähnte Prätorius erschoß ihn bald darauf, wie gedruckte Quellen besagen, auf Anstiften des Grafen Wilhelm Adolf, der sein Verbrechen mit lebenslänglichem Gefängniß auf dem Schlosse Aggerhaus büßte: die Grafschaft Rantzau zog Dänemark ein. Bei der Verweigerung der Auslieferung des Prätorius bezog man sich in Berlin, dem dänischen Gesandten, General Löwenöhrn gegenüber u. a. darauf, daß man dänischer Seits ein Versprechen des frühern Gesandten General Meyer unerfüllt gelassen, der sechs große Recruten dem König zugesagt: „pour l'engager, d'envoyer le célèbre Dr. Stahl au Roi de Danemark.“ Also auch ärztliche Hülfe mußte mit Recruten bezahlt werden!

* Ein Cabinetsschreiben des Königs vom 23. Novbr. 1734 über einen Versuch, „in dem Dänischen verschiedene ansehnliche Leute in Kriegsdienste zu engagiren,“ jedoch „mit Vorbewußt und Consens des dortigen Hofes,“ theilt mit, Graf v. Wartensleben: Nachrichten von dem Geschlechte des Gr. v. Wartensleben Bd. II. S. 111 ed. 2. Berlin 1858.

hatte einen Gönner gefunden, der ihm seine blaue Uniform gegen eine rothe dänische umgetauscht, in welcher Maske er über die Grenze entkam. Einen andern Vorgang erzählt uns ein Brief vom 4. April 1738. Einer der Schönsten aus dem ersten Gliede der Potsdamer Garde, ein Böhme von Geburt, hatte das Herz einer wohlhabenden Wittwe in Potsdam erobert: die Erlaubniß, sie zu heirathen, ward ihm verweigert: das Paar beschloß daher zu entfliehen: alle Anstalten wurden mit Umsicht getroffen: am 2. April 1738 vor Tagesanbruch, führte ein mit raschen Pferden bespannter Wagen den Grenadier und die Wittwe davon: unterlegte Pferde standen bis zur sächsischen Grenze bereit. Erst Abends 8 Uhr ward der Deserteur vermißt: der König befand sich in der Tabagie: ein Unteroffizier erschien, um ihm ins Geheim die Meldung zu machen: der Augenzeuge, welcher dem Grafen von Manteuffel die Sache erzählte, versicherte „qu'il ne vit jamais une frayeur plus marquée que celle, que cet avis causa à Sa Majesté.“ Der König erblaßte, stieß einen tiefen Seufzer aus, die Pfeife entfiel ihm. Ohne ein Wort zu sagen, stand er auf und verschwand im Nebenzimmer: einige Augenblicke darauf ließ er einen Offizier rufen, ertheilte ihm geheime Befehle: den ganzen Abend blieb der König in tiefes Schweigen versunken. Die in der Tabagie Versammelten zerbrachen sich den Kopf darüber, welches schwere Unheil den König und die Monarchie wohl betroffen haben könne. Zwei Detachements Husaren wurden dem Flüchtigen nachgesendet, eines auf der Straße nach Sachsen, das andere auf der nach Mecklenburg: man stellte die genauesten Untersuchungen an, um wenigstens zu ermitteln, wie und durch wessen Unterstützung das Paar entkommen: Alles war vergeblich. Obwohl die Frau ihre werthvollsten Sachen mitgenommen, konnte man nicht einmal in Erfahrung bringen, durch welches Thor sie geflohen. Die Husaren vermochten die Flüchtlinge bei dem Vorsprunge, den sie gewonnen, nicht zu erreichen; ein Kaufmann aus Belzig,

der am 3. April Mittags in Potsdam eintraf, erzählte, daß er der ihm wohlbekannten Frau und einem Begleiter in einem schnell dahinfahrenden Wagen 1½ Stunde von der sächsischen Grenze begegnet sei: sie hatten sie glücklich erreicht und in seinem Vaterland, wohin er eilte, war der Böhme gesichert.

Weniger glücklich waren drei Deserteurs, die in der Nacht des 8. März 1740 aus Magdeburg* entflohen, indem sie sich an einem Strick über den Wall herunterließen: ihre Flucht ward schon früh am Morgen bemerkt und die Lärmkanone forderte zu ihrer Verfolgung auf. Vier berittene Offiziere setzten ihnen nach: die Deserteure waren nach Barby geflohen und hatten sich von da in ein churſächsisches, ganz von

---

* Eine lächerliche Scene, die sich an demselben Orte zutrug, erzählt der Graf von Manteuffel in einem Briefe vom 19. April 1732. Er war bei einem Besuch Magdeburgs, zum Souper bei dem Commandanten, General von der Golz. Gegen 10 Uhr kam die Meldung, der Flügelmann einer Compagnie sei desertirt: „on eut dit," schreibt Manteuffel, „qu'une armée ennemie étoit aux portes de la ville, tant cette nouvelle mit le commandant et tous ses officiers en mouvement." In wenigen Minuten war die Garnison in Bewegung, die Lärmkanonen ertönten, zahlreiche Patrouillen wurden zu allen Thoren ausgesendet. Manteuffel unterhielt sich noch mit dem General über das Ereigniß, als die beruhigende Meldung einging, der Vermißte sei aufgefunden: er war nicht desertirt, sondern hatte, total betrunken, in einem entfernten Theile der Stadt in einem Winkel gelegen. Das unterbrochne Souper ward nun mit beruhigten Gemüthern fortgesetzt. Eine andere Desertion eigenthümlicher Art meldet derselbe Berichterstatter aus Berlin, den 27. Juli 1733. Athemlos kam an diesem Tage der Graf von Dönhof auf die Parade und ersuchte den Commandanten der Residenz, Generalleutnant von Glasenapp, sogleich alle Regimentscommandeure zusammenzurufen, in einer Angelegenheit, „qui importait extrêmement au service du Roi." Die Herren traten sofort zusammen, um zu ihrer Verwunderung die geheime Mittheilung zu erhalten, ihre Mitwirkung werde in Anspruch genommen, um den Hanswurst (acteur fameux et très ennuyant de la comoedie allemande, wie Manteuffel schreibt) wiedereinzufangen, der sich davon gemacht hatte: sofort wurden nach ihm Commandos auf allen Straßen ausgesendet: ob sie den dem Thespiskarren entsprungenen Jünger des Comus wieder eingehascht, ersehn wir nicht.

Anhalt-Zerbſtiſchen Gebiete umgebenes Dorf, begeben. Der Capitain von Aulock, deſſen Flügelmann unter den Deſerteuren ſich befand, ging in das Dorf und ſuchte die Flüchtlinge in Güte zu beſtimmen, mit ihm zurückzukehren: ſein Bemühen war vergeblich. Immittelſt waren die andern Offiziere aber zu dem Herzog von Anhalt-Zerbſt geeilt und hatten von ihm die Erlaubniß ausgewirkt, daß das Dorf von preußiſchen Grenadieren, die nachgefolgt waren, umgeben werde: mit Gewalt einzudringen, vermied man diesmal, das Commando erhielt aber den Befehl, die Belagerung fortzuſetzen und wenn ſächſiſches Militair die Deſerteure durchbringen wollte, ſie wegzunehmen. So werden ſie denn wohl wieder nach Magdeburg haben zurückwandern müſſen.

Eine perſönliche Genugthuung wußte ſich ein langer Engländer zu verſchaffen, der durch argliſtige Zuredungen eines preußiſchen Offiziers von hohem Range unter die Fahne gelockt worden war: der Flügelmann — denn bloß dazu war der Engländer beſtimmt worden, während man ihm viel beſſere Ausſichten eröffnet hatte — traf im Februar 1738 ſeinen Verführer, den er bis dahin nicht wiedergeſehn, im Schloßhofe zu Potsdam, als er gerade im Begriff war, zum König zu gehn: ohne Rückſicht auf die Subordination, ſtellte er den vornehmen Herrn zur Rede, und da dieſer ſich auf ſeine Beſchwerden nicht einlaſſen wollte, bearbeitete der Rieſe ſeinen Gegner, „un gentilhomme très fluet et malingre“ dermaßen, daß er 8 Tage das Bett hüten mußte. Der König trug Bedenken, der Sache durch Beſtrafung des Schuldigen eine größere Oeffentlichkeit zu geben und verbot von dem Vorfalle zu reden.

Von einem förmlichen Complott erzählt uns ein Brief des bereits erwähnten Suhm. An einem Septemberabend des Jahres 1724 ſaß der König, eine Pfeife rauchend, auf dem Schloßplatze zu Potsdam, als ein Tambour ſich ihm näherte und auf die Frage, was er wolle? erwiederte, er habe Sr. Majeſtät eine geheime Entdeckung zu machen. Nachdem

der König mit ihm einen abgelegenen Ort aufgesucht, theilte der Tambour mit, daß sich mehr als 20 Soldaten, meist Franzosen, verschworen, gemeinsam zu desertiren, sich bei etwaiger Verfolgung bis auf das Aeußerste zu vertheidigen und daß sie sich deshalb mit Schießbedarf zu versehn suchten. Die Beschuldigten wurden sofort arretirt und man fand eine bedeutende Menge Kugeln bei ihnen: Pulver hatten sie noch nicht erlangen können. Als der König einen der Anstifter vor sich kommen ließ und selbst befragte, „rückte dieser den Hut à la Morbleu auf den Kopf, setzte die Hände in die Seite und sagte, er könne es nicht länger aushalten, er sei seines Lebens von Herzen überdrüssig, der König möge ihn nur je eher je lieber hängen lassen." Diesem Wunsche, den auch mehrere seiner Genossen aussprachen, ward aber nicht genügt. Der Hauptanstifter verlor nicht das Leben, aber Nase und Ohren, ein zweiter ward vom Henker ausgepeitscht, Beide wurden für infam erklärt und auf Lebenszeit nach Spandau gebracht, die übrigen mußten Spießruthen laufen.

Viele der mit Gewalt zum Militair gepreßten Unglücklichen, gaben sich als letztes Mittel der Erlösung selbst den Tod. Mehrere Fälle aber werden uns auch gemeldet, in welchen Verzweifelte Andere ermordeten, bloß um den Tod zu erleiden. Ein junger Adliger, v. E., aus einer wohlhabenden und angesehenen Familie hatte seine Studien vollendet, große Reisen zu seiner weitern Ausbildung gemacht, als er, zu seinem Unglück von besonderer Größe, die Aufmerksamkeit eines Werbeoffiziers erregte: er ward gewaltsam entführt und zum Unteroffizier gemacht. Ein Jahr lang ertrug er seine traurige Lage, dann bat er dringend um seine Entlassung; sie ward ihm entschieden verweigert; er gerieth außer sich und drohte, er werde ein Verbrechen begehn, wenn man ihn ferner zurückhalte. Seine Eltern eilten herbei, um ihn zu trösten und ihm zuzureden, er möge nur noch eine Zeitlang ausharren. Ihre Abreise vermehrte seine Verzweiflung, er stürzte (im August 1736) auf die Straße mit

dem Entschluß, den ersten Menschen der ihm begegne, niederzustoßen: ein Kind ward sein unglückliches Opfer: mit dessen Blut bedeckt, ging er hin, sich als Mörder anzuzeigen, indem er unumwunden den Grund, der ihn zu der gräßlichen That bestimmt habe, bekannte.

Zu Anfang des Jahres 1738 erschlug der Flügelmann der Compagnie v. Polenz, in Potsdam seinen Hauswirth und erklärte bei der Untersuchung ebenfalls, er habe es nur gethan, um hingerichtet zu werden, da er das Leben nicht länger ertragen könne und man ihn trotz des Ablaufs seiner Capitulation, nicht entlassen habe. Er ward zum Tode verurtheilt: der König, der, je länger ein Gardist war, um so weniger sich entschließen konnte, ihn einen Kopf kürzer machen zu lassen, würde ihn wahrscheinlich begnadigt haben, wenn man ihm nicht vorgestellt, daß es durchaus nöthig sei, ein Exempel zu statuiren. Man hatte nämlich Zettel in den Straßen von Potsdam gefunden, des Inhalts, daß die auf Capitulation angeworbenen Soldaten der langen Garde sich verschworen hätten, die Stadt an allen 4 Ecken anzuzünden und dann in Masse zu desertiren, wenn man ihre Capitulationen nicht erfülle. Als dies nicht geschah, schoß einer der Soldaten bei einer Revue am 15. Mai 1739 auf den König, indem er seinen Kugelzieher in die Flinte lud: da aber das Feuern sehr schnell ging, konnte er nicht sicher zielen und traf statt des Königs einen der hinter diesem Stehenden. Gerüchte von ähnlichen Anschlägen erwähnt der Graf von Manteuffel auch aus frühern Jahren.

Wie wir diese Thatsachen nach den Mittheilungen des genannten Grafen, wiedergeben, so belegen uns dieselben aber auch, daß der König Friedrich Wilhelm I. gegen das Ende seines Lebens die Grausamkeiten, zu denen ihn seine Vorliebe für lange Soldaten verführt, ernstlich bereute. Kurz vor seinem Tode sprach er mit dem Kronprinzen über die Potsdamer Garde, indem er anerkannte, wie sehr er Unrecht gehabt, „seine Marotte aus dem Regiment zu machen und darauf mehr als

700,000 Thlr. zu verwenden, er versicherte, er würde das Corps längst aufgelöst haben, wenn ihn nicht ein falsches point d'honneur davon abgehalten hätte. Diesem Bekenntniß fügte er hinzu, er hoffe, der Prinz werde, wenn er ihm folge, klüger sein und „die Kerls entlassen." Am Tage nach seines Vaters Tode, am 1. Juni 1740, ließ denn auch Friedrich II. dem Potsdamer Garderegiment noch vor der Huldigung verkünden, wer den Abschied wünsche, möge vortreten, er solle ihn sogleich erhalten. Nur ein Mann trat aber hierauf vor mit der Erklärung, er habe die Absicht gehabt zu desertiren, nun werde er aber bleiben. Nach den Mittheilungen des Grafen von Manteuffel bestand im Juli 1740 nur noch ein Bataillon des berühmten Riesenregiments: die Größten waren zu Heiducken auserlesen, Andere entlassen oder in andere Regimenter vertheilt worden.

Friedrich Wilhelm I. Beispiel fand übrigens an mehreren Höfen Nachahmung, man wollte auch eine lange Garde haben und es entstand eine förmliche Jagd auf die Unglücklichen, welche einige Zoll größer als ihre Mitmenschen waren. Auch die sächsischen Fürsten, Friedrich August I. und II., theilten diese Passion ihres königlichen Nachbars. Der Graf von Wackerbarth schreibt einst aus Wackerbarthsruhe den 27. April 1733 an Hrn. von Birkholtz deshalb: „S. M. Prussienne ayant mis le feu Roi, notre Maitre, dans le même goût, S. A. R. l'a si bien herité du Roi, son père, qu'Elle a les mêmes sentimens à cet égard." Ein Actenstück „die Aufsuchung langer Leute betr.," beginnt mit einer General-Ordre an die Obristen vom 6. Februar 1720, worin ihnen befohlen wird: „sie sollten in ihren Quartieren und Bezirk von langen Leuten ohne bruit Erkundigung einziehn und ob sie nicht Lust hätten, sich gegen ein gutes Handgeld gutwillig zu engagiren, sondiren lassen, auch ob sie mit guter Manier, ohne veranlassende Klagen und Beschwerden zu Militairdiensten zu persuadiren seien." Hinzugefügt war dieser, gewaltsame Mittel ausschließenden, Anweisung noch

besonders: „es ist aber diese Sache überhaupt mit solcher vorsichtiger Behutsamkeit zu bewerkstelligen, daß dadurch weder Obrigkeit noch Einwohner oder Unterthan einiger Nachtheil verhänget, noch auch der Mannschaft aus Furcht der Werbung Anlaß zum Entweichen gegeben werde.“ Außer einem „erklecklichen Handgeld, nach Proportion der Länge“ bis zu 500 Thlrn. ward den Anzuwerbenden bewilligt:

„1) monatlich 6 Kaisergulden Löhnung,

2) alle 2 Jahr eine mit Gold eingefaßte vollkommne Montur,

3) Schuhe, Strümpfe, Stiefletten, Hemden, Halstücher, Haarbänder, soviel sie brauchen, ohne Entgeld,

4) freies Quartier, Betten und Feuerung,

5) denen, die Weib und Kind haben, monatlich ein Scheffel Korn.“

So bestimmt der Befehl vom 6. Februar 1720 die Anwendung unerlaubter Mittel verbot,* in der Ausführung waren die Werber nicht immer sehr gewissenhaft und die Acten enthalten deshalb manche Beschwerde.

Ueber ein besonders langgestrecktes Individuum schreibt der Oberst von Strombeck d. d. Naumburg, 19. Juni 1721, er habe sich zwar bemüht, Hans Christoph Hufeland zu

* Flemming, der hier jedenfalls die Feder führte, hatte Ursache, vorsichtig zu sein. Man gab ihm im Jahre 1718 Schuld, daß er Recruten gewaltsam angeworben habe. Der Archidiaconus Hahn, derselbe, der später (1728) von dem Trabanten Laubler ermordet ward, fand sich hierdurch veranlaßt, in einer Predigt, welcher die Königin beiwohnte, dagegen zu eifern, indem er unter deutlicher Hinweisung auf Flemming, den 10. Psalm zum Text wählte und den einzelnen Versen (u. a. „er lauert im Verborgenen wie ein Löwe in der Höhle, er lauert, daß er den Elenden erhasche, und erhaschet ihn, wenn er ihn in sein Netz ziehet“) eine nicht zu mißdeutende Anwendung auf den Minister gab. Der König war, als er von dem, was Flemming Schuld gegeben ward, Kenntniß erhielt, sehr erzürnt und verbarg dies dem Feldmarschall nicht. So melden uns Briefe des Maltheserritters von Hecker an den Grafen von Lagnasco vom April 1718.

Institut
für Kultur- und
Universitätsgeschichte
Universität Leipzig

Tennſtädt zu engagiren, „daß dieſer aber als ein doctor medicinae und der eben deswegen ſich aus dem Brandenburgiſchen hinweggemacht und ſich in hieſige Lande begeben, weil er vor den Preußen nicht ſicher geweſen, hierzu keine Luſt habe.“ Wahrſcheinlich iſt der Bezeichnete ein Vorfahr des berühmten Arztes, Chriſtoph Wilhelm Hufeland, der am 12. Auguſt 1762 zu Langenſalza geboren ward.

Im J. 1721 erging an alle ſächſ. Regimenter der Befehl, ihre „langen Kerls“ abzuliefern, die Oberſten mochten aber wohl nicht ſehr geneigt ſein, ſich der Zierden ihrer Regimenter zu entäußern, es fanden ſich bloß zwei für das erſte Glied. Ein ſpäteres königliches Reſcript beſtimmte daher, „daß denen Capitains von den Regimentern Infanterie für die zu der Grenadiergarde anzuſchaffende Mannſchaft, nach Beſchaffenheit der Größe etwas an Gelde bonificirt werden ſolle,“ und zwar ſollte „für einen Recruten von 76 Zoll ohne Schuhe, ſo noch Hoffnung zum Wachſen hat, 30 Thlr., für einen von dieſem Maaße aber ſo keine Hoffnung zum Wachſen gibt, 25 Thlr., für einen Recruten zwiſchen 76 und 77 Zoll ohne Schuhe, 35 Thlr. von 77 Zoll, 40 Thlr., zwiſchen 77 und 78 Zoll, 45 Thlr., von 78 Zoll und darüber, 50 Thlr. aus der k. Schatulle“ gezahlt werden.

Ziemlich ergiebig war die Ernte in Polen, wo der König im J. 1729 ſich aus den Regimentern, die er die Revue paſſiren ließ, alle langen Soldaten auswählte: auch der polniſche Adel beſtrebte ſich den Wünſchen des Königs entgegenzukommen. Ein Brief des Oberſtleutnants Pöpelmann aus Grodno vom 19. Auguſt 1729 meldet: „Le Prince Lubomirski Spisky fit présent au Roi de 10 grands et bels hommes, dont le moindre a 3 aunes et 7 pouces de Saxe, piedsnus et tous les Seigneurs Polonois s'empressent aussi de trouver des grands hommes pour les donner au Roi.“ Mit ſolchen Unterſtützungen ward denn das Bataillon von Rutowski gebildet, von dem man ſich in Dresden ſchmeichelte, daß es mit der Potsdamer

Garde wohl wetteifern könne: der Graf zahlte, um schöne Leute sich zu erhalten, ihnen eine Zulage aus eigner Tasche, was aber als eine „irregularité dans l'armée," große Bedenken bei andern Generalen erregte und den Grafen von Wackerbarth veranlaßte, den Grafen von Flemming zu befragen, ob es rathsamer sein möchte, sich zunächst an Rutowski oder direct an den König zu wenden: Flemming schloß sein Gutachten mit den sibyllinischen Worten: „tis es man de kat niemt."

Um aber etwas ganz Besonderes zu gewinnen, sendete der König im Jahre 1730 die Offiziere de Magny und de Feraty de Valette nach Venedig, um von da aus einige, wie er meinte, von Werbern noch nicht heimgesuchte Provinzen, insbesondere das venetianische Dalmatien, auszubeuten und mindestens 25 der schönsten und größten Leute anzuwerben. Wie man aber jetzt, selbst in den entlegensten Gegenden, sicher ist, reisenden Engländern zu begegnen, so fand man damals überall preußische Werber. Solche waren denn bereits auch in Dalmatien eingedrungen und suchten, als sie Kenntniß von den Absichten der sächsischen Abgeordneten erhielten, auf jede Weise die gefährliche Concurrenz derselben zu beseitigen. Der mit den, durch Gold zu öffnenden Wegen der Republik, wohl vertraute sächsische Gesandte zu Venedig, Graf de Villio,* hatte zwar einen Befehl des Senats ausgewirkt, nach welchem unter Ausschluß aller andern Staaten, nur dem König von Polen die Werbung gestattet ward, allein die preußischen Werber wußten, „en répandant l'argent à pleines mains," wie Villio schreibt, den venetianischen „provéditeur général" in Sebenico, zu gewinnen, der den Sachsen nun die größten Schwierigkeiten in den Weg legte und ihrem, auf den Senatsbefehl gestützten Verlangen, um seine Beihülfe, nur begegnete „par des belles promesses."

* Die regelmäßigen Neujahrsgeschenke allein, die er vertheilte, beliefen sich auf 900 Thaler.

Mit dem Manne war, wie die Sachsen sich überzeugen mußten, nichts anzufangen, sie wußten sich aber zu helfen und entschlossen sich „de mettre des drogmans en campagne.“ Mit deren Hülfe gelang es ihnen auch, die Spione, welche der provéditeur überall hielt, zu hintergehn und 25 Morlachen von der größten Sorte, „das Stück“ durchschnittlich für 30 Zechinen, also nach den damaligen Preisen eigentlich spottbillig, anzuwerben. Sie wurden heimlich zu Schiff nach Triest spedirt. Es war aber ein beschwerliches Geschäft, die Gesellen zu hüten, die, je weiter sie von ihrem Vaterlande sich entfernten, um so entschiedenere Neigung zeigten, wieder dahin zurückzukehren. Fast kam es zur Rebellion: die baumstarken Riesen waren nämlich halbnackt, ihre großen Gliedmaßen nur mit vaterländischen Lumpen verhüllt, die ganze Gesellschaft glich einer auf Urlaub sich befindenden Räuberbande auf das Haar: in diesem Aufzug Deutschland mit ihnen zu durchziehn, mußten die sächsischen Offiziere gerechtes Bedenken tragen: sie kauften daher einige Stücke Tuch, wahrscheinlich der Billigkeit wegen von gelber Farbe, und ließen daraus Kleider fertigen. Allein dem Geschmack der Morlachen, die, wie Magny schrieb: „pour être gueux sont orgueilleux comme des paons,“ behagte diese sächsische Briefträgeruniform nicht, sie weigerten sich entschieden, die Kleider anzulegen und verlangten tumultuirend in roth und blau gekleidet zu werden: erst als diesem Wunsche Genüge geleistet worden, konnten die sächsischen Abgeordneten die Weiterreise mit ihnen antreten, bei der ihnen der kaiserliche Commandant zu Triest, Argento, der von Wien aus erhaltenen Anweisung gemäß, behülflich war.

Aus der Jugend und Correſpondenz Friedrich des Großen. 1722 u. f.

Ueber einen Fürſten von der welthiſtoriſchen Bedeutung und geiſtigen Begabung, wie Friedrich der Große, muß auch der kleinſten Notiz ihre Wichtigkeit beigelegt werden. Wir waren daher hocherfreut, als wir über ihn, insbeſondere in der von uns ſchon früher erwähnten Correſpondenz des Grafen von Manteuffel mit dem Cabinetsminiſter Grafen von Brühl, mehrfache Nachrichten fanden: einige derſelben, welche mit der Perſon des Königs Friedrich Wilhelm I. unmittelbar zuſammenhängen, haben wir bereits erzählt, das, was ſich ſpeciell auf Friedrich II. und ſeine Regierungszeit bezieht, der gegenwärtigen Zuſammenſtellung vorbehaltend. Unſer lebhafteſtes Intereſſe mußten aber Bruchſtücke aus Friedrichs Briefwechſel mit dem Grafen von Manteuffel erregen, bei deren Entdeckung wir nur das Eine zu beklagen hatten, daß ſie erſt mehrere Jahre ſpäter erfolgte, nach der Vollendung der vom Hrn. Prof. Preuß mit einer nicht genug zu würdigenden Sorgfalt und Genauigkeit beſorgten neuen Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand; unſer Fund würde ſonſt in dieſem Werke gewiß ebenſo Aufnahme erlangt haben, wie die früher aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden erfolgten Mittheilungen aus der Correſpondenz Friedrich II. mit der geiſtreichen Wittwe des Churfürſten Friedrich Chriſtian von Sachſen, Maria Antonia.* So mögen dieſe Briefe als

* Oeuvres de Frédéric le Grand. Berlin 1850 u. f. in 8. tom. XXIV. p. 39 sq. u. t. XXVII. P. III. p. 315. Siehe über dieſe Correſpon-

Nachtrag zu dem, was jenes Werk, zum Theil nach Abschriften aus den Papieren des Feldmarschalls Grafen von Seckendorf enthält,* hier ihren Platz finden.

Indem wir uns rücksichtlich der Eigenthümlichkeit der Stellung und Quellen Manteuffels auf das beziehn, was wir in dem Aufsatze über König Friedrich Wilhelm I. (N. F. Band I. S. 107 u. f.) erwähnt haben, bemerken wir nur noch, daß das vertraute Verhältniß, in welchem der Graf anfänglich zu Friedrich stand, allmälig, ohne daß wir den Grund bestimmt ersehn können, erkaltete und daß diese Kälte bei Friedrichs Thronbesteigung einen so hohen Grad erreicht hatte, daß er dem Grafen bald nach derselben eröffnen ließ, sein fernerer Aufenthalt in Berlin sei unthunlich.** Manteuffel ging hierauf nach Leipzig.

Abgesehn von einigen flüchtigen Bemerkungen Manteuffels über des Kronprinzen Friedrich Character, die wir übergehn können, weil sie nichts Neues liefern, finden wir in den Briefen des sächsischen Gesandten zu Moskau, le Fort, an den Minister Grafen von Lagnasco, Nachrichten über den Plan einer Vermählung des Kronprinzen, bei dessen Realisirung wahrscheinlich die Weltgeschichte eine ganz andere geworden sein würde. Es war eine Lieblingsidee Peter des Großen von Rußland gewesen, seine Töchter deutschen Prinzen zu vermählen. Im Jahre 1722 sendete er daher den Grafen Löwenwolde mit dem Auftrage nach Deutschland, die dortigen Höfe zu besuchen und die etwa sich findenden Heirathscandidaten zu beaugenscheinigen. Le Fort schrieb deshalb am 4. Februar 1723: „M. Loewenwolde, à ce que j'ai lieu de croire, fut employé l'année passée à courir par plusieurs petits cours d'Allemagne et il eut ordre,

---

denz auch des Verfassers Maria Antonia Walpurgis (als Manuscript gedruckt). Dresden 1857. Th. II. S. 265 u. f.

* Oeuvres etc. tom. XVI. pag. 107 sq. tom. XXV. avertissement pag. XX. und tom. XXV. pag. 396 sq.

** Oeuvres etc. tom. XVI. pag. 16.

de marquer dans ses relations les qualités tant de l'esprit que du corps, des jeunes princes, qu'il verroit.“ Bei seiner Revisionsreise kam Löwenwolde auch nach Homburg und bemerkte am dasigen Hofe des Landgrafen Friedrich Jacob zwei Prinzen, welche ihm, durch ein einnehmendes Aeußere empfohlen, für die Pläne seines fürstlichen Herrn geeignet erschienen: ihre Namen werden in unsern Vorlagen zwar nicht genannt, allein nach der Bezeichnung ihres Alters können es nur die Söhne des genannten Landgrafen, Ludwig Johann Wilhelm (geb. 1705) und Johann Carl (geb. 1706) gewesen sein. Der Czar ließ daher Beide im Jahre 1723 nach Rußland kommen,* gleichzeitig aber, wie Nachrichten, die auf dem Umweg über Rom nach Dresden und Wien gelangten, angeben, in Berlin durch den Grafen Golowkin vorläufige Anfrage wegen Vermählung des Kronprinzen mit der ältesten Großfürstin, Anna Petrowna, stellen. Diese Einleitungen führten aber zu keinem Ergebniß, denn die genannte Großfürstin ward, wie bekannt, später dem Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vermählt. Die Kaiserin Anna I., Peter des Großen Nichte, wünschte nun im Sinne ihres Oheims, dessen zweite Tochter, die spätere Kaiserin Elisabeth, mit einem deutschen Fürsten zu verbinden. Der Prinz Emanuel von Portugal, der 1730 sich um Elisabeth bewarb, ward daher zurückgewiesen und Graf Löwenwolde im Jahre 1731 beauftragt, zu geheimen Verhandlungen wegen Vermählung des preußischen Kronprinzen mit ihr. Le Fort erlangte Kenntniß von der Sache und vermuthete, daß auch der Kaiser davon unterrichtet worden sei, der es wohl nicht wünschen werde, „d'avoir un Electeur de Brandenbourg, qui puisse devenir un jour Czar.“ Die behutsame Anfrage Löwenwolde's ward zwar anfänglich in Berlin nicht zurückgewiesen, allein die Verhandlungen zerschlugen sich zu Ende des Jahres 1731. Le Fort schrieb deshalb am 31. December

* Bei ihrer Ankunft schenkte der Czar Jedem 3000 Ducaten.

1731 und 10. Januar 1732. „On m'assure, que le Roy de Prusse s'est dégagé du mariage en question par une lettre et qu'il a donné de bonnes raisons."

Man vergegenwärtige sich aber die Folgen, wenn Friedrich II. als Gatte Elisabeths, Preußens und Rußlands Macht in sich vereinigt hätte: die von ihm ohnehin vorgenommene Revision der Karte von Deutschland würde dann jedenfalls noch ganz andere Dimensionen angenommen haben!

Die Vermuthungen le Forts waren übrigens sehr begründet und der kaiserliche Hof war es bekanntlich, der einen andern Plan, den der Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Elise Christiane von Braunschweig-Bevern begünstigte und durch die Geschicklichkeit des Feldmarschalls Gr. von Seckendorf auch zur Vollendung brachte. Letzterer, obwohl, wie Manteuffel versichert, jahrelang bemüht, diese Verbindung zu fördern, wollte aber doch jeden Anschein vermeiden, als ob er die Hände dabei im Spiele gehabt. Nachdem der König Friedrich Wilhelm I. den Entschluß gefaßt, seinen Erstgebornen jener Prinzessin zu vermählen, sendete er den Obersten v. Dirschau an den sich gerade in Berlin aufhaltenden Herzog von Lothringen mit der Bitte, er möge bei dem Herzog von Braunschweig-Bevern um die Hand der Prinzessin für den Prinzen Friedrich anhalten. Der Herzog erwiederte, daß, so gern er bereit sei, dem König gefällig zu sein, er doch diesen Schritt nicht ohne vorgängige Anfrage beim kaiserlichen Hofe thun zu können glaube, er ersuchte daher den Obersten, mit dem Grafen von Seckendorf Rücksprache zu nehmen, nach dessen Rath er sich richten werde. Seckendorf antwortete aber, wie Manteuffel schrieb: „que le Roy se moquait apparemment par cette proposition et de luy et du Duc: qu'en pareil cas, c'étoit toujours aux pères de porter la parole pour leurs enfants et que si pour faire honneur aux belles filles prétendues, ils voulaient donner cette commission à un troisième, il falloit en charger ou quelqu'un d'un rang plus éminent que le

committant, ou quelqu' ambassadeur choisi d'entre les principaux serviteurs, mais que le Duc de Loraine n'étant n'y l'un n'y l'autre, ce seroit faire un affront au Duc de Bevern et lui donner soupçonner que le Roy croyait audessous de soi de demander lui même la princesse pour son fils." Diesem Rathe kam denn der König nach: am 28. Februar 1732 hielt er in Gegenwart der Königin, selbst beim Herzog von Braunschweig-Bevern und dessen Gemahlin um die Hand der Prinzessin an: die Antwort war natürlich eine bejahende, mit dem obligaten Vorbehalt, wenn das junge Paar einverstanden sei, insbesondere der Prinz die Prinzessin zu seiner Gemahlin wünsche. Der König, voller Ungeduld, ließ sofort den Prinzen Friedrich rufen und fragte ihn, „s'il auroit de la répugnance d'épouser la jeune princesse:" als Friedrich entgegnete, daß dies nicht der Fall sei, er sich vielmehr sehr glücklich mit ihr fühlen werde, befahl ihm der König, dem Herzog und der Herzogin die Hand zu küssen, was der Prinz sofort that, obwohl der Herzog es abzulehnen versuchte. Darauf ward die Prinzessin herbeigeholt, welche, „als ein gutes Kind," auf die Benachrichtigung von der Bewerbung, antwortete, „qu'elle feroit tout ce que Papa et Maman ordonneroient et que la personne du Prince ne lui déplaisoit nullement." Der König wollte nun noch weiter gehn und befahl dem Prinzen, der Prinzessin einen Kuß zu geben: gehorsam näherte sich der Prinz, als der Herzog bat, „de n'y pas aller si vite," der König möge ihm gestatten, vor Allem den Kaiser und die Kaiserin zu benachrichtigen und den beiden jungen Leuten Zeit gewähren, nähere Bekanntschaft zu machen: „la partie du baiser fut remise à une autre fois," und Graf Seckendorf ward gerufen, um ihn zu veranlassen, sofort einen Courier nach Wien abzusenden. Seckendorf* bemerkte, wenn der König und der

* Dieser stand damals im Zenith seines Glückes: Graf Manteuffel schrieb über ihn am 10. März 1732, indem er ihn, wie gewöhnlich, als

Herzog ſelbſt, dem Kaiſer die Notification wollten zugehn laſſen, ſei er bereit, ſofort einen Courier nach Wien abgehn zu laſſen, ſei Erſteres nicht der Fall, ſo könne er Nichts thun, aus Beſorgniß, „d'être soupçonné dans le monde, d'avoir maquignonné cette alliance.“ Es ward nun die Notification nach Wien, zugleich aber das tiefſte Geheimniß bis zur Rückkehr des Couriers, beſchloſſen, dann erſt ſollte der König ſelbſt die Verlobung öffentlich verkünden und ein großes Feſt ſie feiern. Kaum war dies bei Hofe vorgegangen, als auch ſchon ein königlicher Kammerdiener, der bei den Vorgängen zugegen geweſen war, mit der Nachricht davon bei Manteuffel erſchien, um ſich für die Botſchaft ſein Honorar zu holen. Der König konnte aber in ſeiner Freude das gelobte Geheimniß nicht bewahren, ſchon am Abend deſſelben Tages verrieth er daſſelbe durch ſeine Reden vielen Zeugen, und am folgenden Tage auf der Parade ſprach er öffentlich davon. In

---

„Germania“ bezeichnete: „V. E. ne sauroit d'ailleurs s'imaginer jusqu'ou va la confiance et le credit, que Germania s'est acqui auprès de l'Empereur. J'ai vu chez lui tout un tas de lettres et de billets, que ce Prince lui écrit de propre main sur ses affaires les plus secrètes, qui n'ont souvent aucun rapport à celles de cette cour cy. Aussi a-t-il déjà une assurance en poche, qu'il sera declaré Feldmaréchal à la première promotion, qui se fera bientot, à ce qu'on croit. Il a d'ailleurs 28,000 écus de gages fixes par an, outre ceux qui sont attachés à son ambassade et qui sont de 12,000 Thlr. sans compter les frais extraordinaires, qu'il est le maitre de faire monter à tout ce qu'il veut. Un neveu qu'il a et duquel il se sert pour les depeches secrètes, est actuellement declaré conseiller aulique et jouit d'une pension de 1000 Thlr. et la plus part de ses domestiques sont à la solde de l'Empereur ou pourvus de survivances. On peut dire, en un mot, que jamais Lutherien ne poussa sa fortune plus loin à cette cour la. Et quand à celle cy, il y fait absolument tout ce qu'il veut, le Compatron (d. h. der König) ne faisant pas un pas de quelque consequence, sans le consulter. La Reine, le Prince Royal, le Prince de Dessau tout baisse le pavillon devant lui. Il faut cependant dire à sa louange, que toutes ces prosperités ne l'enorgueillissent point. Il est tout aussi souple, tout aussi plaisant, tout aussi serviable, tout aussi bon compagnon, qu'il a jamais été.“

dem Drange, die erwünſchte Angelegenheit ſobald als möglich zum Abſchluß zu bringen, beſtimmte der König ſchon den nächſten Montag zum Hochzeitstag und ließ ſich zum Aufſchub nur durch die dringenden Bitten des Prinzen bewegen, der ihm vorſtellte, daß die Schicklichkeit gebiete, doch zuerſt die Verlobung zu feiern, „et de faire ensuite les noçes avec un peu plus de décence.“ Der letztern entſprach denn auch ein Geſchenk von Pretioſen im Werth von 10,000 Thalern, welches der König der Prinzeſſin durch den Prinzen übergeben ließ.

Alles dies meldete Graf von Manteuffel dem Feldmarſchall Grafen von Wackerbarth: in einem andern Briefe an den Grafen von Brühl, ebenfalls vom 28. Februar 1732, fügte er noch Folgendes hinzu:

„La princesse ne déplait nullement au Prince Royal, aussi n'est elle rien moins que laide ou désagréable. Elle est blonde et assez grande et bien faite pour son age.* Elle a le teint beau, quoiqu' encore un peu brouillé par les taches des petites veroles, des grands yeux bleus et les traits du visage ressemblants à ceux de son frère le Prince héréditaire. Son humeur paroit doux et quelque difficile qu'il soit, de juger du caractère d'une fille, qui se trouve sous la ferule d'une mère rigoureuse, je la crois bien plus portée à la joye, qu'à la tristesse. Il est vrai, qu'elle paroit un peu timide et embarassée, mais comme elle ne l'est nullement, quand elle se trouve parmi des personnes de connaissance, il ne faut pas douter, qu'elle ne devienne bientot plus hardie et plus libre, lorsqu'elle aura les coudées plus franches et elle fera fort bien, le Prince Royal soutenant, qu'il aimeroit mieux avoir une femme, qui le fit cocu, que d'en avoir une, qui ne sut pas entretenir la conversation.“

* Sie war am 8. Novbr. 1715 geboren.

Das Wohlgefallen, welches der Prinz an der ihm bestimmten Braut, nach der Meinung Manteuffels, gefunden, muß aber ein sehr vorübergehendes gewesen sein; andere Verhältnisse und „escapades“ des jungen Fürsten mochten störend einwirken. Manteuffel gibt hierüber zum Theil mit so schlüpfriger Feder Mittheilungen, daß wir sie nicht wiederzuerzählen vermögen. *

Die Abneigung des Prinzen gegen seine jugendliche Braut trat bereits bei der feierlichen Verlobung deutlich hervor, wie Graf Manteuffel als Augenzeuge berichtete. Die Feierlichkeit fand am 10. März 1732 um 5 Uhr Nachmittags statt: nachdem die Eingeladenen, gegen 300 Personen, sich versammelt, trat der König, die Herzogin von Bevern am Arm führend, in den Saal: die Verlobten voran, durchbrach er die Menge, den Herzog von Lothringen aufsuchend: als er ihn gefunden, sagte er zum Prinzen, „Sohn, wo ist Euer Ring?“ Der Prinz übergab mit einem Handkusse den Ring seinem Vater, der ihn, ohne ein Wort zu sagen, der Prinzessin an den Finger steckte und dagegen den Ring der Prinzessin seinem Sohne übergab. Mit einer zärtlichen Umarmung Beider, Seiten des Königs, war die Ceremonie beendet, worauf die Königin zuerst ihren Glückwunsch darbrachte. „Le Prince,“ schrieb Manteuffel, „avoit non seulement l'air fort penault, mais les larmes aux yeux, quand il falloit echanger les bagues, ce que ses amis attribuoient à un excès de tendresse et de joye.“ Manteuffel wußte es aber besser und auch Andern entging es nicht, daß es nicht Freudenthränen waren, welche des Prinzen Augen netzten. Sowie die Beglückwünschungen vorüber waren, verließ Friedrich seine Verlobte, um sich einer jungen Dame zu nähern (Manteuffel nennt den Namen nicht), die einige Schritte hinter der Prin-

* Auch aus späterer Zeit, insbesondere aus dem Jahre 1740, finden wir Aehnliches, insbesondere über gewisse Abendgesellschaften, „parties de chauvesouris“ genannt, in denen es sehr — bunt zugegangen sein soll.

zessin stand. Der Unterhaltung mit ihr, an die er sein Herz verloren, widmete er alle Momente, in denen er sich vom König unbemerkt glaubte, während er seine Verlobte nicht einmal ansah, ein Benehmen, bei dem der Prinz mehr seiner Leidenschaft, als seiner Klugheit folgte: denn welche Scene würde es gegeben haben, hätte der König des Prinzen Verhalten wahrgenommen! Nach der Verlobung begann der Tanz, dem um 10 Uhr das Souper folgte, zu dem sich „chacun avec sa chacune" setzte und das, obwohl sehr einfach nur aus vier Speisen bestehend, doch bis Mitternacht dauerte, „le compatron (so bezeichnet Manteuffel den König) ne voulant pas se retirer, qu'il ne se fut grisé."

Aber auch nach der Verlobung verhehlte der Prinz seinen Vertrauten seinen Widerwillen gegen die ihm aufgedrungene Heirath nicht.

Als man ihm einst von einem Manne erzählte, der erst 40 Jahre alt, bereits drei Frauen durch den Tod verloren habe, jetzt aber im Begriff stehe, sich zum vierten Male zu verheirathen, und der Erzähler hinzufügte, er müsse eine sehr weiße Leber haben, fragte der Prinz, wie dies zusammenhänge? Auf die Antwort, daß in einem solchen Falle, nach einer Sage der gemeinen Leute, eine Frau nicht lange lebe, fügte er hinzu: „Mon dieu, que j'aie le foie blanc comme la neige, pour être d'autant plutôt quitte de la bête, qu'on me fait épouser." Konnte er übrigens auch keinen offnen Widerspruch gegen die ihm verhaßte Ehe wagen, so versuchte er doch wenigstens, Aufschub zu erlangen, indem er, wie Graf von Manteuffel versichert, den Arbeitern, welche mit Herstellung der zur Aufnahme seiner künftigen Gemahlin bestimmten Wohnung beauftragt waren, Geld gab, damit sie die Arbeiten möglichst verzögern möchten. Eine unter solchen Auspicien eingegangene Ehe konnte keine glückliche werden: dieses sich bald zeigende Verhältniß bekümmerte den König Friedrich Wilhelm lebhaft, insbesondere aber der Umstand, daß die Ehe kinderlos blieb. Er hatte deshalb einst eine sehr in das De-

tail eingehende Unterredung mit der Kronprinzeſſin, deren Ergebniß aber nur die Verſicherung derſelben war, „que le Prince ne la touchait pas.“ Einige Zeit darauf zeigte aber der Prinz, wahrſcheinlich in Folge der Ermahnungen ſeines Vaters, ſeiner Gemahlin mehr Aufmerkſamkeit: an ihrem Geburtstage im J. 1735 machte er ihr reiche Geſchenke und veranſtaltete zu ihrer Ueberraſchung einen Ball, den der Graf v. Manteuffel mit der Prinzeſſin zu eröffnen aufgefordert ward. Die Gefeierte war über die ungewohnte Aufmerkſamkeit ihres Gemahls ſelbſt am meiſten erſtaunt. Indeſſen der vom König heiß erſehnte Erfolg trat nicht ein und dieſer ergriff nun ein eigenthümliches Mittel. Er ließ, ſeine Sparſamkeit überwindend, 200 Ellen grünen Sammet ankaufen, „dont on fera,“ ſchrieb Manteuffel, „un nouveau lit conjugal pour le prince, l'ancien étant occupé, dit-on, par quelque Asmodée ou sortilége, qui empêche la procréation.“ Allein, daß der grüne Sammet nicht half, belegt ein anderer Brief Manteuffels, worin er meldet: „le Roi a exigé de son fils un serment, qu'il vivrait avec sa femme en vrai mari, qu'il consommeroit le mariage, qu'il ne feroit pas lit à part. Le réfus du Prince la dessus, mit le Roi dans un si grand accès de fureur, que le fils fut obligé de se retirer.“

Hiernächſt gibt uns der Graf von Manteuffel im Jahre 1735 Auskunft über die erſte Beſchwerde Friedrichs gegen Sachſen, der bekanntlich ſpäter weit gewichtigere folgen ſollten.

Der zu Leipzig erſcheinende „Europäiſche Staatsſecretarius“ vom Jahre 1735, Th. IX. S. 773, enthält einen Aufſatz über die Krankheit des Königs Friedrich Wilhelm I., worin es u. a. heißt: „Die Krankheit des Königs von Preußen erweckt ſehr die Attention von ganz Europa u. ſ. w. Gleichwie die gefährlichen Krankheiten großer Herren allemal bei den Unterthanen nicht wenig Eindruck machen, ſo kann man leicht urtheilen, daß jetzo bei Vielen ſich allerhand Ge-

danken, Hoffnung und Furcht, regen werden. Als Kaiser Augustus auf dem Todbette lag, gab Tiberius gar genau auf die Gesichter aller Derer Achtung, die bisher am Ruder gesessen hatten. Diese aber waren klug und suchten ihre Affecten soviel als möglich zu verbergen. Tacitus sagt, sie hätten recht auf die Mienen studiert, damit sie weder zu betrübt, noch zu fröhlich ausgesehn hätten."

Obwohl der Verfasser des Aufsatzes, M. Clauder,* Hofmeister im Hause des Geheimen Raths von Zech, mit dessen Sohne er im Begriff war, auf Reisen zu gehn, bei seinem historischen Citat nicht die Absicht gehegt haben mochte, dem Kronprinzen Friedrich zu nahe zu treten, so fühlte sich dieser doch sehr gekränkt: er führte bittere Beschwerde, „puisqu'on l'avait dépeint sous le portrait de Tiberius." Die Geheimen Räthe verfügten zwar die Beschlagnahme aller noch vorhandenen Exemplare der Schrift, allein da diese Maßregel erst mehrere Wochen nach dem Erscheinen derselben angeordnet ward, so hatte sie kein Ergebniß.

Soviel die Correspondenz zwischen dem Kronprinzen von Preußen und dem Grafen von Manteuffel anlangt, so ist der erste in den Acten von uns abschriftlich aufgefundene Brief von Friedrich, auf seiner Reise nach Preußen** im Jahre 1735, an den Grafen, aus Welau in Ostpreußen, am 7. October 1735 datirt. Er lautet also:***

---

* Es heißt von ihm, er sei „ein Mann, der ziemliche studia gemacht und aus Merseburg." Wahrscheinlich ist es derselbe, den wir 1740 als Legationssecretair zu Wien und 1746 als Geheimen Secretair beim Geheimen Cabinet finden.

** Als es hieß, der Prinz werde auf dieser Reise auch Danzig besuchen, schrieb Manteuffel an den Syndicus von Rosenberg daselbst, man solle ja nicht unterlassen, ihn mit allen Ehrenbezeigungen zu empfangen: „comptez, que Vous ne sauriez lui marquer trop de distinction: il y est extraordinairement sensible, quelque semblant qu'il fasse du contraire. Je voudrais surtout, que le commandant de Weichselmunde n'oubliat pas les canonades."

*** Wir geben die Briefe ganz so wieder, wie sie uns vorliegen: es ist

Mon cher Comte.

Votre lettre accompagnée du Portrait de Voltaire,* sont arrivez tous deux en bon etat aux confins de la Lithuanie. Quoique j'aye deja vû le Portrait de Voltaire, cependant je n'ai point été faché de le recevoir et de le relire encore et cela principalement parceque vous me l'envoyez; le celebre Mr. Ramsai** en est l'auteur ainsi que de la vie du Marechal Turenne; cette premiere piece est d'un orateur et d'un homme qui s'explique avec beaucoup d'eloquence, mais il m'a paru que pour vouloir dire trop de Voltaire, il n'en persuade que moins. J'avoue cependant qu'il attrappe beaucoup

---

aber bekannt, daß Friedrich, so gut er auch die Feder zu führen verstand, doch mit der Orthographie auf sehr gespanntem Fuße lebte: wenn wir in unsern Abschriften weniger Verstöße, als in seinen Autographen finden, so scheint es, daß Manteuffel sich einer reinigenden Feder bei den Copien bedient hat. Nur als Beleg, welche Freiheiten sich Friedrich erlaubte, theilen wir einen, von ihm an den König Friedrich August I. gerichteten, eigenhändigen Brief (bei dem er sich doch gewiß zusammengenommen hat) mit: er lautet (Potsdam, den 4. April 1730) also:

„Sire

Toute les atentions que Votre Majesté me temoigne, ne me laise aucun lieu de douter de ces bontéz, ce qui ne fait qu'ogmenter l'atachement et la veneration que j'ai toujours eu pour Sa Personne.

Rien au monde n'aurez peu plus me rejouir que d'avoir le bonheur de La revoir à l'occasion de la revue de Son Armée, je ne souhaite rien plus que de pouvoir la persuader alors personelement come Je suis et serai toujours avec la concideration du monde la plus parfaite

Sire

De Vostre Majeste

Le tres humble et tres affectioné

Cousin

Frederic Pr."

* Es war eine Schilderung der Persönlichkeit und schriftstellerischen Thätigkeit Voltaire's, welche Manteuffel aus Paris erhalten hatte und auch dem Grafen von Brühl zusendete.

** Andreas Michael Ramsay, Schotte von Geburt, der durch Fenelon zum Uebertritt zur katholischen Kirche bewogen ward: geb. 1681, † 1741.

des traits de son caractère et qu'il y a infiniment du vrai dans ce portrait, mais des veritez outrées et qui semblent plutôt provenir de quelque animosité particuliere, que de ces sentimens nobles, qui ne nous font dire les choses que par la persuasion, que nous en avons, ainsi je crois qu'il y a eu des chicanes entre ces deux illustres écrivains et que l'aigreur de Mr. Ramsai a peutétre trop offusqué sa vue et lui a fait aggrandir les objets. Il y a une piece, que l'on attribue à Voltaire (mais qui n'a aucunement son stile), qui y sert de reponse; l'on l'a nommé la Ramsayade: les vers en sont mauvais et c'est plutôt un entassement d'invectives suivies et qui accuse sans prouver; entre autre chose il y a des endroits, qui sont aux dessous du mediocre, et qui sentent l'auteur de six sols plutôt, que la plume elegante de Voltaire, ainsi, selon mes lumieres, ces deux Messieurs (ou ceux qu'ils ont employé) auraient bien mieux fait, de s'epargner tous deux et de cacher des defauts personels, qui importent très peu au publique et qui ne peuvent être interessant qu'a quelque facetieux, qui aime à ouir dire du mal de son prochain, il me suffit (et je crois que tout le monde devroit être de mon avis), il me suffit disje, que ces savans hommes n'enrichissent du tribut de leurs veilles; qu'ils ecrivent bien et qu'après ils fassent dans la vie civile ce que bon leur semble, aux blasphemes, meurtre, trahison et crime lese Majesté prés. J'aime les beaux endroits dans leurs ouvrages, sans m'affectionner autrement à leurs personnes et à leurs moeurs; je lis à present la vie du Vicomte de Turenne, Ramsai en est l'auteur et c'est un stile, qui me convient tout à fait, c'est à dire pour un historien, mais il ne parle pas avec cette assurance que je trouve dans Feugiere* sur le metier mili-

* Antoine de Pas, Marquis de Feuquières, geb. 1648, † 1711.

taire: la raison en est facilement trouvée, Ramsai travaille dans son cabinet et n'ecrit que ce qu'on luy suggere, Feugiere en revange est officier, il a servi avec distinction et il manie hardiment sa matiere, raisonne, condamne, aprouve et convainc de ce qu'il dit, il vous transporte sur les lieux, il vous fait voir les choses et il semble qu'il vous fasse dire, cela ne se peut autrement. Mais ma lettre, qui commence à passer les bornes de l'etendue ordinaire pourroit operer bien autrement; je m'appercois, qu'elle vous ennuie et j'avoue que j'aurai pû retrancher la moitié de son verbiage, ne vous aiant dit que des choses que sans doute vous vous etes deja dit à vous même; il est difficile d'ecrire à des gens aussi eclairés, que vous: l'on y gagne peu de gloire et tout ce que l'on peut pretendre, c'est d'avoir pensé comme eux: je serai tout recompensé de ma lettre, si j'ai cet avantage et je vous prierai toute fois d'être bien persuadé de l'estime avec laquelle je suis, Mon cher Comte

Votre tres bien affectionné ami

Frédéric.

Je vais faire vos respects au Roy Stanislas.

Bei Mittheilung dieſes Briefes fügt der Graf v. Manteuffel bei: „La lettre, comme V. E. voit, ne roule sur rien d'important, mais j'ai cru vous la devoir communiquer, parce qu'elle peut servir à faire connaitre une partie du caractère de l'auteur, qui est d'avoir beaucoup d'esprit et de lecture, de se piquer de faire parade, se plaisant à faire sentir, qu'il en a et d'être extraordinairement poli dans ses lettres à fin de s'attirer de l'encens reciproque. La petite apostille est une suite d'une raillerie, que le Prince me fit avant son depart d'icy. S. A. R. m'aiant invité hier à diner j'y fus et comme Elle étoit de fort bonne humeur, Elle se mit à me demander en goguenardant, si je n'avois pas quelque

commission à lui donner pour Stanislas. Je lui repondis sur le même ton, que si ne craignois de me servir d'un ambassadeur si huppé, je le prierois de faire mes complimens à Stanislas et de luy dire, qu'il me feroit grand plaisir de retourner au plus tôt à Chambord." *

Die nächſten Briefe, welche Graf von Manteuffel abſchriftlich nach Dresden ſendete, ſind aus Ruppin. Sie lauten alſo:

„à Ruppin ce 17 Nov. 1735.

Monsieur.

Il est bien juste, que je vous temoigne l'obligation que je vous ai de la traduction de la republique Babine,** que vous avez bien voulu faire et m'envoyer. Il y a

---

* Stanislaus Leszczynski war damals in Königsberg, wo der Kronprinz mit ihm zuſammentraf. In einem Briefe an den Syndicus von Roſenberg vom 25. October 1735 ſchrieb Manteuffel über ein anderes ſcherzhaftes Tafelgeſpräch mit Pr. Friedrich, letzterer habe geſagt: „il faut que la cause des Saxons soit bien mauvaise, puisqu'ils la font plaider par le diable," worauf der zungenfertige Manteuffel ihm aber erwiederte: „excusez Monseigneur, il faut, qu'elle soit extrêmement bonne et claire, puisque le diable même la trouve la plus juste."

** Die Babiniſche Republik (Narrengeſellſchaft) war eine Geſellſchaft, welche ein luſtiger Kopf, der Staroſt Pſomka, Herr zu Babina bei Lublin, im 16. Jahrhundert gründete, zu dem Zwecke, üble Gewohnheiten lächerlich zu machen. Aufgenommen, unter bezeichnenden Namen, wurden nur diejenigen, die ſich durch irgend eine Lächerlichkeit auszeichneten: ſo ward z. B. wer viel von Hunden ſprach, zum Kronjägermeiſter, wer als ſchlechter Reiter bekannt war, zum Rittmeiſter ernannt. Die Geſellſchaft, welche bald viele Mitglieder aus allen Ständen erlangte, beſetzte ſo alle Aemter, welche in der polniſchen Republik eingeführt waren, ſie war lange Zeit die Ergötzlichkeit aller Feſte, das Schrecken der Dummen. Sie ſoll bis 1677 beſtanden haben. S. v. Liechtenſtein, Allgemeines deutſches Sachwörterbuch, Th. I. S. 456. Flögel, Geſchichte des Groteskkomiſchen, S. 307 u. f. Eine lateiniſche Schrift de republica Babin. hatte Manteuffel für den Prinzen, der der lateiniſchen Sprache nicht mächtig war (v. Dohna, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, Th. 4, S. 601) ins Franzöſiſche überſetzt: es wird dies auch in dem Briefe Friedrichs vom 2. December 1735, der in den Oeuvres etc. t. XXV. p. 398 abgedruckt iſt, erwähnt.

beaucoup de jolis endroits et je suis etonné de voir cette nation si barbare de nos jours, qui fut si polie aux 16me siecle; mais ne seroit-ce pas, Monsieur, que pour leurs faire honneur, vous leurs avez preté de vôtre esprit des beautés, qui ne se trouveroient pas dans l'original? Vous avez fait comme les savans peintres, qui en gardant les traits du visage de personnes mediocrement belles, en font des visages d'une beauté achevée.

La reponse de ce staroste au Roy Sigismund Auguste* est selon moi, ce qu'il y a de plus spirituel dans toute la piece, et la maniere, dont le Roy la recut est fort louable; quand il s'agit de plaisanter, il ne faut s'offenser de rien. Venons à présent à l'epitaphe de Psomka,** c'est là ou je trouve un esprit de Babin, celuy qui l'a faite, avoit sans doute dessein de parler du trepassé; mais point du tout, la chute de l'epitaphe regarde le poete et il vient (à propos de botte) prier la societé, en cas que ses vers soyent approuvez, de le recevoir pour leur confrere; quand quelqu'un vient meler, en parlant de quelqu' autre, des louanges de sa propre personne, Boileau appelle cela meler —

„Les louanges d'un fat à celles d'un Heros."

Les traductions en vers sont fort jolies et si j'avois à en choisir une, ce seroit celle d'Horace, qui me paroit très bien rendue. Cependant dans toute la piece

---

* Sigismund II. (oder Auguſt I.) aus dem Jagelloniſchen Hauſe, König von Polen, geb. 1548, † 1572: er ſoll ſelbſt Mitglied der Babiniſchen Republik geweſen ſein.

** Dieſe Grabſchrift, welche Flögel a. a. O. S. 312 mittheilt, lautete alſo:

Plurima si cuiquam debet Respublica, Psomkae
Debet, in hac viridi qui requiescit humo.
Namque sodalicium sanxit, fundamina cujus
Convicti absque dolo sunt fuerantque sales.
Cresce sodalicium; quod si tibi nostra probantur
Carmina, me gremio jungito, quaeso, tuo.

„L'on y connoit les traits d'un savant traducteur,
Qui dans une autre langue, embellissant l'ouvrage,
Par ses soins, nous transmet ce joli badinage,
Dont la sage morale est d'avis au lecteur."

Il y a de l'impudence à vous faire des vers, vous qui en faites de si bons; mais chaque poete est enriché d'un grade de folie Babine, et outre cela, vous, qui vous melez d'être disciple d'Apollon, vous savez, que quand les convulsions de nos verves nous prennent, qu'il ne depend pas toujours de nous, de les reprimer; je soumets ces vers à mon tour à votre critique; à peine meritent-ils vos attentions, et pourvu que vous croyez, que celui qui les a fait, vous éstime infiniment, je vous abandonnerai volontiers les petits batards, qui ont pris naissance, quasi malgré moi. Mais je tombe dans un defaut que je critiquai il y a un moment, qui est de parler de soi, quand il s'agit d'un autre, pardonnez le moi, Monsieur, je vous promets de m'en corriger et marque de cela je finis, en vous assurant que je suis Monsieur

votre très affectionné ami
Frédéric.

à Ruppin ce 19 Novbr. 1735.

Monsieur. Je ne m'en excuse pas, il y entre un petit grade de vanité dans la raison, qui m'engage aujourdhuy à vous ecrire; il s'agit des vers, que je Vous envoyai la derniere fois: je les ai relus et comme je me suis apperçu, qu'ils n'exprimoient pas assez bien ma pensée, je les ai corrigés et les voicy tels qu'ils doivent etre;

L'on y connoit les traits d'un savant traducteur,
Qui, dans une autre langue, embellissant l'ouvrage,
Par ses soins nous transmet ce joli badinage,
Dont l'utile leçon divertit le lecteur.

Je me devois cette justice à moimême de vous envoyer ces vers corrigés et limés. Le depart de la poste

me pressoit si furieusement, que je n'ai pas eu le tems alors, de les perfectionner. Passez moi cette faiblesse, je vous prie, je l'ai de commun avec tous les auteurs et les poetes. Je hais l'imperfection ou je la trouve, egalement en moi, que dans mon prochain et au contraire, j'estime le bon et le vrai et la perfection. Vous pouvez par là juger, quel cas je fais de vous, etant Monsieur etc."

Zu diesen Briefen bemerkte Graf von Manteuffel in seinem Schreiben an den Minister Grafen von Brühl vom 22. November 1735: „Je joins icy deux lettres, que j'ai eu l'honneur de recevoir depuis peu de jours du Pr. R^{al} icy. Elles ne contiennent qu'un jeu d'esprit indifferent, mais elles peuvent servir comme celle qu'il m'ecrivit un jour de Prusse,* à faire juger de son caractere et de son genie. Ce qui a donné occasion à ces deux lettres c'est une piece que j'ai traduit du latin, et dont je luy ai envoyé, comme il l'avoit souhaité le jour de son depart d'icy, une copie avec un petit ajouté, ou j'avois fait entrer assez à propos la traduction d'un petit passage d'Horace. C'est bien dommage, que ce Prince ne soit entouré, que de jeunes officiers, la pluspart fort etourdis et ignorans, lorsqu'il est à son regiment, ou il passe la plus grande partie de son tems, pour faire la cour au Roi, son pere; il est certain, que s'il ne hantoit que des gens sages et espritez, il deviendroit un des beaux genies de son tems et se corrigeroit sans peine de plusieurs petits defauts, dont il est encore chargé et du coté du coeur et du coté de l'esprit."

Graf v. Manteuffel that aber noch mehr, er vermuthete, ob mit Recht oder Unrecht wissen wir nicht, der Minister werde sein: „curieux de voir la reponse, que j'y ai faite," er sendete daher mit der Bemerkung „V. E. verra, que si ce Prince a outré les douceurs, qu'il a bien

* Der vorstehende Brief vom 7. October 1735.

voulu me dire, je ne luy ai pas, ce me semble, tant mal renvoyé la bale," eine Abſchrift derſelben, welche alſo lautet:

„Berlin ce 25 de Nov. 1735.

Monseigneur,

V. A. R. dut Elle me prendre pour cet auteur novice, au quel Boileau reproche, qu'en faisant l'eloge de son heros, il luy donne dit-il, de l'encensoir au travers du visage, je ne puis m'empecher de parodier une reponse, quoiqu'un peu plate, qu'un marchand de Leipzig donna il y a quelques années, au Prince de Weissenfels, qui l'entretenoit de l'etat du commerce. C'est dommage, dit le banquier au Prince, c'est dommage, que vous ne soyez pas marchant, il n'y en a pas de si habile à la Bourse. C'est dommage, que V. A. R. soit destinée à proteger plutot le Parnasse et les belles lettres, qu'à en faire son metier. Elle effaceroit en verité, tous ceux, qui s'en sont jamais melez.

C'est grand dommage, Monseigneur,
Qu'etant né pour le Diadème,
Vous ne puissiez vous faire auteur,
Phebus, vous admirant luy même,
Vous cederoit de tout son coeur
Sa lyre, son poste d'honneur,
Et le gouvernement supreme
Du Parnasse et du docte choeur.

V. A. R. ne seroit pas quite à si bon marché, si les forces de mon Pegase suranné, répondoient à son envie de courrir. Il a beau s'animer luy même, j'ai beau l'eperonner, depuis que j'ai eu l'honneur de recevoir les deux lettres, qu'Elle m'a fait la grace de m'ecrire le 17 et le 19 d. c., il est si essoufflé, qu'il luy est impossible, d'aller plus loin. Encore luy falloit-il votre exemple, Monseigneur, et la verité, que j'avois à vous dire, pour luy faire fournir cette petite carriere.

V. A. R. me fait plus d'honneur, que je ne merite, en supposant, que j'ai embelli, dans ma traduction la

piece, que j'ai pri la liberté de luy envoyer. Tout ce qu'elle peut contenir de bon et de mauvais, appartient à l'auteur, qui me l'a fournie, et qui dit en assez mauvais latin tout ce que j'ai taché de rendre fidelement en françois. Je ne lui ai prété du mien, que la forme et le petit passage d'Horace, dont V. A. R. a daigné ne pas desapprouver la version.

Qu'Elle me permette cependant de plaider la cause de l'auteur de l'epitaphe de Psomka. Je crois charitablement, qu'il a donné à dessein premedité dans le defaut, que V. A. R. luy trouve et qu'Elle releve d'ailleurs, comme tout ce qu'Elle entreprend de critiquer, avec une justesse achevée. En faisant l'eloge de la republique Babine il semble avoir voulu en meme tems paroitre digne d'y etre associé. Je suis bien trompé, ou c'est ce qui luy a fait commettre une faute volontaire, qui par là même, cesse à mon avis d'être tout à fait blamable. C'est au moins tout ce que je puis imaginer de plus specieux pour sauver en quelque manière l'honneur de ce poete.

Je ne puis d'ailleurs qu'applaudir à la reflexion que V. A. R. fait à l'occasion de la debonnaireté de Sigismond Auguste. C'est ainsi que pense et agit (je le dis en franc Pommeranien) tout Prince, qui fait gloire de faire le bonheur de ses etats et le delice du genre humain.

Il en est de même de l'aversion, qu'Elle se sent pour tout ce qui est imparfait. Rien de plus juste, rien de plus grand, que cette idée. Mais me permettriez Vous, Monseigneur, de vous faire une question? V. A. R. n'aimant que le parfait, qu'aimera-t-Elle dans ce monde si fertile en imperfections? Elle auroit de la peine à trouver, hors d'Elle même un objet digne de son estime, à moins qu'à l'exemple des ames les plus magnanimes, Elle n'y supplée par un peu de charité.

Elle s'ennuyeroit à la fin de ne voir rien que de haissable, si sa haine s'etendoit sur tout ce qui est imparfait. En effet, que deviendroit, sans quelques grains d'indulgence, tant de merites mediocres, dont Elle se verra sans cesse entourée? Que deviendrois je moi même? moi, qui ne puis me vanter d'aucune perfection, que de celle de la devotion inveterée, avec laquelle j'ai l'honneur d'être etc."

Dem Grafen von Manteuffel war die Zusammenbringung des vielen Honigs, welchen sein Brief enthält, sehr sauer geworden, er meldet in seinem nächsten Schreiben, daß der Kronprinz wieder in Berlin eingetroffen sei, und fügt hinzu: „Je suis ravi, qu'il soit venu icy, cette correspondence me coutoit plus de peine, que toutes celles que j'entretiens." Er schickte aber zugleich abschriftlich nachfolgende ihm vom Kronprinzen zugegangene Antwort:

„à Potsdam ce 1 Dec. 1735.

Monsieur. Je me vois payé au double des peines, que s'étoit donne mon Appollon, en vous rimant le quatrain que je vous envoyai dernierement. Les vers et les louanges, que vous voulez bien me donner, m'en recompensent au centuple mais en même tems ils servent à m'humilier, car je sens leur superiorité et je me dis à moi-même, que chaque strophe de vos vers m'est une leçon pour n'en plus faire.

Ma Muse, tout au plus, ne sait que fredonner,
La tienne a l'art de plaire et le don de chanter.
Que, poursuivant les pas et de Perse et d'Horace
Au Parnasse, auprès d'eux, elle prenne sa place!

Voila les derniers, qui paroitront et si vous n'étiez le sujet de ce qu'ils disent, jamais on ne les auroit vu eclore.

Vous defendez si bien l'auteur de l'epitaphe que vous m'obligerez de me taire, si je ne faisois une reflexion, qui me paroit très naturelle, c'est qu'une per-

sonne qui peche avec connaissance de cause, peche doublement. L'auteur faisant un epitaphe devoit sans doute savoir, ce que c'est que d'en faire; il manque à toutes les choses requises pour en faire, ainsi sa faute volontaire, devient double à mon avis, pourquoi ne pas donner le nom de supplique ou de memoire à ses vers? Je l'aurois mieux aimé voir humblement rechercher les sufrages de la societé Babine, que de se recommander à la fin d'un epitaphe. Il falloit avoir votre esprit, pour defendre cette cause et je vois que je gagne ma these avec trop peu de gloire, parceque le parti que vous preniez, n'en est pas soutenable, ni entreprenable par autre que vous.

Je me vois obligé en dernier lieu de me defendre sur ce que vous m'accusez, d'aimer peu de choses dans le monde, ne m'attachant qu'à ce qui est parfait. Je crois pouvoir m'expliquer de maniere, à vous donner satisfaction. Premierement, je n'ignore pas, que par la corruption qui est dans le monde, il nous est impossible, d'atteindre à la perfection et que le penchant malheureux des mortels, qui les porte toujours plus facilement au mal qu'au bien, les en eloigne toujours d'avantage. Je sai encore, que toutes les choses de ce monde, etant assujetties à une vicissitude continuelle, il n'est pas possible, qu'elles puissent être parfaites, par rapport à ce principe d'inconstance et aux bornes étroites qui les empechent d'acquerir ou plus d'etendue ou plus de connaissance. Delà je conclue comme vous, qu'il n'y a rien de parfait dans le monde. Or vous m'allez demander, ce que j'aime donc et ce qui doit meriter notre estime? Ce sont les choses, qui approchent le plus du parfait, savoir des choses inanimées, un batiment, dont l'architecture sera la plus regulière; un climat qui sera des plus temperés, une situation des plus agreables, etc. et d'êtres animés, une personne

dont la penetration surpasse le vulgaire, un auteur, qui a force de se peiner, aura acquis plus de science que les personnes ordinaires n'en possedent, une personne qui se donne des soigneux efforts pour parvenir à la vertu parfaite et au solide merite. Voila la raison, pour laquelle je vous estime, vous regardant comme approchant beaucoup plus du centre de la vertu, qu'un million d'autres qui s'egarent dans des cercles, qui en sont plus eloignes. Je ne me conte qu'au rang des derniers. Votre exemple va nous enseigner, jusqu'à quel grade la faiblesse humaine nous permet d'en approcher. Vous serez nôtre émule et je me trouverai heureux, si avec le tems et suivant vos traces, j'y puis atteindre, je vous en aurai en partie l'obligation et s'il se peut, j'en serai avec encore plus d'estime, Mon cher Comte

Votre tres affectionné
ami
Frederic.

Im Januar 1736 hatte Graf von Manteuffel ein nicht näher bezeichnetes lächerliches Ereigniß, das ſich im Jahre zuvor in Berlin zugetragen, in einem komiſchen Gedicht beſungen: er ſendete dieſes mittelſt eines Briefes vom 26. Januar 1736 (der uns vorliegt, den wir aber, da er kein weiteres Intereſſe bietet, weglaſſen), dem Kronprinzen und erhielt von ihm folgende Antwort:

„à Rupin ce 4 Fevr. 1736.

Monsieur.

De vingt lettres, que j'avois à ecrire, je me suis reservé celle cy pour la dernière, m'étant la plus agreable. Je vous suis tres obligé du conte en vers, que vous m'avez envoyé. Je pouvais, sans vous donner un vain encens, trouver mille louanges, que vous meritent ces ouvrages, mais votre modestie les suprime au bout

de ma plume et le grand Duval* annonce, que la table est servie. Vous comprenez, que cela me fait naitre tout naturellement la pensée de boire à votre santé; ce qui s'executera dans une ou deux minutes, étant avec bien de l'estime etc."

Am 3. April 1736 kam der Kronprinz gegen 11 Uhr von Potsdam nach Berlin, eine Viertelſtunde ſpäter empfing Graf Manteuffel von ihm ein Billet mit folgenden Worten:

„Peux-tu te contenter de la soupe frugale,
Dont chez moi ce midi ma femme me regale?
Viens à tems et sois scur, que c'est ta bonne humeur,
Qui fera du repas la joye et la douceur
Frederic."

Natürlich beeilte ſich der Graf, der freundlichen Einladung nachzukommen und ſchrieb ſodann dem Grafen von Brühl über das Diner und überhaupt ſein Verhältniß zum Kronprinzen: „Ayant mandé mardi passé à V. E. que Monseigneur le Prince Royal d'icy, m'avoit invité à diner et à souper, je crois y devoir ajouter aujourdhui, qu'un peu de modestie m'empeche, de dire tout ce que ce Prince me dit d'obligeant sur la correspondence, que j'avois bien voulu, dit-il-entretenir avec lui et sur la franchise polie, dit-il, avec la quelle je l'avois souvent instruit de ce qu'il avoit ignoré, ou mal compri auparavant. Car il est bon de savoir, que la pluspart de nos lettres, ne roulent plus sur la poesie et autres bagatelles pareilles, mais sur des matieres de morale, d'histoire, de christianisme et d'autres choses utiles à un jeune Prince, qui a assez de discernement pour comprendre, que la veritable grandeur consiste plutôt dans un esprit solide et dans des sentimens humains, genereux et justes, que dans l'eminence du rang ou dans le faux brillant de certaines sciences frivoles.

* Duval war ein Koch Friedrichs, der öfters erwähnt wird ſ. auch Oeuvres a. a. O. tom. XXV. pag. 479 not. a.

Je suis persuadé, sans en tirer vanité, que si je pouvois avoir l'honneur de communiquer à V. E. toutes les lettres, que nous nous ecrivons quelques fois, ce Prince et moi, Elle seroit charmée des siennes et ne desapprouveroit pas les miennes, d'autant plus que cellescy vont toutes à lui inspirer indirectement des sentimens d'un bon maitre, d'un bon voisin et d'un bon ami de ses amis: ou ce qui revient au même, des sentimens d'humanité, d'equité et de bonne foy.

Je ne sai, si je m'en fais trop accroire, mais je crois m'appercevoir (et d'autres s'en appercoivent encore plus que moi), que mes insinuations, ne tombent pas à terre et j'ose me flatter, que si je puis les continuer encore quelque tems, non seulement les habitans de ces pays cy, mais tous les voisins futurs de mon correspondent, m'auront un jour (quand je ne serois plus)* quelqu' obligation, d'avoir contribué à lui faire epouser des principes si differens de ceux, dont des prejugés d'education et de mauvais exemples sembloient l'avoir coeffé.

V. E. sera peutêtre surprise, de ce qu'un Prince de son age et naturellement sujet à quelque vanité, recoive si bien mes insinuations, mais il est bon, qu'Elle sache, que cela vient principallement de 4 causes, 1) de son envie extraordinaire de s'instruire, 2) d'un peu de bonne opinion, qu'il a de moi 3) de ce que me regardant comme une espece de vieillard independant et desinteressé, il est persuadé que je lui parle ou écris plutôt par un mouvement d'amitié, que dans aucune vue interessé et 4) de ce que je ne lui parle ou écris

* Graf von Manteuffel ſtarb am 30. Januar 1749 zu Leipzig, mithin zu einer Zeit, wo die ſchleſiſchen Kriege die von ihm hier ausgeſprochne Hoffnung über die gute Nachbarſchaft, welche Friedrich halten werde, bereits widerlegt hatten.

jamais en guise de precepteur, mais comme un homme qui ne cherche qu'a le divertir, en lui rapportant ce que je dis avoir lu ou oui dire et en combattant par maniére d'amusement certaines choses, qu'il me fait l'honneur de me dire de tems entems."

Wenn hier der Graf von Manteuffel sich als einen „vieillard desinteressé," bezeichnet, so wäre allerdings sein nächstfolgender Brief an den Grafen von Brühl, wenn ihn der Kronprinz von Preußen hätte lesen können, geeignet gewesen, ihn in dieser Beziehung über den Grafen aufzuklären; derselbe enthält nämlich die Versicherung, er könne nicht Worte finden, um seinen Dank auszudrücken für — 300 Thlr., welche ihm Graf von Brühl gesendet, und zwar, wie dieser versichert, nicht aus der königlichen Casse, (aus der, wie wir schon früher erwähnt, Manteuffel eine jährliche Pension von 12000 Thlrn. erhielt) sondern „de son argent," was denn den Grafen von Manteuffel zu der Versicherung veranlaßte, der Umstand, daß Brühl das Geld gegeben habe „de son propre fond," müsse ihn eigentlich veranlassen, es abzulehnen — indessen wolle er es aber doch behalten, weil „jamais 300 Thlr. ne sauroient venir plus à propos que ceux là."

In den nächsten Briefen gedenkt der Graf v. Manteuffel der Streitigkeiten, welche auf der Universität zu Halle zwischen einem Gegner des von dort im J. 1723 vertriebenen großen Philosophen Christian (später Freiherr von) Wolff und den Anhängern desselben entstanden waren, besonders dem später ebenfalls berühmt gewordenen Prof. Alex. Gottlieb Baumgarten, welcher als „jeune professeur, honnete homme et savant à ce qu'on dit" von Manteuffel bezeichnet wird. Der Kronprinz stand, wie Manteuffel bemerkt „à la tête des partisans de Wolff et du bon sens" und sprach sich auch gegen den Grafen in diesem Sinne aus. Der Letztere schrieb deshalb am 24. April 1736 an den Minister Grafen von Brühl: „Je ne puis me dispenser

de communiquer à V. E. pour la rareté du fait, la copie cijointe d'une lettre, que le Pr. Royal m'ecrivit ces jours passés sur le sujet de Lange et qui marque d'une maniere assez sensible, le genie et le caractère de son auteur: caractère qui sera un jour impayable (supposé qu'il ne se demente pas, lorsqu'il aura les coudées franches) et qui le porte naturellement à la recherche, souvent très penible, des verités et à les soutenir, pour ainsi dire, à Spada tratta, des qu'il les a trouvèes: quoiqu'il soit en même tems si peu enteté de ses opinions, qu'il en revient sans peine, lorsqu'on lui oppose avec franchise des raisons rèellement plus fortes, que les siennes, c'est à dire, lorsqu'on est assez ferré à glace et qu'on a assez de part à sa confiance, pour oser disputer contre luy.

Si je ne craignois pas, d'ennuyer V. E., je lui conterois des particularités la dessus, qui prouveroient, que je n'en dis rien de trop et que ce Prince agit même dans ses amitiés tout comme par rapport à ses opinions. Je risquerai cependant de vous en donner un exemple.

Entre autres fausses idées, dont il étoit imbu, il en avoit une fort extraordinaire sur l'immortalité de l'ame. Il l'avoit puisée en je ne sais quel ancien systeme de philosophie et il la soutenoit en toute occasion avec des argumens fort specieux. Comme il m'en avoit souvent parlé, sans que j'eusse voulu entrer avec luy dans une matiere, qui demande plus d'erudition, que je n'en ai dans la metaphisique et que je souhaitai néanmoins de le guerir d'un sentiment si dangereux et si fertile en mauvaises consequences, je lui recommandai de lire la metaphisique allemande de Wolff, qui dit tout ce qu'un philosophe peut dire de plus convaincant en faveur de l'immortalité de l'ame. Et comme je savais, qu'il étoit en correspondance sur ce

même sujet avec un ministre françois,* qui s'étoit piqué inutilement de le convaincre par ses raisonnemens usez et tirez de quelques anciens philisophes, je lui conseillai (le sachant deja ebranlé par Wolff) d'abrompre cette correspondance et de laisser la gloire de sa conversion au dit ministre, qui auroit été charmé de s'imaginer de l'avoir desabusé. Je lui mandai même, que je lui croiois trop de penetration, pour avoir soutenu serieusement un sentiment si pernicieux et qui ne pouvoit manquer de le faire passer pour un impie; que j'avois été attaqué autrefois de la même erreur, mais que j'en étois revenu par la demonstration du monde la plus simple, que je lui communiquerois un jour, s'il le souhaitoit.

Ce fut la dessus qu'il m'ecrivit, il n'y a pas 8 jours, toute une justification, dont je ferai ajouter un extrait à la copie susdite; justification d'autant plus curieuse, qu'il y a fourré une espece de confession de foy tres ortodoxe, quoiqu'exprimée d'une façon particuliere."

Die allerdings merkwürdigen Briefe des Kronprinzen, deren Abſchriften Manteuffel als Belege beifügt, *lauten alſo:*

„ce 18 d'Avril 1736.

Vous me faites tort, Monsieur, de croire, que je n'ai qu'affecté de ne pas croire l'immortalité de l'ame, je vous assure que de bonne foy j'ai été persuadé que je n'en avois aucune. La politique, il est vrai, n'en est pas d'accord, mais celle ci n'est pas beaucoup consulté, quand on cherche la verité. Grace à Dieu, je n'en doute plus.

Il me suffit, que je sois convaincu, je le repète, de l'immortalité de mon ame, que je croie en Dieu et à celui qu'il a envoyé pour eclairer et sauver le monde;

---

* Vielleicht iſt der franzöſiſche Geſandte zu Berlin, Marquis de la Chetardie gemeint.

que je m'applique à me rendre vertueux autant que je le puis effectuer par mes forces; que je pratique les actes d'adorations, que la créature doit à son créateur et les devoirs d'un bon citoyen envers les hommes, mes egaux. Alors je puis être scur, que l'avenir ne me sera point funeste; non pas que je croie meriter le ciel par mes bonnes oeuvres (ce qui seroit absurde et du dernier ridicule), mais par la ferme persuasion dans laquelle je suis, que Dieu ne peut pas rendre eternellement malheureuse une créature, qui l'aime avec toute la reconnaissance, que merite le bienfait, qu'il lui a fait, en lui donnant l'existence, qui à la verité est remplie de pechez et de fautes, mais dont la cause git dans le temperament et non dans les sentimens de mon coeur. Voila ma confession de foy: vous pouvez voir par là, mon cher, que je ne suis certes pas un athée et que mon système de foy, bien loin d'être prejudiciable à la societé, doit lui servir de soutien.

Si votre lettre étoit arrivé plutôt, je n'aurois pas manqué de suivre vos conseils, qui sont très bons et qui m'ont donné une preuve convaincante de l'amitié, que vous avez pour moi, je vous assure, Monsieur, que je vous en tiendrai compte, d'autant plus que je sai que le monde me soupconne deja, d'avoir une foy non trop ortodoxe."

„à Ruppin ce 20 d'Avril 1756.

Ce fut de tout tems dans les persecutions, que brille avec le plus d'eclat le zele des premiers Chrètiens; il mèprisoient les horreurs des plus cruels suplices et beaucoup d'entre eux sçellerent leur foy par le martyre. Vous comprenez bien, que ce preambule va me mener sur le sujet de la seconde persecution, que l'on intente contre Wolff.* Jamais je ne me suis senti autant

* Prof. Lange hatte ein Verbot der Wolffſchen Schriften beantragt, ſowie daß Baumgarten unterſagt werde, die Wolffſche Philoſophie vorzutragen.

d'ardeur pour lui, que depuis que la calomnie et l'ignorance l'attaquent. Qu'ils en triomphent à leur gré, leur triomphe même les chargera de honte et les mettra en abomination auprès des races futures. Quoi! vouloir interdire l'usage de la raison? Se livrer à ce que l'ignorance et les prejugez ont de plus crasse et de plus idiot? negliger de propos deliberé l'usage de la seule chose, qui nous distingue des betes? Ah, quel tems! quels moeurs!

Est-il bien croyable, que la superstition (monstre dangereux et pernicieux au possible) puisse produire de pareils effets? et n'auroit on pas de quoi confondre suffisament ce cajot, dont le zele ou la fureur effrenèe interdit l'usage du bon sens et de la raison? Ne met-il pas, luymême, les armes bas en renoncant au plus bel attribut de l'ame, qui est cette vertu de comprendre les choses; de les comparer; de connoitre leur valeur, de juger par la du rapport, qu'elles ont les unes avec les autres, et de distinguer le bon du mauvais, et la verité du mensonge? Un homme qui renonce jusque là au bon sens, me donne cause gagnée. Quelle idée veut-il que l'on se fasse d'une religion, qu'il pretend d'etablir sur l'ignorance et sur une credule superstition? jamais le plus grand Heresiarque n'arbora de plus dangereux principe. Cet homme pourra precher le paganisme et l'on sera en conscience obligé de l'en croire, parceque l'on n'osera en raisonner.

Pour moi je comprens et cela par une raison suffisante, que Lange est une bète, car comment definit-on l'homme? Les Platoniciens disent, que c'est un animal raisonnable à deux pieds, sans plumes, Or un animal raisonnable qui n'est pas raisonnable (car comment peut-il l'être, si on lui interdit l'usage de la raison?) est une bète. Donc Lange est une bète, parce qu'il ne raisonne pas et qu'il defend à l'homme de raisonner.

Ainsi le voila betisé et pour salaire de ses soins, je le condamne aux petits maisons. Que s'il n'y est pas mis, je le regarderai du moins comme un homme qui a bien merité de l'étre. Mais basta; cet animal ne merite pas qu'on lui fasse l'honneur de le nommer.

Je vous en dirais volontiers davantage, si je n'étois obligé de m'employer dans ce qui est ma vocation (d'aller aux exercises des regimens). Je vous quitte donc pour cette fois, vous priant de me croire avec une entiere estime etc."

Hiermit ſchließen die ausführlicheren Mittheilungen, welche Graf von Manteuffel dem Miniſter Grafen von Brühl aus ſeiner Correſpondenz mit dem Kronprinzen zugehn ließ.*

* Manteuffel, der, was wir ihm gar nicht verargen mögen, wohl gern mit ſeinem fürſtlichen Correſpondenten glänzen mochte, theilte auch dem ihm befreundeten Syndicus von Roſenberg in Danzig die Briefe des Kronprinzen mit, der aber den Zweifel ausſprach, ob ſie wirklich aus deſſen Feder gefloſſen ſeien, oder ob nicht Hr. v. Keyſerling ihm dabei unterſtützend zur Seite geſtanden habe. Der Graf widerſprach aber dieſer Vermuthung entſchieden, indem er in einem Briefe vom 28. Januar 1736 beifügte: „enfin ce prince n'est aidé en pareilles occasions, n'y de Keyserling n'y d'ame vivante et il est tellement entiché jusqu'à present d'amour propre, que je suis persuadé qu'il aimeroit mieux n'ecrire jamais, que de faire composer ses lettres par quelqu'un. Aussi n'y a-t-il absolument personne auprès de lui, qui soit capable de l'assister la dedans. Dès qu'il est à Ruppin, ou il passe les trois quarts de l'année, il n'est entouré que d'officiers, que je connois tous et parmi lesquels il n'y en a peutêtre pas trois, qui sachent ecrire quatre mots raisonnables et quand il est à Berlin, il ne voit d'étrangers et surtout de gens de robe, que ceux, qu'il fait inviter à diner ou à souper, l'etiquette de cette cour ne permettant à personne de lui aller faire la cour hors ce tems la. Ce n'est pas sans raison, que je vous ai dit, en faisant son portrait, que je n'ai jamais vu de si beau genie que le sien et qu'il s'est absolument, formé lui même, tel qu'il est. Ce seroit assurement un prodige, s'il avoit pu profiter de quelque bonne éducation et il le deviendroit peutêtre encore, s'il avoit l'esprit libre et content et qu'on lui permit de vivre tout à fait à sa façon ou de hanter, qui bon lui sembleroit." Ein anderes Mal ſchreibt Manteuffel: „il a plus d'esprit, qu'il n'appartient à un grand seigneur d'en avoir."

Nur aus dem Jahre 1739 finden wir noch folgenden Auszug aus einem Briefe des Kronprinzen, vom 23. oder 24. März, in dem dieſer ſich über den Tod des Feldmarſchalls von Grumkow folgendermaaßen ausſprach: „Vous aurez plaint sans doute le pauvre Maréchal de Grumcau (a) dont la mort fera assurement beaucoup de préjudice à la cour et à la ville de Berlin. La Société (b) y perd un protecteur, mais d'un autre coté les débauchés y perdent un vrai père (c)

Manteuffel begleitet dieſes Schreiben an den bezeichneten Stellen mit nachſtehenden Anmerkungen:

a) L'auteur du billet entretenait une correspondance fort étroite avec le defunt,* mais il leur arrivait souvent d'être de sentimens differens. Le premier étant extremement dissimulé, delicat et sensible et l'autre fort franc et vif, ils avoient à tout moment quelque chose à deméler ensemble. Mais comme le dernier avoit très souvent occasion à rendre service au premier et qu'il n'y manquait même jamais, leurs bouderies, quoique fort souvent le Pr. de Dessau ne manquant pas de souffler le feu, n'étaient jamais de longue durée.

b) Il entend par là certaine société d'un petit nombre de savans, que j'ai établie icy, pour m'amuser avec quelqu'agrément, sous le nom de Société des Alethophiles,** ou amateurs de la verité et dont le but est effectivement de rechercher et d'éclairir toutes sortes de verités utiles. Or l'auteur du billet, qui a un gout extraordinaire pour les belles lettres, sachant que le defunt faisoit toujours les eloges de cette société,

---

* Oeuvres etc. t. XVI. pag 35 u. f., wo ſich Briefe aus der Zeit vom 11. Februar 1732 bis 18. October 1733 vorfinden.

** Oeuvres etc. t. XXV. p. 460 not. b. Graf Manteuffel ließ auf dieſe Geſellſchaft 1736 eine Münze prägen. F. Förſter: Friedrich Wilhelm I. Th. II. S. 356: ſie iſt nicht zu verwechſeln mit der von uns in dem Aufſatz über Friedrich Wilhelm I. (I. 108) erwähnten.

quoique ce ne fut pas son affaire d'en être luy même; c'est ce qui l'en fait parler comme il fait.

c) Ce coup de dent me semble prouver, que l'affection que l'auteur portoit au defunt, ne fut jamais bien cordiale. La verité est pourtant, que celuy-ci autrefois ne haissoit pas la boisson, mais que depuis quelques années, il avoit entierement renoncé à tout excés et qu'il me semble qu'il faudroit luy pardonner ce defaut de jeunesse en faveur de plusieurs autres belles qualités, dont il étoit doué. Aussi prendrai-je la liberté, en qualité d'Alethophile, d'y repliquer sur ce ton là."

Diesen Mittheilungen schließen sich noch einige andere an, aus dem Jahre 1740, nachdem Friedrich II. den Thron bestiegen. Zunächst erregte die Sparsamkeit, mit welcher der neue König seine Diplomaten zu behandeln gedachte, Manteuffels collegiale Indignation. Der Graf erzählt in seinen Briefen, Friedrich wolle seinen Residenten im Auslande nur 1200 Thlr. jährlich aussetzen, was viel zu wenig sei, da diese Summe nur ausreiche zur Wohnung, Equipage mit 2 Pferden und 4—5 Domestiquen, was das Wenigste sei, dessen ein Resident bedürfe, wenn er einigermaaßen „en ministre public" leben wolle: für Nahrung, Kleidung ꝛc. bleibe nichts übrig.

Wir wollen dem Grafen dies gern glauben: seine Berechnung belegt zugleich, daß der Luxus und die Bedürfnisse des Anstandes damals zum Theil wesentlich verschieden waren von denen der Jetztzeit: heut zu Tage würde ein Beamter mit 1200 Thlrn. Gehalt am wenigsten daran denken, sich Equipage zu halten; bescheiden würde er zu Fuße wandeln und höchstens bei einem Wolkenbruche sich mit schwerem Herzen entschließen, eine Droschke zu unvermeidlichen Geschäftsbesuchen holen zu lassen: der Bestand seines Dienstpersonals würde den eines „Mädchens für Alles" nicht überschreiten dürfen. Es liegt uns noch ein anderer Beleg vor,

aus etwas früherer Zeit, welcher zugleich darthut, daß das Leben damals, insbesondere in Folge der zahlreichen Dienerschaft, welche ein vornehmes Hauswesen erforderte, keineswegs soviel wohlfeiler war, als man von der sogenannten „alten guten Zeit" gemeiniglich glaubt. Der Graf Carl Sophronius von Flodroff Wartensleben * beabsichtigte im Jahre 1720 einer Einladung des Königs von England nach London zu folgen und dort drei Monate zu verweilen: er übernahm es zugleich, ohne als Gesandter accreditirt zu werden, einige Angelegenheiten für Sachsen zu betreiben, und der General-Feldmarschall Graf von Flemming, mit dem er in freundschaftlicher Verbindung und mehrjähriger fortlaufender Correspondenz stand, bat ihn daher um Angabe der Reisekosten, deren Vergütung Graf von Flodroff zunächst abgelehnt hatte. Die Kosten des dreimonatlichen Aufenthalts in London berechnete der Letztere hierauf zu etwa 10,000 Thln., indem er nachstehende Specification übersendete:

Miethe eines Hauses	80	pièces (Guineen)
2 Caroſſen	110	„
Tafel und Wein	540	„
Beleuchtung, Wäsche, Heitzung	150	„
Reisekosten (unter Benutzung der königlichen Jacht zur Ueberfahrt)	200	„
Kostgeld für die Dienerschaft	27	„
2 Kammerdiener	30	„
2 Pagen	30	„
1 Conditor und 1 Gehülfe	27	„
1 Kellermeister	15	„
Der chef de cuisine	27	„
1 Koch und 1 Bratenspicker	24	„
6 Lakaien	54	„
1 Portier	10	„

* Ueber ihn s. Julius Graf von Wartensleben: Nachrichten von dem Geschlechte der Grafen von Wartensleben, Berlin 1858, 2. Auflage Th. II. Seite 99. 316.

Die weibliche Dienerſchaft war dabei noch nicht berückſichtigt. Der Graf war allerdings ein vornehmer Mann, indeſſen er beabſichtigte, wie gedacht, in London nur als Privatmann aufzutreten und doch hielt er eine ſolche Menge Dienerſchaft für nöthig, wie ſie jetzt kaum ein König mit ſich nehmen würde. Eine ähnliche Zuſammenſtellung liegt uns auch aus Paris vor, welche der Legationsſecretair de Brais im J. 1731 entworfen hat, über den unentbehrlichſten Aufwand eines jungen Mannes von guter Familie während eines Jahres. Er berechnet die Geſammtſumme auf 13,720 livr., nämlich:

Wohnung (monatlich 120 livr.)	1440 livr.
Koſt (7 livr. par repas)	2190 „
Kleidung	3000 „
1 Kammerdiener und 2 Lakaien	1680 „
Taſchengeld (täglich 2 livr.)	730 „
Equipage (340 livr. monatlich)	4080 „
Theater	600 „

Ausführliche, von den gedruckten Quellen* theils abweichende, theils ſie ergänzende Nachrichten gibt Manteuffel über Friedrich II. Reiſe im Sommer 1740. Er hatte ſie gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder, dem Pr. Auguſt Wilhelm, angetreten, reiſte mit ihm in der Nacht vom 19—20. Auguſt von Baireuth weiter, trennte ſich aber von ihm in der Gegend von Strasburg, um allein mit ſeinem vertrauten Adjutanten, dem Grafen Leopold Alexander v. Wartensleben,** in ſtrengſtem Incognito, ungebunden durch die Feſſeln des Ceremoniels, ſich ganz frei bewegen zu können. In Kehl angekom-

* S. u. a. Der Europäiſche Staatsſecretarius 1740, Bd. 61, S. 44 u. f. Thiébault, Souvenirs de Berlin Th. I, S. 203. Geppert, Chronik von Berlin Th. 3, S. 57. Kugler, Geſchichte Friedrichs d. Gr. 4. Aufl. Leipzig 1856, S. 89. Preuß, Friedrich der Große, Th. I, S. 153, 485. Souvenirs du Marquis de Valfons p. 50 sq. Paris 1860.

** Ueber ihn ſ. Julius Graf v. Wartensleben a. a. O. Th. II, S. 114 u. f.

men, nannte er ſich Graf du Four, ſeinen Begleiter Baron von Seiffertitz. Der Poſtmeiſter zu Kehl fragte, als die Reiſenden ihre Abſicht, Strasburg zu beſuchen zu erkennen gaben, ob ſie mit Päſſen verſehn ſeien? unter der Bemerkung, daß ſie ohne ſolche nicht würden eingelaſſen werden. Dem Mangel abzuhelfen, ſchrieb der König für ſich und ſeinen Begleiter eigenhändig einen Paß, den er aus Berlin datirte. Der Poſtmeiſter nahm dies wahr und mußte alſo, wenn keine ſchlimmere, wenigſtens die Ueberzeugung gewinnen, daß es mit den Fremden eine beſondere Bewandtniß habe. In Strasburg gegen Abend des 22. Auguſt eingetroffen, traten die Reiſenden im Gaſthauſe zum Raben ab, ließen ſofort einen Lohnbedienten und einen Wagen kommen, und fuhren in das Theater, das faſt zu Ende war. Sie gingen in das Parterre und der König erregte durch ein lautgeführtes Geſpräch über das Stück und die Leiſtungen der Schauſpieler einige Aufmerkſamkeit. Nach Beendigung des Theaters, gab der König dem Lohndiener den Befehl, er möge einige Offiziere zum Souper einladen. Der Lohndiener fragte, ob der Herr Bekannte in Strasburg habe? an wen die Einladung zu richten ſei? Auf die Antwort, Nein, er werde aber ſchon einige Offiziere finden, welche das Souper theilen wollten, meinte der Lohndiener, er bezweifle, ob Offiziere die Einladung eines Unbekannten annehmen würden; auch Wartensleben bemerkte, es werde nothwendig ſein, erſt Bekanntſchaften zu machen, wenn ſie nicht Vermuthungen über ihr Incognito erregen wollten; der König blieb aber bei ſeinem Befehl ſtehn. Während der Lohndiener den Auftrag zu vollziehn ſuchte, begab der König ſich in das Gaſthaus zurück. Ein Kellner meldete auf Befragen nach den übrigen Gäſten im Hauſe, es ſei ein Graf von Schönberg aus Sachſen, von Paris kommend, eingetroffen. „Das iſt, was wir brauchen," ſagte der König, „wir wollen die Leute beſuchen." Wartensleben bemühte ſich vergeblich, die ſofortige Ausführung dieſer Idee zu behindern. Der König pochte an die Thür des ihm bezeich-

neten Zimmers und trat ohne weitere Meldung ein. Der Graf von Schönberg hatte sich es bereits bequem gemacht: in einem kurzen Hausrock, die Nachtmütze auf dem Kopfe, sah er einer Partie Piquet zu, welche seine Gemahlin mit 2 Offizieren* spielte. Befremdete Blicke empfingen die unbekannten Eindringlinge. Indem der König den Namen du Four nannte, wendete er sich ganz ungenirt an den Grafen, mit der Angabe, er habe ihn in Paris gesehn und freue sich, ihn wieder anzutreffen. Der Graf erwiederte ziemlich kühl, er könne sich der Ehre einer Bekanntschaft mit ihm nicht erinnern, und als der angebliche Graf du Four sich nun der Gräfin näherte, nahm Schönberg Wartensleben bei Seite und fragte, wer sie denn eigentlich seien? Die Antwort lautete: Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß mein Begleiter sich Graf du Four nennt, ein junger Herr aus Böhmen, sehr reich und viel gereist ist, und daß er angibt, Sie in Paris genau gekannt zu haben; Sie müssen wissen, was daran ist. Ich bin der Baron von Seiffertitz, ein Sohn des frühern Obermundschenks. Mein Herr, erwiederte der Graf von Schönberg, das ist zuviel, ich kenne die Seiffertitze, mit denen ich verwandt bin, sehr gut, Sie sind kein Sohn des Obermundschenks, der gar keine Kinder gehabt hat. Der peinlichen Verlegenheit Wartenslebens machte glücklicher Weise der Eintritt des Lohndieners ein Ende, welcher meldete, daß drei Offiziere, die er eingeladen, eingetroffen seien. Der König entfernte sich alsbald, um seine Gäste zu empfangen. Zwei der Erschienenen waren gesetzte Männer reifern Alters, der Dritte ein junger Fanfaron. Das Souper ward servirt, war trefflich, eben so der Wein, was die Gesellschaft zu schätzen wußte. Die Offiziere, denen wohl der Lohndiener seine durch das Benehmen des Königs erregte Vermuthung, daß der Name des Grafen du Four eine vornehmere Person verbergen möge,

* Der eine war der Marquis de Valfons. Souvenirs du Marquis de Valfons p. 50.

mitgetheilt haben mochte, versuchten vergeblich, den Schleier zu lüften, sie brachten das Gespräch auf Politik, Krieg, Literatur, und nahmen mit Erstaunen wahr, daß ihr Wirth in allen Fächern weit besser bewandert war, als sie selbst. Der jüngere Offizier zerbrach sich den Kopf nicht über den Stand seines Wirthes, er sprach dem Weine tapfer zu, sang, pfiff, trieb eine Menge Tollheiten und belebte die Gesellschaft so, daß man bis nach Mitternacht sehr vergnügt zusammen blieb. Am andern Morgen, schon um 7 Uhr, erschienen die Offiziere wieder, in der Absicht, den Grafen du Four und seinen Begleiter zum Frühstück in einem Caffeehause einzuladen. Der König schlief noch, auf Pochen öffnete Wartensleben die Thür, und nur mit Mühe gelang es ihm, die Einladung abzulehnen. Wartensleben begleitete sodann den König bei einem Gange durch die Stadt: der Letztere kaufte einige Kleinigkeiten, bezahlte aber weit mehr, als den geforderten Preis, vermehrte auch durch wahrhaft königliche Trinkgelder, die er an einigen Orten gab, die auf ihn sich richtende Aufmerksamkeit. Er sendete hierauf den Grafen von Wartensleben an den Marschall von Broglio,* um die Erlaubniß zu erhalten, die Festungswerke zu besehn. Der Marschall hatte bereits Notiz von dem Erscheinen der räthselhaften Fremden erhalten, er empfing Wartensleben zwar sehr höflich, bemerkte aber, die Festung dürfe Unbekannten nicht gezeigt werden, wolle aber der Graf du Four seinen wahren Namen angeben, so stehe er in Allem zu Diensten. Als Wartensleben in Abrede stellte, daß jener Name ein fingirter sei und beifügte, der Graf du Four werde Strasburg nicht verlassen, ohne den Marschall begrüßt zu haben, erwiederte der Letztere, der Graf müsse entweder eine sehr vornehme Person oder ein „extravagant" sein, es gehe sogar das Gerücht, es sei der König von Preußen selbst. Wartensleben läugnete dies beharrlich, gestand

* Francois Marie Duc de Broglio, 1734 zum Maréchal, 1739 zum Gouverneur von Strasburg ernannt.

aber zu, sein Begleiter sei ein preußischer Prinz, der aber unbekannt zu bleiben wünsche: hierauf gewährte der Marschall die erbetene Erlaubniß und sagte die Absendung eines Offiziers zu, der die Festungswerke zeigen werde. Immittelst war aber das Incognito des Königs durch einen Zufall verrathen worden: er begegnete einem preußischen Deserteur, der ihn erkennend, sich ihm zu Füßen warf, um Gnade und seinen Abschied bat. Der König zog ihn bei Seite und versprach ihm Gewährung seiner Bitte, wenn er seine Anwesenheit nicht verrathe. Der Vorgang war jedoch nicht unbemerkt geblieben, Broglio erfuhr ihn bald, und in das Gasthaus eilend, in welchem der König abgetreten war, drang er nochmals in Wartensleben, ihm den hohen Stand seines Begleiters zu bestätigen: obgleich dieser bei seinen frühern Angaben verblieb, stellte der Marschall doch nun zwei Schildwachen vor die Thür des Gasthauses und lud Wartensleben und seinen erhabenen Begleiter zum Souper. Die Schildwachen, ebenfalls preußische Deserteurs, erkannten, wie ihr Camerad, den König. Nachdem Friedrich die Festung besichtigt, begab er sich zu dem Marschall von Broglio: dieser ließ ihn eine Viertelstunde im Vorzimmer warten, nannte ihn dann, ohne seine Saumseligkeit zu entschuldigen, vor mehr als 50 Offizieren, „Sire“ und „Majesté,“ sprach aber dann blos von der Wichtigkeit seiner Stellung, „de l'honneur, qu'il avoit eu de commander les armées du Roi,“ und fragte endlich, „s'il ne vouloit pas voir Madame de Broglio?“ In demselben Augenblick trat die Frau Marschallin bereits ein und empfing den Grafen du Four, „avec toute la fierté dont une reine orgueilleuse peut accueiller un particulier de médiocre distinction.“ Manteuffel fügte dieser Notiz bei: „.Le maréchal peu compter, que cette reception ne lui sera pas oubliée, tant qu'on vivra.“ Daß diese Bemerkung nicht ohne Grund war, belegte der König selbst; als er nach der Rückkehr von seiner Reise bei der ersten Cour den französischen Gesandten sah, fragte er ihn, wie Manteuffel erzählt,

„s'il recevait quelques fois des nouvelles du Comte de Broglio? et l'autre ayant repliqué, qu'il en avoit reçu. d'assez fraiches et que ce maréchal lui avoit mandé entre autres choses, que l'arrivée de Sa Majesté à Strasbourg avoit été une surprise pour lui. Cela n'est pas étonnant repartit le Roi, il n'est fait que pour être surpris."

Der Marſchall v. Broglio erſtattete übrigens ſeiner Seits über den denkwürdigen Beſuch unter dem 26. Auguſt 1740 eine ausführliche, uns in Abſchrift vorliegende, Relation nach Paris, in welcher er aber die von uns erwähnten Details über ſein Benehmen gegen den König, mit Stillſchweigen zu übergehn für angemeſſen erachtet hat: er erzählt dagegen, daß der Prinz Auguſt Wilhelm einen Tag ſpäter als der König, mit Algarotti ebenfalls in Strasburg eingetroffen und in dem cabaret de l'esprit abgeſtiegen ſei. Beide ließen ſich nebſt dem Begleiter des Königs, den Broglio aber „Veinheim" nennt, dem Marſchall vorſtellen, ohne daß jedoch der Prinz ſich zu erkennen gab: Broglio lud die Herren zur Tafel, bei der der junge Prinz kein Wort ſprach, was den Berichterſtatter zu der Bemerkung veranlaßt, „il ne paroit pas avoir beaucoup de monde." Obwohl Broglio das Gerücht vernommen hatte, der im Raben abgetretene räthſelhafte Fremde ſei der König von Preußen, ſo glaubte er doch zuerſt nicht daran, weil er bezweifelte, wie er ſchrieb, „que le Roy de Prusse, dans son avénement à la couronne dont il avoit presque tout changé le gouvernement, fit une pareille équipée." Als indeſſen Mehrere den König erkannt, konnte Broglio, obwohl Friedrich ſein Incognito bewahrte, nicht länger in Zweifel bleiben, es mußte ihm jedoch, als der König beim Eintreten bei ihm auf die Frage, „Votre Majesté veut Elle, que je La traite comme Roi de Prusse ou comme Mr. le Comte du Four?" antwortete, er ſei nicht König von Preußen, dies zur Richtſchnur dienen. Friedrich nahm des Marſchalls Einladung zum Souper an, als aber ſich während

seines Besuchs bei Broglio, eine Menge Menschen vor dem Palais und um seinen Wagen versammelt, er also sein Incognito verrathen sah, fuhr er nicht, wie er beabsichtigt hatte, in das Theater, sondern in sein Gasthaus, ließ Postpferde kommen und verließ Strasburg sofort, indem er sich durch Algarotti bei Broglio entschuldigen ließ.

Von derselben Reise erzählt der Graf von Manteuffel noch eine Handlung des Königs, die damals als ein seltner Beweis strenger Gerechtigkeitsliebe allgemeines Aufsehn erregte. Der König hielt am 2. September in Wesel, wo er einige Tage früher eingetroffen war, Parade über das Dohnaische Regiment: er ließ dabei einen Capitain, „der seinen Soldaten die Montirungsstücke nicht richtig gegeben, auch eines Bauern Sohn, ungeachtet er seinen Abschied zweimal von ihm erkauft, zum dritten Male angeworben," arretiren. Den Soldaten gab der König selbst los, aber auch der Capitain ward nach nur zweitägiger Haft wieder entlassen. Uebrigens befahl der König „dem Obristen Grafen v. Hacke, alle in Wesel in Garnison liegende Regimenter genauestens zu examiniren, wie mit ihnen verfahren werde und ob ein Jeder das Seinige allemal richtig von seinem Chef empfangen habe." In unserer Zeit würde jener Capitain so wohlfeilen Kaufs nicht davongekommen sein, daß man aber die Handlungsweise des Königs als ein seltnes Beispiel zu betrachten hatte, beweist eben auch, wie die Zeiten sich seitdem zum Bessern geändert haben.

Eine andere Anecdote aus dem Jahre 1740 belegt, daß selbst ein König, wenn er als Virtuos auftritt, den Launen, mit welchen das reizbare Geschlecht der Künstler seit Apollos Zeiten behaftet gewesen, unterworfen bleibt. Bei seinen Kunstübungen auf der Flöte mit Quanz, dem berühmten Flötisten, kam es denn wohl vor, daß der König über eine schwierige Passage stolperte oder das Tempo verfehlte, daß ein Ton versagte: seinen Aerger über solche Fehler ließ der König wiederholt an einem Gegenstand aus, der offenbar

daran sehr unschuldig war, an der Flöte selbst, indem er das Instrument, das er gerade spielte, so an die Wand schleuderte, daß es in Stücke zersprang. Quanz hatte die Flöten für den König zu liefern: eines Tages, als er abermals die Stücken eines von diesem zertrümmerten Instruments aufzuheben gehabt hatte, erklärte er, daß er bei solchen Zerstörungen ferner nicht bestehn könne: er überreichte zugleich dem König ein Verzeichniß, aus welchem sich ergab, daß derselbe in wenigen Wochen 12 Flöten zerbrochen hatte. Friedrich II. erwiederte, Quanz habe ganz recht, er wolle ihm die zerbrochenen vergüten und künftig für jede, welche er zerbrechen sollte, 100 Thlr. zahlen. Seit dieser Zusage war es dem König zwar mehrmals passirt, daß er den Arm gehoben, um die Flöte an die Wand zu werfen, allein dabei war es geblieben, obgleich Quanz, jetzt sicher gestellt, ihn mit den Worten, er solle ihn doch nicht um seine 100 Thlr. bringen, aufmunterte, er möge nur seinem Aerger den Lauf lassen.

Schließlich wollen wir noch einiger Mittheilungen Manteuffels aus dem Herbste des Jahres 1744 gedenken, über das Verfahren des Königs gegen den berühmten General-Feldmarschall Grafen Curt Christoph von Schwerin und den an Verdiensten allerdings diesem sehr ungleichen, von uns schon mehrerwähnten Kammerherrn von Pöllnitz.

Der Graf von Schwerin, der sich im Jahre 1744 vor Prag und bei dem höchst schwierigen Rückzug von dort unverwelkliche Lorbeern errungen hatte, trat plötzlich aus dem activen Dienst und zog sich auf seine Güter zurück. Ueber das Nähere dieses unerwarteten Ereignisses waren verschiedene Gerüchte im Umlauf. Das eine, welches Manteuffel aber selbst für unverbürgt erklärt, ging dahin: der König sei auf Schwerin eifersüchtig gewesen, unter dem Eindruck dieses Gefühls einst bei Schwerin unangemeldet eingetreten und habe ihn, als er ihn schreibend gefunden, befragt, was und an wen er schreibe? Auf die Antwort Schwerins: einen Brief an seine Frau, habe der König ihn zu lesen begehrt; der Gene-

ral-Feldmarschall habe auch den Brief sofort um so bereitwilliger dem König übergeben, als dessen Inhalt, nach seiner Ueberzeugung, nichts für diesen Verletzendes haben könne: nach der Durchsicht des Schreibens habe der König gefragt, ob Schwerin seiner Frau nicht auch eine Neuigkeit mittheilen wolle, die ihr jedenfalls unbekannt sei, und als Schwerin dies bejahte, hinzugefügt, es sei die, daß er seinen Abschied erhalten habe. Schwerin habe sich dafür, wie für eine große Gnade, bedankt und sofort alle Anstalten zu seiner Abreise treffen lassen.

Nach einer andern Angabe, welche der Graf von Manteuffel für die wahrscheinlichere hält, war der Sachverlauf folgender: der König verlangte von Schwerin, dessen Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe er sehr wohl kannte, er solle ihm unumwunden sagen, was man über ihn im Publicum denke und spreche. Schwerin suchte zwar zunächst das mißliche Bekenntniß zu umgehn, als aber der König in ihn drang, sagte er, wie Graf Manteuffel schreibt: „avec une ingénuité tout à fait Pommeranienne, qui ressemble assez à Schwerin," verschiedenes dem König nicht sehr Schmeichelhafte, und daß man insbesondere seinen Zug nach Böhmen (im 2. schlesischen Kriege) table. Der König war über die freimüthigen Aeußerungen so erzürnt, daß er sogar den Stock hob, faßte sich aber schnell, entschuldigte seine Hitze und sagte Schwerin, er möge sich eine Gnade ausbitten: Schwerin antwortete sofort, er bitte um seine Entlassung. *

Pöllnitz, der bei König Friedrich Wilhelm I. bereits in Gnaden gestanden, war auch Friedrich II. als angenehmer Gesellschafter, als Mann von Geist, ebenso gewandt mit der Zunge als mit der Feder, willkommen, allein den stets wiederkehrenden Bedürfnissen des Lebemannes verschloß er seine

* Graf Schwerin trat bekanntlich beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges wieder an die Spitze eines preußischen Heeres und fand in der Schlacht bei Prag, am 6. Mai 1757, den Heldentod.

Börſe: Pöllnitz beklagte ſich bitter gegen Manteuffel, daß ihm der König nichts zu leben gebe und noch überdies von ihm verlange, er ſolle auf eigne Koſten ihn auf ſeinen Reiſen begleiten, er beſchwerte ſich ferner darüber, daß ihm der König ſeine Unterſtützung bei einem Heirathsplan mit einer reichen Wittwe in Baireuth zugeſagt und dann ihm nicht einmal den Titel eines grand maître de la garderobe, der die Wittwe locken ſollte, verleihen wollen. Pöllnitz bat daher den König zu Anfang des Jahres 1744 um ſeine Entlaſſung. Sie ward ihm durch folgenden, nach Pöllnitzens Angabe, aus der königlichen Feder ſelbſt gefloſſnen

„Abſchied an den Baron von Pöllnitz.

Wir Friedrich, von Gottes Gnaden ꝛc. thun kund und fügen hiermit zu wiſſen, daß nachdem der Baron von Pöllnitz, gebürtig aus Berlin, und ſoviel Uns bewuſt, von ehrlichen Eltern erzeuget, Unſerm Hrn. Groß-Vater als Cammerjunker, der Hertzogin von Orleans in eben dieſem Character, dem Könige von Spanien als Obriſter, dem in Gott ſeelig ruhenden letztverſtorbenen Kayſer als Rittmeiſter bei der Cavallerie', dem Pabſt als Camerieri, auch dem Hertzog von Braunſchweig als Cammerherr, dem Hertzog von Waymar als Fähndrich, Unſerm in Gott ruhenden Vater als Cammerherr, und endlich Uns als Ober Ceremonien Meiſter gedienet und derſelbe geſehen, daß alle militairiſche Ehren-Aemter ſowohl als die eminenten Chargen bei Hofe nach und nach auf ſeine Perſon geſtrohmet, demnach der Welt überdrüſſig und durch das üble Beyſpiel des neucreirten, kurtz vor ihm von Hofe deſertirten Cammerherrns* verleitet worden, allerunterthänigſte Anſuchung zu thun, Wir möchten in Gnaden geruhen, ihm einen ehrlichen Abſchied zu Aufrechthaltung ſeines guten Leimuths (Leumunds) in Gnaden zu ertheilen.

Wenn Wir nun ſeinem Geſuch deferirt, und ihm das

* Montolieu nennt Graf Manteuffel als den, auf welchen hier hingedeutet wird.

verlangte Zeugniß seines Wohlverhaltens nicht versagen mögen, in egard der importanten Dienste, welche derselbe Unserm Königl. Hohen Hause, durch die Unserm Herrn Vater 9 Jahr lang zuwege gebrachte Kurtzweil und Zeitvertreib erwiesen; So haben wir nicht entstehen können, gedachten Baron das rühmliche Zeugniß zu geben: daß so lange er in Unsern Diensten gewesen, er niemahls weder einen Mord noch Straßenraub begangen, jemanden mit Gift vergeben, denen Leuten die Beutel mit Gewalt abgeschnitten, noch auch junge Mädchens genothzüchtiget, ingleichen niemandem an Unserm Hof gröblich verleumdet und verkleinert, sondern eine conduite geführet, welche einem galanthomme wohl anstehet, und seiner Abkunft gemäß ist, Wie denn auch derselbe jederzeit einen ehrlichen Gebrauch der von dem Himmel ihm verliehenen Gaben gemacht, und dadurch den Zweck der Schau-Spiele nachgeahmet, welches dahin zielet, auf eine angenehme Arth das ridicule an den Menschen zu erkennen zu geben, um ihn dadurch zu bessern, auch dem Rath de B. in puncto der Mäßigkeit mit allen Ernst folgende, die christliche Liebe auch soweit treibende, denen Bauern diese Lehre, dem evangelio werckthätig zu machen, anzuhalten, daß es weit seeliger geben als nehmen. Ingleichen die anecdotes oder Verzeichnisse Unserer Lustschlösser, insonderheit aber Unserer abgenutzten Meubles vollkommen besitzende, und sich übrigens bei denen Leuten, welche sein sehr böses Gemüthe und noch sehr gutes Hertz kennen, durch seine Meriten dienstfertig und nützlich bezeigende.

Wir geben bemeldten Baron das Zeugniß, daß er Uns niemahlen zum Zorn gereitzet, außer da seine lache importunité alle Schranken des respects übergangen, auf eine gar gottlose Arth die Gräber Unserer Vorfahren profaniret oder schänden wollen. * Weilen aber auch in denen schönsten Län-

* Pöllnitz ward, mit Recht oder Unrecht wissen wir nicht, beschuldigt, er habe die geheiligte Stätte durch eine unzüchtige Handlung entweiht.

dereyen es unfruchtbare Gegenden giebt, die schönsten Körper ihre Gebrechen und die Gemälde der größesten Meister auch ihre Fehler haben, wollen Wir die Fehler gedachten Herrn Barons auch vergeben, und ertheilen ihm hiermit, wiewohl ungern, den erbethenen Abschied, Wollen über dem die ihm anvertraut gewesene charge gäntzlich aboliren und aufheben, damit dessen Andenken bei denen Menschen ausgerottet werde, weil Wir nicht dafür halten, daß jemand nach gedachtem Baron dieser charge vorzustehn würdig sey. Potzdam, den 1. April 1744. Friedrich."

Dieses allerdings eigenthümliche Schriftstück ward Pöllnitz nach Stuttgart, wo er sich gerade aufhielt, nachgesendet und ärgerte den Empfänger so, daß er, wie er dem Grafen v. Manteuffel versicherte, epileptische Zufälle zu besorgen hatte. Seine Gesinnungen gegen den König konnten durch die Fassung des Abschiedes nicht freundlicher werden, er mochte ihnen wohl nicht nur gegen den Grafen von Manteuffel, sondern auch gegen Andere Worte gegeben haben und so ward ihm dasselbe Schicksal, welches später seinen berühmten Collegen in der Gunst Friedrich II., Voltaire, treffen sollte: der König ließ ihn im September 1744 in Berlin, wohin er unvorsichtiger Weise zurückgekehrt war, arretiren und seine Papiere in Beschlag nehmen. Pöllnitz hatte dem Grafen von Manteuffel zwei Packete mit Schriften zur Aufbewahrung übergeben, von denen dieser zunächst vermuthete, daß sie u. a. einen Aufsatz Pöllnitzens über die Schlacht bei Mollwitz enthielten „et nommement sur la fuite du Roi, lorsqu'il crut l'affaire perdue," ein Gegenstand, den Friedrich II. nicht besprochen zu sehn wünschte. Manteuffel äußerte sich ferner in einem Briefe an den Geheimen Kriegsrath von Walther dahin: „Il est probable, que ces rouleaux ne contenoient autre chose, que les mémoires du voisin (Friedrich II.) — vous savez depuis longtemps, qu'ils y ont travaillé ensemble depuis deux ans, — et que Pöllnitz y aura fourré par cy-par-la des traits et des glosses de sa façon,

qu'il n'aura pas eu la prudence d'en séparer avant de cacheter les paquets.“ Wie Graf von Manteuffel vermuthete, hatte Pöllnitz, über diese Schriften befragt, nicht vermeiden können, ihren Aufbewahrungsort anzugeben und auf Verlangen des Fiscals einen Brief an Manteuffel zu schreiben, in welchem er dieselben ihm abforderte. Auf diesen hin sendete der Graf, der von Pöllnitzens Arretirung noch nicht in Kenntniß gesetzt war, die Packete aus Leipzig nach Berlin ab, und war sehr erstaunt, als Tags darauf ein Vertrauter Pöllnitzens bei ihm eintraf, der von diesem beauftragt war, Einiges aus den Packeten zu entfernen: dies war nun nicht mehr möglich. Sehr gravirlich muß aber König Friedrich II. jene Schriften doch nicht gefunden haben, denn er söhnte sich mit Pöllnitz wieder aus.

Nächtliche Seeschlacht zwischen Engländern und Franzosen. 1741.

Frankreich hatte im J. 1740 sich mit Spanien verbündet, als diesem ein Bruch mit England drohte. Noch war der Krieg zwischen Frankreich und England nicht förmlich erklärt, als am 18. Januar 1741, in der Nähe der Insel Domingo, eine Seeschlacht zwischen Schiffen dieser Mächte stattfand, bei der die französische Tapferkeit sich glänzend gegen englische Uebermacht bewährte. Dieser Beginn des Kriegs war den französischen Waffen günstiger, als der weitere Verlauf, denn es ist bekannt, daß die französische Flotte später in den amerikanischen Gewässern sehr große Verluste erlitt. Ueber jene Seeschlacht liegt uns ein ausführlicher Bericht aus der Feder eines Franzosen vor, dessen Details einer Veröffentlichung, in der Uebersetzung, nicht unwerth erscheinen. Er lautet dahin:

„Der Capitain d'Espinay hatte den Befehl erhalten, mit seiner Escadre ein französisches Corps zu begleiten, welches sich den 19. Januar 1740 von St. Louis auf der Insel St. Domingo aus in Marsch setzen sollte. Er war mit seinen Schiffen, l'Ardent von 64 Kanonen, le Mercure mit 56 K. (commandirt von de l'Etenduere), le Diamant von 50 K. (commandirt von dem Chevalier de Piosin) und la Parfaite von 46 K. (commandirt von dem Chevalier Destournelles), bereits auf der Höhe des Cap Tiberon angelangt, als er am 18. Januar des Morgens eine große Anzahl Schiffe wahrnahm. Wie das Tageslicht eine nähere Beobachtung gestattete, zählte man 75 Schiffe und überzeugte sich, daß es ein Convoy sei, dem 36 Kriegsschiffe zur Escorte dienten; es war

der Admiral Ogle mit seiner Flotte, von dem es dem französischen Capitain bekannt war, daß er England verlassen habe. Als der englische Admiral die vier französischen Schiffe bemerkte, begann er damit, mit seiner ganzen Flotte einige Zeit auf sie Jagd zu machen, später aber setzte er seinen Weg fort und sendete gegen sie 6 Schiffe ab, welche die englische Flagge nicht aufgezogen hatten; 3 führten 74 Kanonen, die andern 60. Capitain d'Espinay zog, als er dieses Maneuvre bemerkte, die französische Flagge auf und gab zugleich seiner Escadre Befehl, sich in Schlachtordnung zu stellen und Alles zum Kampfe vorzubereiten. Die sechs Engländer setzten die Verfolgung fort, aber so lässig, daß es bald klar ward, sie wollten die Franzosen erst in der Nacht erreichen. Der Commandant des Mercure, de l'Etenduere, ließ, als eines der englischen Schiffe ihm zur Seite kam, dasselbe anrufen, die Antwort lautete „ein englisches Schiff von England kommend," und „wir sind," ward erwiedert, „Franzosen, von Frankreich kommend; sind wir im Krieg oder Frieden?" fuhr der französische Capitain fort. „Im Frieden," antwortete der Engländer. „Dann entfernt euch," rief ihm de l'Etenduere zu, „und laßt mich meinen Weg fortsetzen oder ich werde auf euch schießen."

Die andern Schiffe hatten eine ähnliche Unterredung mit den Engländern. Capitain d'Espinay, als er sich dem englischen Commandanten so nahe befand, daß er ihn mit der Stimme erreichen konnte, ließ ihm zurufen, sie seien Franzosen. „Ja, französische Spanier!" war die Antwort. „Wenn ihr aber Franzosen seid, so schickt mir ein Boot: ihr seid mit Niemand im Krieg." d'Espinay erwiederte, ein französisches Schiff schicke nie zuerst ein Boot an fremden Bord; wenn der Engländer ihm etwas zu sagen habe, möge er sein Boot ihm schicken. „Ihr sollt sehn," antwortete der Engländer, „was man euch schicken wird!" Zugleich ließ er zwei Kanonen — blind geladen — abfeuern, ein Zeichen, welches er wahrscheinlich mit seiner Escadre für den Beginn des Kampfes verab-

redet hatte, denn in diesem Augenblicke gaben die englischen Schiffe den französischen eine volle Lage: die letztern erwiederten dies aber so lebhaft, daß sie die Feinde nöthigten, zurückzugehn. Nach kurzer Zeit aber, als die Engländer sich von ihrem Erstaunen über diese lebhafte Vertheidigung erholt, begann der Kampf von Neuem.

Zwei der stärksten englischen Schiffe griffen den Ardent an, der Diamant befand sich auf halber Flintenschußweite zwei andern feindlichen Schiffen gegenüber und die beiden letzten Engländer nahmen den Kampf mit dem Mercure und der Parfaite auf. Das Gefecht war von beiden Seiten sehr hitzig, das Kleingewehrfeuer der Engländer sehr lebhaft, aber ihre Artillerie nicht so gut bedient, als die der Franzosen. Ein glücklicher Schuß vom Mercure beraubte einen seiner Gegner des Topmastes, der bei seinem Fall auf das Verdeck die Bemannung des Schiffs so sehr in Schrecken setzte, daß man das furchtbare Geschrei derselben auf dem Mercure deutlich hörte und die Verwirrung wahrnahm, welche jener Zufall hervorgebracht hatte. Das englische Schiff sah sich genöthigt, den Kampf aufzugeben. Der Capitain d'Espinay zwang gleichfalls die Schiffe, welche ihn angegriffen hatten, zurückzuweichen. Der Wind hatte sich nach dem Beginn des Gefechts völlig gelegt, aber die starke Strömung, welche längs der Küste geht, trennte die Schiffe, so daß gegen Mitternacht der Kampf aufhörte.

Inzwischen ward der Diamant durch die Strömung mitten zwischen 3 englische Schiffe geführt: er glaubte, es seien die 3 französischen und rief sie an. Jene aber, die ihn erkannten, gaben auf ihn Feuer. Das eine Schiff vertheidigte sich gegen die drei mit größter Tapferkeit, indem es unausgesetzt von beiden Seiten Lage auf Lage folgen ließ. Capitain d'Espinay, der am nächsten war, that alles Mögliche, um zu Hülfe zu kommen, indem er jedes Stück Segeltuch aufzog, allein der Wind war so unbedeutend, daß er erst eine Stunde nach dem Beginn des ungleichen Kampfes in

Schußweite kommen konnte. Als aber ein jetzt sich erhebender, etwas frischerer Wind ihm gestattete, sich den feindlichen Schiffen zu nähern und an dem Kampfe Theil zu nehmen, erneuerte dieser sich mit größter Lebhaftigkeit und dauerte so 4 Stunden. Die feindlichen Schiffe wurden zum dritten Male gezwungen, sich zurückzuziehen und eines derselben gerieth, gleichsam als Genugthuung für den Diamant, zwischen die 4 französischen Schiffe, die ihm jedes ihre Lagen gaben. Endlich brach der Tag an und ließ die Verluste, welche die Engländer erlitten, erkennen.

Das eine englische Schiff hatte einen Theil seines großen Masts und seinen Topmast verloren, ein zweites, welches Kugeln unter der Wasserlinie erhalten, lag auf der Seite und die andern schienen insgesammt nicht die Absicht zu haben, den Kampf wieder aufzunehmen, die französischen Schiffe dagegen waren in gutem Zustand, mit Ausnahme des Diamant, der sehr gelitten hatte und kampfunfähig geworden war. Die Boote der englischen Schiffe waren in lebhafter Bewegung und gingen von einem Schiffe zum andern. Ungefähr um 8 Uhr des Morgens, ließ der englische Commandant beilegen und sendete ein Boot mit weißer Flagge an Bord des Ardent, mit der Botschaft an den Capitain d'Espinay, der englische Commandant habe die Schiffe für spanische gehalten, hätte er gewußt, daß sie französische seien, so würde er sich jeder Maßregel enthalten haben, die das gute Vernehmen zwischen beiden Nationen stören könnte. Capitain d'Espinay, überzeugt, daß ein wissentlicher Irrthum zu Grunde gelegen habe, antwortete einfach: „ich habe euch zurufen lassen, daß ich ein Franzose sei: was den Irrthum anlangt, so werden darüber die Könige, unsere Herren, entscheiden." Dann ließ er den englischen Offizier durch alle Batterien führen, wo Jeder auf seinem Posten war, und trug ihm beim Abschiede auf, er möge seinem Commandanten den guten Zustand, in dem sich das Schiff befinde, melden, und daß er, wenn ihm das Spiel gefalle, nur von Neuem anfangen

möge. Wenn er aber diese Absicht nicht hege, so möge er nur so schnell als möglich seine Segel aufziehn, da er selbst nicht eher das Schlachtfeld verlassen werde, bis er ihn in der Weite sehe. Kaum war der Offizier auf seinem Schiffe wieder angelangt, als der Commandant die Segel aufsetzen ließ und seinen Weg nach Jamaica fortsetzte. Die französischen Schiffe kehrten in den Hafen zurück, um ihre Schäden auszubessern.

Obgleich der Kampf äußerst heftig gewesen war, hatten die Franzosen doch wenig Verlust erlitten, man zählte ungefähr 30 Todte, unter ihnen nur einen Offizier, den Chevalier de Bethune, und 80 Verwundete, unter denen der Chevalier de Chalaut, de Maisonneuve, Montolet und Martel sich befanden. Der Diamant hatte zwar am meisten gelitten, doch war keiner seiner Offiziere getödtet oder verwundet worden. Er hatte eine Unzahl Kanonenkugeln erhalten, in die Maste und den Schiffskörper, alle seine Segel, seine ganze Takelage war zerschossen: im großen Segel zählte man allein mehr als 120 Kanonenschüsse. Die andern Schiffe waren viel weniger durch Schüsse verletzt, doch hatte die Parfaite ihr Bogspriet verloren.

Es ist allerdings auffallend, daß die Engländer, trotz ihrer Uebermacht, sich so schlecht aus der Sache zogen und genöthigt wurden, ihre Zuflucht zu so leeren Entschuldigungen zu nehmen. Die Ansichten in der französischen Armee sind sehr getheilt. Einige glauben mit d'Espinay, daß die Engländer die Schiffe recht wohl erkannten, aber des Sieges sich sicher glaubend, von der Gelegenheit Nutzen ziehen wollten, den Franzosen Schach zu bieten: Andere meinen dagegen, daß die Engländer in der That gemeint haben, Spanier vor sich zu sehn und daß sie ihren Irrthum erst wahrgenommen, als sie beim Anbruch des Tages die französische Flagge erkannten."

Ein Brief aus Paris aus dieser Zeit an den Grafen von Brühl meldet, daß der König Ludwig XV., als er beim

Souper den Sieg ſeiner Waffen erzählt, vor Freuden geweint habe. Der Briefſteller fügt aber hinzu: „mais il n'a pas dit, qu'il enverrait une chemise à Piosin, dont tout le linge a servi de bandages aux blessés.“

Zigeuner in Sachsen. 1488—1792.

Zigeuner! Bei einem Theile unserer Leser, der dieses Wandervolk nur aus Romanen kennt, und nur etwa in Webers Precioſa erſcheinen ſah, wird dies Wort Erinnerungen erwecken an Waldestiefe, an Hörnerklang und an eine freie romantiſche Exiſtenz, deren phantaſiereiche Auffaſſung höchſtens die unabweisliche Bemerkung beeinträchtigt, daß in der Wirklichkeit unſere Nomaden ſtets ein Mittagsmahl von geſtohlnen Hühnern jedem andern vorzuziehn pflegten. Faſt ſcheint ein ſolcher poetiſcher Nimbus die Zigeuner umgeben zu haben, als ſie zu Anfang des 15. Jahrhunderts (im J. 1417) ſich in Deutſchland zuerſt in größern Banden zeigten.* War es der Umſtand, daß ſie aus fremden Landen kamen — bei den Deutſchen zu jeder Zeit die größte Empfehlung — war es das Räthſelhafte ihrer Erſcheinung, war es Mitleiden mit dem Schickſale eines Volksſtammes, der ſich ſelbſt als einem Fluche unterliegend, bezeichnete? — wir finden ſie anfänglich in Deutſchland wohl empfangen, ſogar vom Kaiſer Sigismund mit Schutz und Freiheitsbriefen verſehn. Eine nähere Bekanntſchaft mit den Fremdlingen führte aber bald zu andern Anſichten und zu Maßregeln, die allerdings einen directen Gegenſatz bilden. Dieſer Umſchwung tritt auch in Sachſen hervor: wir können die Zigeuner durch Jahrhunderte hindurch in den ſächſiſchen Landen verfolgen, bis in die neuern Zeiten, in denen ihre Banden allmälig vor

---

* Avé-Lallemant: das deutſche Gaunerthum. Theil I. Seite 25. Leipzig 1858.

geordneteren polizeilichen Zuständen verschwanden. Diejenigen Nachrichten über sie, die von Interesse schienen, mögen hier folgen.

Die erste von uns ermittelte Urkunde des Haupt-Staatsarchivs, welche der Zigeuner gedenkt, ist ausgestellt am 15. April 1488 zu Penig von „Johanna, gebornen von Colditz, Burggräfin von Leißnigk und Frau zu Penick" (Penig) und lautet in neuerer Orthographie also: „Wir, Johanna ꝛc. bekennen und thun (kund) mit diesem unsern Briefe vor Jedermänniglich, daß dieser Gegenwärtige, als er sich nennt Graf Nicolaus Caspar aus Kleinägypten, mit sammt seinem Volke mit viel redlicher brieflicher Kunde, wie er sich an den Orten seines Zuges ehrbarlich gehalten, in unsere Herrschaften und Gebieten gekommen ist, allda etliche Tage gelegen, sich auch gegen uns und die Unsern gebührlich und aufrichtig gehalten, Ist derhalben unsere gütliche Bitte an einen Jeglichen nach seinem Statu, wem dieser Brief vorkommt, wollet den genannten Grafen Nicolaus Caspar mit seinem Volke durch Gottes und der Buße willen ihm aufgelegt, frei, sicher unverhindert herbergen und durchziehn lassen, ihm auch Gunst und Förderung beweisen und euer Almosen mittheilen, wollen wir gegen einen Jeglichen insonderheit wie sichs gebührt, das Lohn von Gott dem Allmächtigen empfangen in allen Guten freundlich verdienen und günstlich beschulden. Die Unsern thun uns hierin zu Danke. Zu Urkunde mit unserm angebornen Insiegel besiegelt."

Wir finden also einen Grafen an der Spitze einer Zigeunerhorde und zugleich (in den Worten „der Buße willen") auf die auch später vielfach wiederkehrende Sage hingedeutet, daß die Zigeuner zum Umherirren von Gott verdammt seien, weil ihre Vorfahren das Christuskind bei der Flucht nach Ägypten nicht aufgenommen, eine Sage also, die Aehnlichkeit hat mit der vom ewigen Juden Ahasverus.

Die nächste aufgefundene Notiz beruht nicht auf so gastfreien Ansichten. Es ist ein Rescript des Herzogs Georg

von Sachsen vom 28. März 1504 an die Amtleute zu Kriebstein und Döbeln, durch welches denselben anbefohlen wird: „da sich etliche Zigeuner in jenen Aemtern umdrehen und falsche Münze machen und ausgeben sollten, nach denselben zu trachten, sie gefänglich anzunehmen und bis auf weitern Befehl zu enthalten."

Ebenso enthält ein Bericht des Schössers Wolf von Canitz aus Annaburg vom J. 1573 Klagen über zahlreiche Zigeunerhaufen, durch welche Abends Landleute unter dem Vorwande, Nachtquartier zu verlangen, überfallen worden seien.

Auch die sächsische Gesetzgebung fing zu dieser Zeit an, sich mit den Zigeunern zu beschäftigen: ein Mandat Churfürst Augusts vom 10. September 1579 (Cod. Aug. I. pag. 1415) bezeichnet sie als: „Ausspäher, Erfahrer, Kundschafter und Verräther der Christen gegen den Erbfeind christlichen Namens," die Türken, führt die „Uebelthaten und sonsten unartiges Wesen" an, dessen sich „das lose Gesindlein," insbesondere auch an Hühnern und Gänsen „beflissen" und verordnet ihre Vertreibung aus dem Lande. Eine ganze Reihe von Mandaten folgte später in demselben Sinne.

Im Jahre 1601 kam eine Bande Zigeuner, 81 Köpfe stark, aus Böhmen nach Sachsen: ihr „Oberster, Heinrich von Malefilz," führte vortreffliche Zeugnisse über sein „friedliches und gebührliches Verhalten" bei sich. In Tetschen hatte er ein Kind taufen lassen, bei dem „Graf Heinrich von Guttenstein, regierender Herr auf Riesenburg, die Ehrentugendhafte Frau Anna Kinsky und Jungfrau Magdalena Kanitz" Pathenstelle vertreten hatten: diese vornehmen Verbindungen und gute Zeugnisse des Malefilz begründeten eine Ausnahme zu seinen Gunsten, es ward ihm der Durchzug durch Churſachsen gestattet. Eine andere Bande als deren „Oberster Otto Heinrich Hirschhorn" benannt wird, zog in den Jahren 1603—6 in der Gegend von Rudolstadt und

Saalfeld herum, überall nur einige Tage verweilend, und wendete sich, dort verjagt, nach Böhmen und Mähren.

Am 14. Juli 1606 kam eine Rotte von ungefähr 50 Zigeunern, klein und groß, im Dorfe Ziegra an. Der Gutsherr, Junker Caspar von Günterrod, war abwesend: „die Jungefrau aber," heißt es in unserer Vorlage, „sowohl als der Pfarrer und andere Nachbarn wollten sie keineswegs im Dorfe wissen, ungeachtet sie vielmal sie derentwegen angehalten, waren endlich etliche Nachbarn selbst an die Jungefrau, Pfarrer und den Kirchner gefallen und gebeten, sie eine Nacht zu beherbergen, denn sie sich vernehmen lassen, wenn man sie nicht beherbergen würde, wollten sie ein solch Wetter machen und kommen lassen, welches das Getraide in Scheunen und Anderes auf Stücken schmeißen, ja, daß auch etliche Leute durch ihr Bezaubern, verlahmen und verkrummen sollten." Solchen Gefahren wollte denn die rathlose „Jungefrau" sich und die Ihren nicht Preis geben, es ward also die, allerdings unbequeme, Gesellschaft im Dorfe untergebracht. Auch der Kirchner erhielt seinen Antheil in „Justen von Bamberg, neben seiner Vettel und 3 Kindern." Tags darauf, als die Bande wieder abgezogen war, vermißte der Kirchner mehrere Leib- und Bettwäsche: wo sie hingekommen, war ihm nicht zweifelhaft, er folgte daher den Wanderern und traf sie in Waldheim an. Als er aber mit seinem Anspruch auf Rückgabe der — jeden Falls nur aus Versehn von Justen von Bamberg mit eingepackten Effecten hervortrat, „ward er von der ganzen Gesellschaft dermaßen umringet, bedroht und erschreckt, daß er, da der Richter zu Waldheim nicht zu Hause zu finden gewesen, vor großer Gefahr und Angst erschrocken, sich wieder zurück packen müssen." Vier Männer von der Bande wurden aber festgenommen, „das lose Gesindgen," wie es in einem Berichte heißt „und sonderlich die Weibspersonen, fünf mit 17 Kindern, flehten zwar um Jesu Willen, heulten und schrien, man solle ihnen nur ihre Männer wiedergebèn, sie hätten nichts gethan, wollten dann gleich

wegziehn," allein die Arrestanten wurden nach Dresden abgeführt. Sie nannten sich bei ihrer Befragung selbst Zigeuner und behaupteten, sie lebten vom Pferdehandel, sie kauften und tauschten auf den Zerbster und Buttstädter Märkten Rosse und führten sie nach Hannover. Auf die Frage, „auf weß Befehlich sie sich im Churfürstenthum aufhielten?" antwortete der Eine, Asmus von Reichartsdorf genannt, „es habe es ihnen niemand vergönnet, es wüßten aber Könige, Fürsten und Herrn gar wohl, daß sie und ihre Vorfahren nach Gottes Strafe so im Lande herum ziehn müßten und keine bleibende Stätte hätten, sie wären sonst ihrer Abkunft von Klein-Ägypten her, er wäre aber sein Lebtage dahin nicht gekommen und Klein-Ägypten gehöre unter den König von Persien, wie er gehört."

Ein Anderer, Hans von Braunschweig, sagte aus, er sei in Braunschweig geboren, aber ein Zigeuner und „seine Pathen hätten dafür gebeten, er solle sich nicht schwarz machen, wie die Andern: der Herr Christus habe es ihnen auferlegt, daß sie also herumziehn müßten; ihr, der Zigeuner, Oberster sei in Hessen und heiße Velten von der Lumbergk. Er und seine Gesellen hätten den alten Pferden die Zähne ausgebohrt und mit schwarzem Pech ausgestrichen, daß sie dieselben für jung theurer verkaufen könnten und hiervon und von dem, was die Weiber mit Wahrsagen verdient, müßten sie sich erhalten. Es gebrauchten die Weiber unter ihnen solche Betrügerei, Geld zu erlangen, sie erkundigten sich in Dörfern und Flecken, wo einem oder dem andern daselbst Pferde oder Kühe gestorben, so nehmen sie ein Todtenbein oder Knochen, wickelten darum Pferde oder Kühe Haar, behaltens bei sich und gehen alsdann in das Haus, da das Viehe gestorben, sagen sie wüßten wohl, daß ihnen Viehe gegestorben, wenn sie ihnen aber etwas verehren wollten, so wollten sie ihnen zeigen, ob ihr Unglück von Gott oder von bösen Leuten sei, graben alsdann ein Loch unter die Thürschwelle, setzen eine Schüssel mit Wasser in oder über das

Loch und mit großer Geschwindigkeit bringen sie mit der linken Hand das Todtenbein mit den Haaren umbwickelt unter die Schüssel ins Loch. Immittelst muß der Wirth oder Wirthin des Hauses ein Vaterunser beten, so sagt die Zigeunerin: Ist das Unglück von Gott, so wirst Du nichts finden, ist es aber von bösen Leuten, so wirst Du etwas finden. Alsdann nehmen sie die Schüssel hinweg, so wird der Knochen mit den Haaren befunden, darauf spricht die Zigeunerin, willst Du nun lieber, Du und Dein Vieh lebendig verbleiben, oder aber weiter Unglück erwarten? So bringen dann die Bauern erstlich ein Rock, Tuch oder Leinwand, darbei 1, 2 oder 3 Thaler; darauf fragt die Zigeunerin, wieviel sonst Geld bei demselben beisammen gewesen sei, das müßten sie alles herfürbringen, dann nimmt die Zigeunerin Werg, wickelt den halben Theil des Geldes hinein, sie hat aber zuvor einen andern Wickel hierzu gefertigt, und in denselben Zinn und Blei gebunden, mit solchen verwechselt sie den Wickel, darinnen das Geld ist und spricht hernach zu dem Wirthe oder Wirthin des Hauses, ob sie lieber Glück oder Unglück haben wollten? Wenn sie nun Glück begehren, so saget die Zigeunerin, müsse der Wickel ins Feuer geworfen werden und verbrennen, es würde ihnen aber solch Geld innerhalb drei oder mehr Tagen (nach dem sie länger an einem Ort Willens sein zu bleiben) wieder an derselben Stelle, wenn sie ein Vaterunser beten würden, kommen, werfen darauf den Wickel mit dem Zinn und Blei ins Feuer, den andern aber mit dem Gelde haben sie heimlich versteckt, ziehen sodann darvon, welches ihr vornembster Gewinn neben dem Roßtauschen sei."

Bezeichnend für den Zustand der Criminalrechtspflege jener Zeit ist noch ein Nebenpunct. Wie wir bereits in einer diesem Gegenstand gewidmeten Darstellung an einem andern Orte ausführlich erzählt haben,* strebte man im J. 1606

* v. Raumers, Historisches Taschenbuch 4. Folge J. I. 1860 S. 219 ff.

immer noch, Mitschuldige eines angeblichen Mordanschlags gegen Churfürst Christian II. auszumitteln. Auch unsere vier Landläufer wurden, ohne daß sonst irgend ein aus den Acten ersichtlicher Umstand auf ihre Anwesenheit in der Gegend von Gräfenhainichen, wo im Jahre 1603 ein Schuß, den man gegen den Churfürsten gerichtet glaubte, gefallen war, hindeutete, über ihre etwaige Mitwissenschaft befragt und als sie diese in Abrede stellten, ohne Weiteres der Tortur unterworfen. Da diese ihnen ein Geständniß abzupressen nicht vermochte, wurden sie mit der Bedeutung entlassen, „alsbald aus dem Lande sich wegzubegeben."

Während der Zeit des dreißigjährigen Krieges hatte Sachsen viel schwerere Drangsale zu dulden, als vorüberziehende Horden diebischer Zigeuner verursachen konnten: das Raubgesindel folgte den Heerhaufen, die plündernd und sengend durch das Land zogen, vermischte sich mit ihnen und wir finden die Aufmerksamkeit der Behörden erst nach zurückgekehrtem Frieden, wieder speciell auf die Wanderhorden der Zigeuner gerichtet.

Zu gedenken haben wir nur aus der Zeit kurz vor Abschluß des Westphälischen Friedens, eines blutigen Gefechtes mit Zigeunern — um die Hosen des Schulmeisters zu Costlenzchen, einem Dorfe im Amte Liebenwerda. Ein Zigeuner hatte dort „dem armen Manne, der die Kinder informiret," ein Paar Beinkleider verkauft, welche ein anderer Zigeuner als sein Eigenthum in Anspruch nahm. Die Einwohner des Dorfes mischten sich in den darüber entstandenen Streit, noch mehrere Zigeuner liefen herzu, von Worten kam man zu Thaten, und unter den Tönen der Sturmglocke entspann sich ein förmliches Gefecht, in dem aber die mit Schießgewehr und Degen bewaffneten Zigeuner den Sieg davon trugen: einige Bauern wurden, zum Theil tödtlich, verwundet und die Zigeuner zogen mit der blutig errungenen Trophäe, den Hosen, davon.

Im J. 1652 lagerte eine kleine Zahl Zigeuner einige Tage bei den Ziegelscheunen vor der Stadt Bautzen: sie feierten da eine Hochzeit und Kindtaufe, waren auch „um Einkaufung willen," in die Stadt eingelassen worden. Als aber der Landvoigt der Oberlausitz dies erfuhr, büßte er den Rath um 200 Thaler.

Im April 1659 wurde zu Neudorf bei Dresden eine zahlreiche Bande „aufgetrieben:" wenige Tage darauf ging aber die Anzeige ein, der Trupp habe sich nach Pieschen, (eine Viertelstunde von Neudorf) gewendet. Es erfolgte nun der Befehl, „der Amtsknecht solle sie mit den Gerichtspersonen forttreiben, dergestalt, daß sie ohne einigen Verzug sich augenblicklich fortpacken mit Weibern und Kindern und allem Anhange, die ganze Gemeinde solle nöthigen Falls Hülfe leisten, um solch Pack loß zu werden." Im September desselben Jahres hören wir aber schon wieder Klagen, daß die Bande sich bei Wilsdruff (einige Stunden von jenen Dörfern entfernt) in 4 Bauernhöfe eingelagert habe.

Als im Jahre 1664 sich die Zigeuner wieder in größerer Menge zeigten, ließ der Churfürst Johann Georg II. Reiter gegen sie streifen: ein zahlreicher Haufen ward am 27. Juli 1664 festgenommen, der wohl bewaffnet und beritten unter dem Commando eines Hauptmanns stand, welcher sich „Christian Rosenberg von Gröningen, einen gebornen Zigeuner" nannte. Er behauptete, er sei bei dem Herzog von Sachsen-Lauenburg Capitainleutnant gewesen, habe dessen Leibcompagnie befehligt, und wolle jetzt mit seinen Leuten nach Bremen, um bei den Schweden Dienste zu nehmen. Er wurde mit den Seinigen „nach ernstem Verweis dimittirt." Wenige Tage darauf ward ein anderer Haufen auseinandergesprengt, von dem man nur fünf einfangen konnte. Sie gaben an, „sie hätten kaiserliche Kriegsdienste nehmen wollen, allein weil soviel Weiber und Kinder bei ihnen gewesen, hätten die Offiziere sie nicht unterstecken wollen;" auch sie gaben als Ziel ihrer Reise Bremen an. Sie wurden eben-

falls mit der Weisung, sich außer Landes zu begeben und nicht wiederzukommen, entlassen.

Solche Maßregeln konnten allerdings keinen Erfolg haben und wir begegnen denn auch dem Capitainleutnant Rosenberg im J. 1675 wieder in den Acten, wo er aber diesmal seiner Seits als Beschwerdeführer auftritt, gegen einen Edelmann, der, als er beim Burghammer bei Hoyerswerda mit den Seinigen gelegen, sie überfallen, gemißhandelt und ihnen Waffen und Pferde abgenommen habe. Er führte einen Paß von dem Brandenburgischen General, Landgrafen Friedrich von Hessen bei sich, und mit Rücksicht darauf ward dem Edelmann auferlegt, die weggenommenen Gegenstände zurückzugeben. Gleichzeitig zeigten sich im Amte Stolpen Zigeuner in Schaaren von 20—100 Personen: sie hatten die schönsten Pirschbüchsen und Windhunde, stahlen Futter und Vieh: ihr Führer nannte sich „Johann von Reinhardt, churfürstlich Brandenburgisch beim Steinbrecherischen Regiment gewesener Leutnant."

Ein gegen die „Zigeuner und dergleichen Gesindlein," zugleich aber gegen eine absonderliche Sorte von Bösewichtern gerichtetes Patent erließ unter dem 16. December 1671 Herzog Moritz von Sachsen, aus der Zeitzer Nebenlinie. Er sagte darin, es sei „aus unterschiedenen benachbarten Chur- und Fürstenthümern, auch Reichsstädten glaubwürdige Nachricht eingekommen, daß einige ausgeschickte gottlose Leute, so theils in Bilgrams Kleidern, mit anhängenden bucklichten, blechenen Flaschen und Geschirren, theils als Citronen und Pomeranzenkrämer, zum Theil auch im Bettlerhabit hin und wieder im Lande umherstreifen und nicht allein in Italia, sondern auch schon in unterschiedenen Orten in Deutschland, eine giftige Salben und dergleichen andere Sachen bei sich tragen, selbige an die Hausthüren in Städten und Flecken schmieren und die Brunnen damit vergiften, daneben auch unbekannte characteres an und in die Häuser schreiben sollen, durch

deren Berührung oder auch nur im Vorbeigehn viele Leute in wenig Stunden ihr Leben einbüßen müssen."

Der Herzog ertheilte ferner ausführliche Befehle, wie man dieser gefährlichen Subjecte habhaft zu werden suchen sollte und fügte dann noch umsichtig bei: „wenn dergleichen giftige Materia an einigen Orten künftig angestrichen oder besondere characteres geschrieben werden möchten (welches doch Gott in Gnaden verhüten wolle), sollten selbige alsbald auf der medicorum Rath beräuchert oder gar ausgebrannt, die Oerter abgescharrt und da es ohne Schaden geschehn könne, gar ausgehauen und hernachmals tief in die Erden vergraben, und hierunter aller mensch- und möglicher Fleiß zu Abwendung fernerer Gefahr angewendet werden."

Daß man im Churfürstenthum Sachsen zu jener Zeit ähnliche Maßregeln ergriffen, finden wir nicht, dagegen belegt ein Actenstück aus dem Jahre 1689 die Befürchtungen, welche man in der Ober-Lausitz damals vor einer Mordbrennerbande, unter der sich auch Zigeuner befinden sollten, hegte. Die Stadt Prag ward im Sommer jenes Jahres von wiederholten Feuersbrünsten heimgesucht: man argwöhnte Brandstiftung, ausgegangen von französischen Emissairen oder Anhängern des ungarischen Insurgentenführers, Grafen von Tökely. Ein Franzose, den man in Prag festnahm, sagte unter den Qualen der Tortur (man schnitt Riemen aus seinem Leibe!) aus, der König von Frankreich habe ihn und viele andere ausgesendet um Prag „und sonst in Deutschland Städte, soviel möglich, in Asche zu legen; sie seien in drei Gestalten, ein Theil verkleidet als Cavaliere, ein Theil wie geringe Bürger, ein Theil wie Ungarn und Türkengefangene: ihr Hauptmann fahre bisweilen in einer Kutsche mit 4—6 Pferden, bisweilen reite er: kenntlich sei er dadurch, daß ihm der Daumen der rechten Hand fehle." Das Material, dessen die Uebelthäter sich bedient, sollte „in hölzernen Aepfeln voller Brandmaterialien," bestanden haben, welche sie in die Häuser geworfen. Ein kaiserliches Patent ordnete

an, „die herumstreifende unbekannte Bettler, zumal in Gestalt der Pilgrame und türkischen Sclaven sonderlich aber die Czigainer, fleißig zu examiniren."

So unwahrscheinlich jene, wohl nur durch die Tortur erpreßten, Angaben klangen, sie erweckten doch, insbesondere in Zittau, die lebhaftesten Besorgnisse, weil sich in Böhmisch Leipa zwei verdächtige Franzosen gezeigt, welche nach Zittau, und ob dort scharfe Wacht gehalten werde, gefragt hatten und dann verschwunden waren. Zittau blieb indessen von ihnen verschont.

Bezeichnend für die damaligen Zustände ist der nächste Vorgang, den unsere Acten enthalten. Vom Frühjahre bis zum Herbste des Jahres 1697 fand in der Umgegend von Dresden abermals ein Zigeunertreiben statt, das unverkennbar mehr dem Versteckenspielen der Kinder ähnelt, als einer polizeilichen Maßregel. Zu Anfang des Monats April dieses Jahres hatten sich nämlich unweit des Fischhauses, im Walde, Zigeuner niedergelassen, die ihrem nächsten Nachbarn, dem reitenden Förster auf dem Fischhause, Joh. Christian Gräffe, wiederholte und bald lästig werdende Besuche abstatteten. Auf seine Beschwerde wurden die Gerichtspersonen zu Loschwitz zur Verantwortung gezogen, daß sie „das Gesindel geduldet und ihnen aufgegeben, es alsbald aufzujagen." Die Weinpfähle der aufgebotenen Winzer brachten die Zigeuner nun in Bewegung, sie zogen von Osten nach Süden über die Elbe bis zu dem etwa eine Stunde von Dresden entfernten Neuostra, wo sie wieder ihr Lager aufschlugen. Als sie hier einige Wochen campirt, erging ein Befehl aus der Landesregierung an das Amt, die Umherzügler sollten, dem Mandate vom 3. Septbr. 1689 gemäß, fortgetrieben werden. Der mit der Ausführung dieser Anordnung beauftragte Landknecht zeigte hierauf an: „er habe in Neuostra keine Zigeuner gefunden, aber bei Briesnitz (einem Dorfe, etwa eine Stunde westlich von Dresden) deren 24, worunter 8 Mannspersonen, angetroffen, die in einem Grunde im freien Felde

gelegen; weil sie nun in Güte nicht fortgewollt, sondern vorgegeben, daß sie zu den in Garnison liegenden Zigeunern gehörten und deren Verwandte wären, auch wenn jene zu Felde gehn würden, zugleich mit ihnen ziehn wollten, so hätte er selbige mit Schlägen fortgetrieben und bis in die Gegend von Stetzsch (eine halbe Stunde von Briesnitz) verfolgt." Stetzsch ist von Dresden nicht weiter entfernt als Neuostra, ob sie von Süden oder Westen zur Stadt gingen, war den Zigeunern gleichgültig, wir können uns daher nicht wundern, wenn bald nach jener Expedition ein anderweites Rescript der Landesregierung darüber klagt, daß „das Zigeunervolk sich sowohl in als vor der Festung täglich sehn lasse, die Leute auf der Straße anfalle und in die Häuser laufe." Wie das Amt dem damit verbundenen Befehle, es solle „der frühern Verordnung mehreren Gehorsam leisten," nachgekommen, ersehn wir daraus, daß wir unsere Zigeuner zu Anfang des Monats September wieder auf dem rechten Elbufer im Walde an der Radeberger Straße, mithin ziemlich an derselben Stelle antreffen, von der die Loschwitzer Winzer im April sie verjagt hatten. Die ungebetenen Gäste waren demnach im Laufe von 6 Monaten im Kreise um Dresden herum gejagt worden, ohne sich jemals weiter als etwa 1½ Stunden von der Stadt zu entfernen. Von dem Lager an der Radeberger Straße aus, suchte die aus 16 Personen, einschließlich 4 Männern bestehende Bande, besonders eine nahgelegene Schenke, zum letzten Heller genannt, heim, Lebensmittel, und bei schlechtem Wetter auch wohl Nachtquartier verlangend. Dem Wirth war natürlich diese Art von Gästen sehr unwillkommen, er bat beim Amte um Hülfe. Während einer regnerischen Nacht in der Mitte des Septembers hatten die Weiber und Kinder des Trupps abermals das schützende Obdach des letzten Hellers aufgesucht und es war ihnen ein Stall überlassen worden. Die Männer befanden sich auf einer nächtlichen Expedition, deren Zweck ohne großen Scharfsinn zu errathen war. Da sprengten mitten in der Nacht,

wahrscheinlich vom Wirthe herbeigerufen, drei bewaffnete Landknechte heran: die Zigeuner, deren scharfes Ohr den Hufschlag der Rosse vernommen, schlüpften schnell in den Busch, mußten aber ein schlechtes Pferd und einige Effecten zurücklassen, welche in die Hände ihrer Verfolger fielen. Der Trupp vereinigte sich Tags darauf wieder an einem, für solche Fälle im Voraus bestimmten Zufluchtsort und setzte abermals auf das linke Elbufer über, wahrscheinlich um den Kreislauf um Dresden von Neuem zu beginnen. Allein die Landknechte blieben ihnen diesmal auf den Fersen: sie verfolgten die Zigeuner drei Tage lang bis in die Gegend von Dippoldiswalde, von wo sie zwar ohne Gefangene, aber mit einer Schilderung großer, bei der Expedition muthvoll bestandener Gefahren zurückkehrten: die Zigeuner hatten versichert, „wenn sie zusammen gewesen, sollte kein Gebein von den Landknechten davon gekommen sein." Als Lohn ihrer Tapferkeit beanspruchten die Landknechte nun wenigstens Ueberlassung der gemachten Beute. Allein diese ward ihnen von einem Zigeuner, der zu der Bande gehörte, aber, wie viele seiner Stammesgenossen, unter das Militair gesteckt worden war, bestritten: er behauptete, das Pferd und die Sachen seien sein Eigenthum und es gelang ihm auch, sie den Landknechten zu entreißen.

In den nächsten Jahren lesen wir zwar, daß einzelne Zigeuner eingefangen, bestraft, über die Grenze gebracht oder dem Militair einverleibt wurden, eine größere Bande aber tritt erst im Jahre 1706 wieder auf. Mehrere 100 Personen stark, hatte sie vielfache Diebstähle begangen, Kirchen erbrochen u. s. w. Die Landesregierung bemerkte deshalb in einem Berichte vom 5. Juni 1706, „in Brandenburg seien an allen Straßen gewisse Säulen, daran die Zigeuner, wie sie zur Staupe gehauen, abgemalet, gesetzt, auch die Beamten angewiesen worden, sobald sie dergleichen Leute bekämen, solche ohne Weitläuftigkeiten ausstäupen zu lassen," sie trug daher auf die Errichtung ähnlicher Warnungstafeln an.

Man ging zwar Seiten der Geheimen Räthe darauf nicht ein, erließ aber eine Generalordre vom 21. Juni 1706 an die Miliz und Jägerei, die Zigeuner, wo man sie finde, aufzutreiben und zu verjagen. Die Ausführung dieser Ordre fand aber bisweilen sehr erhebliche Schwierigkeiten. So erschienen 1709 im Dorfe Eßleben im Amte Eckartsberga eines Tages einige berittene Zigeuner, welche als Fouriere einem Trupp vorausgingen, der „in die 60 Mann stark zu Pferde und zu Fuß, wohl armirt mit Handpferden und Bagagewagen," sich als Einquartierung förmlich ansagen ließ. Ein Leutnant, der nebst einigen Reitern in der Nähe sich befand, wollte sich die Sporen verdienen, rückte mit seinen Leuten gegen die Zigeuner aus, allein diese drangen mit Pistolen und Pallaschen so lebhaft auf ihn ein, „daß er sich kaum salviren können."

Bei Dresden wurden im J. 1711, 7 Zigeunerinnen mit 16 Kindern eingefangen. Es erging der Befehl, die Weiber sollten „gestäupt und mit den säugenden Kindern über die Grenze gebracht, die mittlern Kinder in das Hospital St. Jacob vor dem Wilsdruffer Thore, die größten in das Waisenhaus gebracht werden, ein Geistlicher aber solle zuvor die Weiber im Christenthume unterrichten und ihnen zur Arbeit zureden." Man scheint also nicht die Alternative entweder Bekehrung oder Prügel und Landesverweisung vor Augen gehabt zu haben, sondern ordnete erst Bekehrung und dann zu deren Bekräftigung den Staupbesen ꝛc. an. Die Weiber, in der Voraussicht, daß sie dem Letztern keinenfalls entgehn könnten, wünschten wenigstens der Belehrung enthoben zu sein, sie erklärten daher, „wie sie das Wort Gottes, weiln sie zu alt dazu wären, nicht lernen und auf ihre Art schon beten, übrigens aber nicht arbeiten könnten, sondern lieber den Staupbesen leiden und das Land verschwören wollten, sie wären einmal Zigeunerinnen, wollten auch dergleichen noch ferner bleiben." Ihnen geschah denn auch nach ihrem Willen. Anders zeigten sich dagegen Zigeunerinnen, die

man das Jahr darauf in Bautzen festgenommen hatte. Es waren deren 17 mit einer großen Zahl von Kindern. Die Behörde befolgte dasselbe Verfahren, man peitschte die Mütter aus, nahm ihnen die Kinder, um sie auf dem Lande unterzubringen, und jagte die Weiber dann davon. Bald darauf kehrten aber sieben der Zigeunerinnen zurück, um ihre Kinder wiederzuholen. Ein Bericht vom 26. März 1712 sagt deshalb: „Nun ist wohl nicht ohne, daß bei diesen Leuten der affectus naturalis gegen ihre Kinder sich besonders gezeigt hat, indem eine vor dem Staupenschlag das kleine Kind auf den Leib gebunden und dergestalt wegzubringen gesucht, sie auch insgesammt sehr nach ihren Kindern geschrien und um deren Abfolgen kläglich gebeten, auch sich nachgehends unterstanden, deshalb an die Räthe in Städten zu schreiben." Ob man den Armen ihre Kinder zurückgegeben hat, ersehn wir nicht.

Bisher sind wir in diesen chronologisch geordneten Beiträgen zur Geschichte der Zigeuner, nur ausgepeitschten Weibern mit zahlreichen Kindern begegnet, aber noch keiner jungen frischen Dirne, die, nachdem sie gereinigt, gewaschen und gekämmt worden, durch ihre Reize das Mitleid ihrer Verfolger erregt, oder wohl gar ihre Herzen erobert hätte. Unser Archiv bietet uns aber in einem Actenstück aus dem Jahre 1714 ein solches Beispiel dar. Es enthält Nachricht über eine gegen eine junge schöne Zigeunerin anhängig gemachte Untersuchung. Sie hatte ihr Herkommen verläugnet und sich den aristokratischen Namen Charlotte Sophie Gräfin von Wertenburg eigenmächtig beigelegt. Die Gräfin suchte aber ihren Umgang nicht unter ihren Standesgenossen, sondern würdigte einen Studenten der Theologie, Gabriel Bleul, des Versprechens ihrer Hand und einer Mitgift von 29,000 Thalern, welche zu besitzen sie ihm versicherte. Das Capital lag nebst andern Kostbarkeiten und Effecten, nach ihrer Angabe, bei ihrem Vetter auf der Schösserei zu Celle. Der verliebte Student machte seiner vornehmen Verlobten, ihrem

Stande entsprechende Geschenke an Geschmeide und Mobilien, die sie herablassend annahm, er übergab ihr auch einige 100 Thaler, deren sie bei Abholung jenes Capitals zur Bestreitung der Reisekosten bedurfte. Seine Begleitung auf der Reise lehnte die Braut ab, um seine Studien nicht zu unterbrechen und weil eine solche gemeinschaftliche Reise dem nöthigen Anstand, auf den sie demnach sehr gehalten haben muß, zuwiderlaufen würde. Sie nahm vielmehr statt des Theologen einen Schuster als Sauvegarde mit, kehrte jedoch bald ohne diesen nach Leipzig zurück und erklärte ihrem Verlobten, sie habe blos bis Braunschweig zu reisen gebraucht, dort ihre Capitalien und Sachen erhalten und Alles unter der sichern Obhut des Schusters in Wittenberg zurückgelassen. Zugleich erbat sie sich aber einen anderweiten baaren Vorschuß: der verliebte Student nahm weder an diesem, bei den glänzenden Vermögensverhältnissen seiner Gräfin, allerdings etwas auffälligen Verlangen noch daran Anstoß, daß man auf der Reise von Braunschweig nach Leipzig, in der Regel nicht über Wittenberg zu reisen pflegt, er gab ihr, was er an Geld aufzutreiben vermochte. Sie nahm es und — verschwand. Als Ersatz fand sich aber nach einiger Zeit der Schuster bei dem Studenten mit einer Berechnung seiner Reisekosten ein: er war allerdings in Wittenberg gewesen, hatte dort, nach der Anweisung der Gräfin, auf die Geldfässer gewartet, aber bei deren Außenbleiben endlich die Rückreise antreten müssen. Unsere Abentheurerin reiste mit dem Gelde und den Geschenken des armen Bleul nach Danzig, dort spielte sie dieselbe Rolle, die ihr in Leipzig gelungen war, noch einmal. Der Betrogene war diesmal ein reicher Wittwer, der Gastwirth Bothe, Besitzer der Königsberger Herberge. Er gab ihr zu Abholung der Schätze aus Celle einen Mann „der auf sie Achtung haben sollte," mit, sie wußte sich aber dieser Obhut zu entziehn, trieb sich einige Zeit vagabundirend herum, ward erst nach einiger Zeit von dem nachgesendeten Sohne des Gastwirths in Herzberg ereilt

und als Betrügerin zur Untersuchung gezogen. Durch ein Urthel vom August 1714 wurde Staupenschlag und ewige Landesverweisung gegen sie erkannt, jedoch mit dem Zusatze, „daß vor der Execution Bericht zu erstatten und ob die Inquisitin, damit sie durch ihre biß anhero ausgeübten Betrügereien niemanden mehr führohin betrüben könne, nach erlittener Leibesstrafe an einen gewissen Ort und wohin sie zu bringen sei, angefragt werden solle." Allein irgend ein einflußreicher Verehrer versuchte vermittelnd zwischen das harte Urthel und die Schöne zu treten. Es gelang ihm zwar nicht, die Verschonung ihres zarten Rückens zu erzielen, wohl aber ihre Person dem Lande und sich zu erhalten. Er wirkte nämlich im Januar 1715 ein Rescript aus, welches den Befehl, die Delinquentin über die Grenze zu bringen, aber zugleich den eigenthümlichen Nachsatz enthielt, „es wäre denn, daß Jemand sich finden sollte, der ohne unsere Rentkammer diesfalls zu beschweren, die Wertenburgin zu verpflegen und auf eigne Kosten von Herzberg an den dazu destinirten Ort abführen lassen wollte, da sodann Wir gestatten, daß selbige nach erlittenem Staupenschlage des Landes nicht verwiesen, sondern an einen gewissen Ort gebracht und allda unter guter Verwahrung zur Arbeit angehalten werde." Der Jemand fand sich denn auch, wer er aber gewesen, wohin er die Schöne geführt, zu welcher „Arbeit er sie angehalten," bleibt ebenso wie ihr ferneres Schicksal gänzlich im Dunkel.

Von einer andern verführerischen Dirne aus Zigeunerstamme — um dieses Capitel hier gleich zu erschöpfen — lesen wir in einem Briefe aus Paris an Hrn. von Fritsch vom 30. Mai 1740. In zarter Kindheit ihrer Mutter entrissen, hatte man ein Zigeunermädchen frommen Klosterfrauen zur Erziehung übergeben, allein der wilde Sprößling wollte, als er herangewachsen, in den stillen Klostermauern nicht dauern. „Le fameux Baron de Sibourg" — jedenfalls der Abentheurer, dessen Schicksale wir Band II. Seite 147 u. f. be-

richtet*— sah auf seinen Irrfahrten das schöne Kind, verständigte sich schnell mit ihr und entführte sie. Die Verbindung beider war aber nicht von langer Dauer, sie schloß sich einem andern Abentheurer, Blancha, an, dem Sohne eines Garkochs im Haag, der sich für einen portugiesischen Capitain ausgab. Mit ihm kam sie nach Paris, wo die Duldsamkeit Blancha's, der als ihr Ehemann figurirte, ihren zahlreichen Verehrern keinerlei Hindernisse in den Weg legte. Unser Briefsteller schreibt: „Madame est fort jolie et ce qui me fait croire, qu'elle doit être bien sage, c'est que son mari lui permet autant de tête-à-tête, qu'elle en veut, sans en temoigner le moindre ombrage." Ihr Aufenthalt in Paris ward durch den portugiesischen Gesandten Don Louis d'Acunha abgekürzt, der das Hauptmannspatent Blancha's nicht anerkennen wollte. Das Paar beabsichtigte nun nach München und von da nach Dresden zu reisen und der von uns erwähnte Brief bezweckte eben eine Warnung vor dem Unheil, welches die schönen Augen der „Bohemienne" in Dresden anstiften könnten.

Wenn wir schon in dem oben angezogenen Berichte vom

---

* Dem, was wir über Syburg berichtet, ist noch Einiges nachzutragen, was wir erst neuerdings gefunden. Nachdem der Abentheurer im J. 1732 den Befehl erhalten, sich von Berlin zu entfernen (Th. II. S. 153), begab er sich nach Sachsen, wo er dem König ein Pulver anbot: „qui doit rendre la couleur aux perles ternies, mais lorsqu'on en a fait l'experience il s'est manifesté, que cela n'étoit pas d'un grand effet." So schreibt der Minister Graf von Brühl dem russischen Gesandten, Baron von Keyserling in einem Briefe vom 31. März 1737. Als man in Dresden erfuhr, daß Syburg in Berlin Betrügereien verübt, nahm man ihn fest, weil man glaubte, er habe sich heimlich aus dem Staube gemacht (Fr. Förster, Friedrich Wilhelm I. K. v. Preußen, Th. II. S. 118). Er ward aber bald wieder entlassen. In dem erwähnten Briefe meldet Graf von Brühl ferner: „depuis ce tems (cinq ans) on n'a plus entendu parler de luy et si je ne me trompe, il a voulu aller en Russie, de sorte, que s'il s'y trouve et même sous un autre nom, on pourra le reconnaitre aisement, étant d'une taille fort haute et n'ayant qu'un bras."

J. 1712 Andeutungen finden, daß bei den Behörden allmälig der Gedanke aufkam, die Zigeuner seien denn doch auch Menschen und die Härte, mit der man sie hin und her jagte, auspeitschte, ihnen ihre Kinder entriß, entspreche weder der Menschlichkeit, noch führe sie zum Ziele, so ist es erfreulich wahrzunehmen, wie viel vernünftigere und mildere Ansichten sich wenig später Bahn brachen. Im J. 1715 hatte man nämlich abermals 3 Zigeunerinnen festgenommen, deren eine schon zweimal, die beiden andern bereits einmal den Staupenschlag erlitten hatten. Der Erstern waren, weil sie bereits das eidliche Angelöbniß, nicht wieder nach Sachsen zurückzukehren, verletzt hatte, zwei Finger abgehauen worden, allen dreien hatte man in Böhmen als Strafe für wiederholtes Betreten des Landes, ein Ohr abgeschnitten. Die Frauen führten zur Entschuldigung ihres Frevels, daß sie doch wieder sich in den sächsischen Landen betreffen ließen, an: „sie hätten gar keine andere Lebensart bisjetzt erwählen können, indem man sie nirgends leiden wollen und von einem Orte zum andern gejagt, gleichwohl müßten sie sich doch zwischen Himmel und Erde aufhalten." Sie baten flehentlich, man möge ihnen andere Kleider geben und sie im Lande dulden: sie wollten gern arbeiten. Hierauf verwendete sich die Landesregierung wohlmeinend in einem Vortrage vom 10. Mai 1715 bei den Geheimen Räthen für Genehmigung des Gesuchs, indem sie anführte, „daß das Hauptfundament der allgemeinen Verfolgung, daß diese Leute, weil sie aus Ägypten kämen, mit den Türken Verständniß hätten und der Christenheit desto mehr schaden könnten, anjetzo cessire." Den 3 Zigeunerinnen, die allerdings wohl schwerlich die Türken vor Dresden zu führen beabsichtigten, ward denn auch in der That ihr Wunsch gewährt.

Merkwürdig sind die Nachrichten, die wir aus dem Jahre 1722 über eine große Vereinigung von Zigeunern mit anderm Gesindel zu einem Raubzuge, finden. Aus Mainz schrieb der dortige churſächsische Gesandte, von Eberstein, am 17. März jenes Jahres: „daß das Raubgesindel in drei Banden, welche sie

Häuser nennen, bestehe, wovon das erste Galando, das andere Reinhardi, das dritte Dumerwald sich nenne, und das kleinste wenigstens über 300 Mann noch ausmache, jedoch wären sie meistens zerstreut. Das Haus Galando habe, gleich den andern, erstlich diesen Hauptcommandanten, dann einen Obersten, von Conradi, Oberstleutnant Himmel und die übrigen Offiziere nach advenant, und sei dabei ein Criminalchef, welcher bei ihnen Landrichter geheißen würde, der alle Excesse so wider ihre Artikel und sonst unter ihnen passirten, an Leib und Leben abzustrafen befugt sei, welcher gar streng sei und noch vor Kurzem einen ihrer Leute, der einem Schäfer seinen Ranzen mit Essen und wenig Batzen Geld und einen Andern, welcher einem Jäger die Flinte genommen, (diese beiden Art Leute aber nach ihren Artikeln, weil sie Felder und Wälder nicht meiden könnten, allerdings exponirt und ganz gefährdet wären) den Ersten arquebusiren, dem Letztern aber, weil der Jäger selbst für ihn gebeten, zwar das Leben geschenkt, aber ihn nackend ausziehn und bis aufs Blut peitschen lassen."

Also ein förmlich militairisch organisirtes Corps mit einem Generalstabe und einem Blutrichter, mit Gesetzen, die billige Berücksichtigung der Classen anbefahlen, mit welchen die Landstreicher am häufigsten in Berührung kamen, deren feindliche Gesinnung ihnen daher auch am gefährlichsten werden mußte!

Andere Nachrichten meldeten, daß ein Heerhaufen von Zigeunern, 800 Mann, ja nach manchen Angaben 1500 Mann stark, bei Kaltennordheim versammelt sei, der, nachdem er von Reichstruppen aus dem Hessischen herübergejagt worden, nach dem Thüringer Walde ziehn wolle. Gegen diese Banden rückte nun ein Corps aus, zu dem von Chur-Trier 120 Mann, Mainz 200 M., Churpfalz, Hessen und Nassau mehr als 1000 M. gestellt worden. Auch Meiningen machte seine Truppen mobil und erbat sich von Churſachsen Unter-

stützung. Es kam zu ernsten Gefechten, in denen die Zigeuner sich sogar mit kleinen Feldstücken vertheidigten. Die Banden wurden aber zersprengt, die Flüchtigen, wo man sie antraf, sofort niedergeschossen, Weiber und Kinder festgenommen. Ein Trupp von etwa 50 Köpfen lagerte im Mai 1722 bei Oberwiesenthal, als man sie vertreiben wollte und zwei Weiber gefangen nahm, drohten sie, den Ort niederzubrennen und verschwanden erst, als Militair gegen sie anrückte.

Gegen dreißig Jahre lang hören wir nun nichts weiter von zahlreichern Zigeunerhaufen. Erst im J. 1751 zeigte sich eine Bande von mehr als 30 Personen, die sich „für Comödianten, Scharfrichterknechte und Zigeuner ausgaben," sich in den zum Kloster Marienstern gehörigen Dörfern herumtrieben, in den Wäldern lagerten, Lebensmittel erpreßten, Betrügereien und Diebstähle verübten. Ein Reskript vom 5. April 1751 befahl an, sie durch die Miliz aufsuchen zu lassen, auf das Schloß zu Bautzen zu bringen und mit der Untersuchung gegen sie zu verfahren. Es gelang aber nur 9 Personen habhaft zu werden. Zwei davon, unter ihnen der „Capitain Franz," kamen auf den Bau, von wo sie jedoch nach 2 Jahren, mit der Verwarnung, sich bei lebenswieriger Festungsstrafe nicht weiter in Sachsen betreten zu lassen, entlassen wurden.

Die letzte ausführlichere Notiz, die wir aus dem vorigen Jahrhundert finden, ist bezeichnend genug für die Zustände Deutschlands noch zu Ende jenes Jahrhunderts. Das Dorf Zaunröden, im Amte Langensalza, 8 Stunden von der Stadt dieses Namens entfernt, bildete eine entlegene Enclave, die an die preußischen, hannöverschen, schwarzburgischen Territorien und an das der Reichsstadt Mühlhausen grenzte. Es war ein wahres Eldorado für Gauner aller Art, die, sowie man ihnen nachstellte, flugs über eine der nahen Grenzen in Sicherheit waren. Im J. 1792 lagerte dort eine Bande von 70 Zigeunern, welche die Herren spielten, das Dorf Zaunröden brandschatzten, ja förmliche regelmäßige Lieferungen

ausschrieben. So oft sächsisches Militair gegen sie anrückte, liefen sie über die Grenze und waren nach dem Abmarsch der Truppen alsbald wieder da. Um eine gemeinsame Razzia gegen das Gesindel zur Ausführung zu bringen, mußte eine Vereinigung getroffen werden mit den preußischen Regierungen zu Magdeburg und Halberstadt, der churmainzischen Regierung zu Heiligenstadt, den chur- und herzogl. braunschweigischen Regierungen, den herzogl. sächsischen Regierungen zu Gotha und Eisenach, der fürstlich anhaltschen Regierung zu Bernburg, der fürstlich schwarzburgischen Regierung zu Sondershausen, den Stadträthen zu Mühlhausen und Nordhausen! Als es denn endlich gelungen war, alle diese verschiedenen Behörden nach den weitläuftigsten Verhandlungen unter einen Hut zu bringen, als endlich die Expedition ins Werk gesetzt werden sollte — hatten die Zigeuner längsthin es vorgezogen, das Weite zu suchen, oder vielmehr ein anderes Zaunröden, deren unser gutes Deutschland damals in seinen mehr denn 300 Gebieten ja so viele und aber viele hatte.

Aus unserm Jahrhundert gibt es glücklicher Weise in sächsischen Archiven wohl keine Actenstücke über Zigeunerbanden mehr.

Geiſtergeſchichten, Viſionen ꝛc. 1565 u. f.

Wir wollen in dieſem Aufſatz vereinigen, was wir nach dem Erſcheinen der erſten Bände dieſes Werkes, noch an vielen Orten zerſtreut, über Geiſtergeſchichten, Viſionen und ihnen verwandte Erſcheinungen, zum Theil allerdings nur in Fragmenten, gefunden haben, welche eine Löſung und Erklärung uns nicht bieten. Den Anfang mag der Inhalt eines Actenſtücks aus dem J. 1565 bilden, unter dem Titel: „Bericht, wie es umb eine vom Teuffel beſeßene Frau von Adel in Niederlaußitz geſchaffen, doraus des boſen Beindes letzter Bleiß zu vermerken.“ Theologen, Philoſophen, Phyſiologen, haben ſich vielfach mit der in frühern Zeiten häufig vorkommenden, der Nachtſeite der menſchlichen Natur angehörigen Erſcheinung des „Beſeſſenſeins“ beſchäftigt: als Laie in den Wiſſenſchaften, welche eine Erklärung des Räthſels zu bieten geeignet ſind, enthalten wir uns jeder Erörterung hierüber, indem wir unter thunlichſter Beibehaltung der naiven Ausdrucksweiſe unſerer Urſchrift (jedoch in neuer Orthographie), nur die Thatſachen wiedergeben, welche der amtliche Bericht des Paſtors zu Spremberg, M. Arnoldus Artus und des daſigen Diaconus, Gregorius Scheffler, enthält. Das Schriftſtück ſchien uns der Mittheilung umſomehr werth, als es uns über das Verfahren bei der Beſchwörung vollſtändige Auskunft ertheilt.

Die Unglückliche, welche man von einem böſen Geiſte beſeſſen glaubte, war Kunigunde von Pilgram, „eine Adelsperſon frumb und gottesfurchtig,“ Tante der Gattin Melchiors von Köckeritz auf Muskau in der Niederlauſitz. Vergeblich

hatte man bereits Mittel angewendet, Kunigunde von ihrem Uebel zu befreien, „darum Melchior, welcher viel um sie gewesen, zuletzt gerathen, man solle sie gegen Muskau in sein Haus führen, da wolle er Priester bestellen, sie nochmals in die Kirche führen lassen, daß die Priester den bösen Geist von ihr bringen könnten, wie er denn auch gethan. Da hat ihm der Teufel vor allen Leuten gesagt, er wäre sein Wirth worden, er wollte ihn kürzlich lohnen. Nun hat man die besessene Person in die Kirche geführt, vor dem Altar haben die Priester den Geist beschworen und angesprochen, er solle weichen. Melchior hat sie gehalten, mit dem Teufel groß Widerpart gehabt, wie man ihn bedrängt, hat er geschrien, daß die Leute nicht in der Kirche haben bleiben können, hat der besessenen Person den Kopf um eine Elle vom Leib hin- und hergeschleudert, als gehöre er zum Leib nicht, da hat man ihn in derselben ihrem Angesicht und Leib sichtlich gesehn, wie man ihn sonst pflegt zu malen. Allda hat er Gott gelästert und geschändet, Gotteswunder, Gottesmarter geflucht, letztlich gesagt: Ihr sagt viel von euerm allmächtigen Gott, wie mächtig ist er nun? wie fein könnt Ihr mich vertreiben, ich bin stärker als er, und so Lästerungen unzählig viel mehr: er ist noch nicht gewichen, wird je länger je ärger, bisweilen ruht er, alsbald man ihn mit Gottes Wort rühret, muß sie dessen entgelten. Vor 8 Tagen war sie in der Kirche gewesen, hat er sie zufrieden gelassen bis wieder heim, da hat er gesagt, Kunigundis Du bist heute wider mich gewesen und hat sie gerüttelt, daß nicht Wunder wäre, daß nicht ein Knöchlein an ihr ganz bliebe, wenn Gott ihm die Macht gar einräumet. Sie hat allbereit einen Pfaffen gewürgt, daß er gestorben ist, ein Anderer ist kaum lebendig geblieben. Melchior hat sie auch einmal bald den Hals verdreht gehabt."

Wir ersehn aus dieser Einleitung, daß die unglückliche Kunigunde von Pilgram Anfällen unterworfen war, in denen sie ihren Umgebungen sehr gefährlich wurde, und in denen, unter heftigen Krämpfen und Verdrehungen des Körpers, eine

Stimme aus ihr sprach, die man für die eines bösen Geistes hielt, dessen Ausdruck man auch in ihrem Angesicht wahrzunehmen glaubte. Zeitweilig aber war sie ihrer Sinne wieder so weit mächtig, daß sie auch die Kirche zu besuchen vermochte. Ein tragisches Geschick ging aber durch das Haus, das sie aufgenommen hatte; Melchior von Köckeritz fand einen gewaltsamen Tod. „Am 15. Januar ist er," wie unsere Vorlage besagt, „zu Muskau zwischen 10 und 11 Vormittags von Gayer von der Heyde erschossen worden, die Büchse ist mit einer Kugel und 8 Schroten geladen gewesen, die Melchior alle im Leibe geblieben, denn er eine Hirschhaut angehabt: im Grimm hat er gleichwol seinen Feind, der die Flucht gegeben, erlaufen und mit einem geflammten Dolch oben beim Achselbein hereingestochen bis vorn an die Brust wieder heraus, da er ihm zwei Rippen ganz entzwei gestochen, darnach sich wieder ermannt, zu Gott um Vergebung der Sünden mit großem Ernst geschrien, ihm seine Seele um seines Sohnes Willen befohlen sein zu lassen, mit Seufzen gebeten, zu Allerletzt gesagt, ach Du Sohn David, erbarme Dich mein: mit diesen Worten ist er alsbald verschieden, dem Gott Gnade! Sein Feind ist auch kurz darnach an dem Stich gestorben. Sobald er verschieden, hat der Teufel auch zugeschrien und gesagt: mein Wirth ist todt, ihr wollt es der Kunigundis nicht sagen, aber ich weiß es wohl, der ist weg, ich lauere noch auf ein Besseres."

„Gott wahre," fügt der Pfarrer Artus hinzu, „ihm sein Vorhaben, behüte alle Christen und tröste die arme Person, ich kann nicht genugsam schreiben, was der Geist für Wesen treibt, ist darzu ein unverschämter Teufel."

Einige Tage vor dem Tode Melchiors von Köckeritz, hatte man den feierlichen Exorcismus gegen den bösen Geist, von welchem man Kunigunde besessen glaubte, angewendet. Die Niederschrift über „das colloquium oder Unterredung, so der Herr Pfarrherr von Spremberg M. A. Artus auf Be-

fehl des Herrn Landvogts den 8. Januarii dieses 65. Jahres in Beisein seines Diaconi gehalten," lautet wörtlich also:

„Pfarrherr: Wie heißt Ihr, Frau?

Darauf hat der Satan nichts wollen antworten, sondern ihr Mann hat gesagt, sie heiße Kunigundis.

Pfarrherr: Dieweil Ihr Kunigundis heißt, so habt Ihr ja den Namen empfangen in der heiligen Taufe, da Ihr getauft seid im Namen der heiligen hohen Dreifaltigkeit, Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes und seid durch solch selliges Bad Euerm lieben Herrn und Erlöser Jesus Christus eingeleibet, sein erb und eigen geworden, glaubt Ihr auch Solches und könnt Ihr Euch auch solches Gnadenbundes Gottes trösten?

Satan antwortet mit einer greulichen erschrecklichen heisern Stimme: ich laß sie nicht dazu kommen.

Pf. Wer bist Du? und was vermagst Du? daß Du dem Herrn Jesu Christo sein erkauftes ererntetes Erbgut eingenommen und vorbehalten solltest?

S. Das siehst Du, wer ich bin und was ich kann (und beuget sie ineinander wie einen Bogen und wickelt ihr die Zunge ineinander wie ein Rätel).

Pf. Wie kommst Du dazu, daß Du den Tempel Gottes und sein Erbgut hast eingenommen und besessen, wer hat Dir verfluchten und vermaledeieten Feind Gottes Solches befohlen?

S. (nach großem Ungestüm) Der Gott!

Pf. Wie lange hat denn der rechte, einige, ewige, wahrhaftige, lebendige Gott Dir verfluchtem Feind Macht gegeben, unserer armen Dienerin Jesu Christi Leib zu plagen?

S. So lange ich will.

Pf. Das lügst Du Teufel, denn Jesus Christus, unser Mittler, Erlöser und Heiland, Dein gestrenger Richter, ist stärker denn Du, der wird sich über sie erbarmen und sie gnädiglich von Deiner Tyrannei erlösen und hast Du verfluchter und vermaledeieter Feind ja keine Macht, das weiß ich.

S. trieb abermals ein großes Ungestüm und antwortete nichts.

Pf. Ich, als ein Diener Jesu Christi, Gottes und Marien Sohn, meines und aller Gläubigen Heilands, Deines ernsten Richters anstatt, rathe Dir, daß Du unreiner, vermaledeieter Geist, Gott die Ehre gebest und bekennest, ob Christus Jesus stärker wie denn Du.

S. (mit großem Ungestüm und heiser) Er ist stärker.

Pf. Höre, das nehmen wir für bekannt an, daß Jesus Christus stärker, wie denn Du, so befehle ich Dir anstatt Christi, Du unreiner, verfluchter und vermaledeieter Geist, nachdem Du bekannt hast, daß Jesus Christus stärker sei als Du, daß Du weichest von diesem Erbgut Jesu Christi.

S. Noch mehr!

Pf. Nun Teufel, ich, sammt meinem befohlenen Schäflein, wollen über Dich vor Gott durch unser emsiges Gebet ein Zetergeschrei vorbringen und Gott wird uns erhören und Du verfluchter Feind mußt weichen.

S. (mit einem gar erschrecklichen Geschrei) O daß Dich Gott schände, Du loser Pfaff, laß mich zufrieden.

Pf. Das ist Deine Art, Teufel, daß Du Gott und Menschen schändest. Er aber schändet Niemand, sondern hat uns zum Höchsten geehret, dieweil sein geliebter und gebenedeieter Sohn, Jesus Christus, die menschliche Natur an sich genommen hat und sitzet zur rechten Hand Gottes, unser getreuer Mittler und Heiland und Dein ernster und gestrenger Richter.

S. (mit Ungestüm) Au wehe, au wehe, au wehe!

Pf. Darauf habe ich drei Gebete, eines, von der Kraft der Menschwerdung Christi, das andere von der Kraft seines Leidens und Sterbens, das dritte, daß Gott uns in Anfechtung wider den bösen Feind, der umher schleicht, wie ein brüllender Löwe, durch seinen Geist erhalten und gnädiglich schützen und erretten wolle, gethan; da ich das dritte Gebet sprach, brüllte der Satan wie ein Ochse, ich aber sagte, Teu-

fel, brüllen magst Du, aber keinen Christen wirst Du können fressen.

S. Ich wollte bald Dich Pfaffen fressen!

Pf. Friß Deines gleichen, so frißt Einer den Andern, an mir hast Du keine Gewalt. Da hat der Satan solche Gebete nicht hören wollen, sondern das arme Mensch hin- und herwieder gerissen, und da ich sie vermahnt, sie solle ein herzlich Amen dazu sprechen, hat der Satan ihr die Zunge abermals wie ein Rätel in einander gewickelt, und da ich angehalten und gesagt, ich befehle Dir im Namen und anstatt Jesu Christi, daß Du sie auf diese Gebete das Amen sprechen lässest, hat sie mit lieblicher Menschenstimme gesagt, Amen, O Herr Jesu Christe, erbarm Dich mein.

Pf. Der wird sich Euer erbarmen und Euch erhören, dieweil Ihr ihn mit Weinen anruft und wird dem Satan steuern und wehren und habe ferner gefragt, Frau Kunigundis, habt Ihr auch das heilige Sacrament empfangen?

S. Ja, in der Fasten.

Pf. Ob sie auch glaube, daß im Brod der wahre Leib Christi und im Wein sein theures Blut sei und sie sich auch solches Gnadenbundes tröste?

S. Ich laß sie nicht dazu kommen.

Pf. Was sagst denn Du, Feind Gottes, was im Abendmahl empfangen werde?

S. antwortet nichts darauf.

Pf. Darauf hab ich mich gestellt, als wollte ich hinweggehn und gesagt, Teufel, ich will nicht lange mit Dir disputiren, sondern will sammt meiner Kirche wider Dich ernstlich beten und die Person gefragt, Frau Kunigundis, was soll ich dem Herrn Landvogt und der Frau Landvogtin, Ihrer Gnaden, Eurenthalben sagen, hat alsbald die Person mit lieblicher gewöhnlicher Menschenstimme geantwortet, sagt dem Herrn Landvogt und der Frau Landvogtin, Ihrer Gnaden, meinethalben viel Gutes und daß ich mich ganz höchlich gegen Ihrer Gnaden bedanket.

Pf. Ja ich wills gern thun, denn Ihre Gnaden tragen ein herzliches Mitleiden mit Euch, aber harre Teufel, kannst Du sie nun reden lassen, dieweil Du höreſt, daß ich hinweg will. Nein, Du mußt besser dran, und habe gesagt, Frau Kunigundis, glaubt Ihr, daß Jesus Christus dem Teufel, der alten Schlange, seinen Kopf zertreten habe? Tröstet Ihr Euch auch der schönen und herrlichen Sprüche im neuen Testament, Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einigen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben: item das ist je gewiß wahr und ein treues werthes Wort, daß Christus Jesus in die Welt kommen ist, die Sünder selig zu machen.

S. Ich laß sie nicht dazu kommen.

Pf. Frau Kunigundis, nachdem Ihr durch das selige Bad der heiligen Taufe Euerm lieben Herrn und Heiland Jesu Christo eingeleibet und befohlen, daß Ihr ihn in allen Nöthen und Aengsten sollt anrufen und habe verheißen, daß er Euch väterlich wolle erhören, so wollet Ihr euern lieben Herrn und Heiland zu Ehren, das Gebet sprechen, welches er selber gemacht hat.

S. Ich laß sie nicht: ich kann besser beten als Du Pfaff!

Pf. Nun Teufel, so befehle ich Dir anstatt Jesu Christi, daß Du beteſt.

S. Ich kann nicht beten, sondern sie kann wohl beten.

Pf. So befehle ich Dir nochmals anstatt Jesu Christi, daß Du sie beten lässeſt, das Gebet, welches ihr Heiland Jesus Christus selbst gemacht hat:.da hat sie mit lieblicher Menschenstimme das Vaterunser fein ordentlich und deutlich nacheinander gebetet, aber Satan hat ihr abermals die Zunge gehalten, daß sie nicht hat können das Amen sagen und habe es an ihrer Statt gesprochen.

Da hat sich der Satan ganz ungestüm und ungeberdig gestellet und gebrüllet wie ein Ochse, hab auch ferner gesagt, nun Frau Kunigundis, nachdem Ihr Euer Gebet gethan, so

wollet auch Gott zu Ehren, Euer Bekenntniß thun, was Ihr erkennet, glaubet und bekennet, von dem rechten, einigen, ewigen, wahrhaftigen, lebendigen Gott, seinem geliebten Sohn, Jesu Christo und heiligen Geist.

Hat sie geantwortet: Er läßt mich nicht, und der Teufel: Sie muß nicht!

Pf. So befehle ich Dir, Du unreiner, vermaledeieter, verfluchter Geist anstatt Jesu Christi, daß Du Gott die Ehre gebest und lässest sie ihr Bekenntniß allhier vor Gott und uns seinen unwürdigen Diener unverhindert thun, hat sich der Teufel ganz ungeberdig gestellet, hat aber alsbald die Frau mit ihrer gewöhnlichen Menschenstimme die Artikel des Glaubens nacheinander erzählt, und da sie auf die Artikel von der Erlösung kommen, habe ich gesagt, Frau Kunigundis, saget dazu, Solches ist meinet und aller Gläubigen halben geschehn, hat der Satan gesagt, Ich laß sie nicht.

Da ich ihr aber befohlen, daß sie die Artikel folgend erzählen solle, hat sie es gethan bis auf das Amen, welches ich abermalen, nachdem ihr der Satan die Zunge ineinander gewickelt, an ihrer Statt gesprochen und ferner gesagt, hörst Du Teufel, wie gefällt Dir solches Bekenntniß?

S. (mit großem Ungestüm.) Au wehe, au wehe, au wehe!

Pf. Frau Kunigundis, ich habe glaubwürdig erfahren, daß Ihr zuvor Gottes Wort lieb gehabt und Euch sammt Euerm Mann und Kinderlein fleißig zur Predigt gehalten und gottselig gelebt habt.

S. Sie hat es gethan, sie muß es aber nicht mehr thun.

Pf. Wollt Ihr auch wiederum mit Euerm Mann und Kinderlein zur Predigt gehn und Euch zum seligmachenden Wort, davon Euch der böse Feind abgeführt, halten?

S. Sie muß nicht.

Pf. So wirst Du Gottes Amt, dadurch er sie und uns

Alle zu sich fordert, dieweil Dir Deine Macht genommen ist, nicht hindern können, lieber Teufel.

S. Bin ich lieber Teufel?

Pf. Ich sage nicht, daß Du mir, noch einigen Christen lieb wärst, denn daß wir Dir in der Taufe ganz abgesagt, und Christo, unserm Herrn, geschworen, weißt Du, Du bist aber Deinen Mitgesellen lieb, im Abgrund der Hölle. Und weiter gesagt, nachdem der besessenen Person Mann, sammt seinen Kindern um das Bett stehend, bitterlich weinten, Frau Kunigundis, seht Ihr auch, wie Euer lieber Mann und Kinderlein Euertwegen so jämmerlich weinen?

S. Was gehts mich an!

Pf. Nun Satan, Du hast solchen Jammer angefangen und Gott wird diese betrübte Christin und uns um seines Sohnes Jesu Christi, unseres Mittlers und Heilands, Deines ernsten und gestrengen Richters Willen, erhören und trösten und Dich mit Ketten der Finsterniß gebunden in den Abgrund der Hölle stürzen, das wirst Du erfahren!

S. Au wehe, au wehe, au wehe!"

Ueber das fernere Ergehn der Unglücklichen gibt unser Actenstück keine Auskunft.

Aus dem folgenden Jahre lesen wir von einem Berggeist, von welchem uns ein Bericht erzählt, den Michael von Stein unter dem 3. September 1566 an Herzog Johann Friedrich den Mittlern von Sachsen in einer Bergsache erstattete. Stein beklagt zunächst darin, daß häufig das Geld bei ganz thörichten Versuchen, edle Metalle an Orten zu finden, wo man keine erwarten könne, versplittert werde, wie denn „wol die, so etwan in einem Bergwerke ein feuerlein blicken sehen, auf solch feuerlein falschen Wahn faßen und viel Leute bereden, daß sie auf sollichen ihren Wahn an Orten, da nichts denn Stein und Erden gefunden wird, groß geld verbauen." Er erzählt ferner, daß der Hauptmann zu Coburg, Mathes von Wallenrodt, ein Bergwerk bei Sonnenberg angelegt habe und eifrig fortsetze, auf den Grund der

Versicherung eines Bergmanns hin, „daß ein Bergmännlein in solchem Berg säß, welches man klopfen hört und auch ihn den Bergmann einstmals dermaßen angepfutzt hätte, daß er in der Gruben anderst nicht gewust, als daß der ganze Berg ein und auf ihn gefallen wäre, inmassen er denn, seinem Bericht nach, mit Not auß der Gruben gebrochen und ob dieses Pfuhzen und vermeinten einfall des Bergs halben, fast krank worden, welches alles der gedachte Bergmann und auf sein Vorgeben der von Wallenrodt, vor eine gewisse Anzeige des Bergwerks gehalten und Beide geschlossen, daß dies Klopferlein die Gänge hüte." Der Berichterstatter bemerkt aber, „daß viel verständiger Leut solches Bergmanns und seines Klopfens und Pfuhzens Fürgeben für nichts anders, denn lauter Theufels Gespenst gehalten und noch halten und die uffgewendten Unkosten für verspillt gehalten, wie man denn sagt, Wer Spielen und Bergwerk bauen will, der muß auf Gewinst und Verlust auffsetzen. Daß aber ernannter von Wallenrodt von solchem Bergwerke noch nicht ablassen will und auf seinen Bergmann auch seinen Klopfer und Pfuhzer noch weiteres Vertrauen setzt, laß man geschehn und daran hat niemandt keinen mangell, sintemal es ihn sein Gelt khost."

Mittheilungen über andere Berggeister — um dieses Capitel hier gleich zu erschöpfen —, die sich in einem Bergwerke bei Neustadt a. d. O. zeigten, verdanken wir Ermittelungen, welche der Herzog Friedrich Heinrich von Sachsen (aus der Zeitzer Nebenlinie), durch eidliche Abhörung mehrerer Zeugen im Jahre 1712 veranstalten ließ. Zwei derselben wußten weiter nichts anzugeben, als daß ihnen beim Arbeiten im Bergwerke „etwas entgegen gearbeitet und gehustet." Wichtigere Wahrnehmungen hatte der Steiger Valentin Redens mitzutheilen: auch er hatte mehrmals gehört, „daß ihm stark, wie mit Keilhauen, entgegengearbeitet werde, daß etwas seufze (so daß es ihm recht in den Kopf geschallet) und wie mit Tellern spiele." Einmal hörte er „etwas singen und mit

dem Kasten, worauf er bei der Arbeit sitze, rumpeln," auch lief ein unsichtbares Etwas öfters auf den Brettern hin und her, bald leiser bald stärker auftretend. An 3 verschiedenen Sonnabenden vernahm er, tief unten im Bergwerk, „als wie zur Messe lauten," auch kam es ihm vor, als ob er eine eiserne Thüre zuschlagen höre. Einst „als das Bergeisen nicht halten wollte, letzlich gar zersprang und er darüber fluchte, hörte er eine Stimme, welche zu ihm sagte, hum, hum." Zweimal ward ihm das Licht ausgeblasen und einst sah er „einen Schatten," der ihn so in Schrecken setzte, daß „er bald 14 Tage krank gelegen." Der arme Mann ward aber nicht blos im Bergwerk von Geistern verfolgt, er sah dergleichen auch im Freien, einmal im Garten zwei Mönche: ein anderes Mal bemerkte er, bei Antritt der Nachtschicht, ebenda „zwei kleine Männer, auch einen großen weißen Mönch, der sich im Gewächshaus über einen Balken gelegt." Weitere Aufklärungen über anderes Seltsame, das ihm in dem Bergwerk begegnete, weigerte sich unser Redens zu geben, „weil er aus Furcht einigen Schabernacks, Drückens oder andern Torts nicht sagen dürfe." Aehnliche Wahrnehmungen hatte auch der Bergmann Ferdinand Süssel gemacht: zweimal hatte „Etwas zu unterschiedlichen Malen seinen Namen Ferdinand gerufen," einmal „Etwas zu ihm gesagt, ich will doch sehn, was das werden wird," auch hatte er einst gesehn, „daß Etwas mit einem Grubenlicht hinter ihm gestanden." Auch dieser Zeuge hat aber vielleicht das Wichtigste noch verschwiegen, denn er bejahte die Frage, „ob außer diesem ihm sonst noch weit mehr Seltsames in dem Bergwerk begegnet?" mit dem Zusatze, „es pflegten die Bergleute aus Furcht nicht Alles, was ihnen begegnet, zu sagen, einmal habe ihn Etwas die Treppe hinuntergeworfen, ihm aber nichts geschadet."

Warum das geheimnißvolle „Etwas," das in dem Bergwerke hauste, gerade dort seinen Sitz aufgeschlagen, darüber klären uns einige andere Zeugen auf, welche auf die Versicherung fremder Ruthengänger hin, die Ueberzeugung aus-

sprachen, „daß in dem Bergwerke so viel liege, daß Einer eine königliche Krone aufsetzen könne und wenn Neustadt sechs und mehrmal abbrennen sollte (welches doch Gott in Gnaden verhüten wolle), es davon gar wohl wiederum gebaut werden könne.“ Daß es aber gelungen, jene unterirdischen Schätze den Händen der sie hütenden Gnomen und Berggeister zu entreißen, davon vermeldet unser Actenstück nichts:* vielleicht wäre es gelungen, wenn man den „Zauberspruch zum Schatzheben“ gekannt hätte, den wir aus dem J. 1584 gefunden und der dahin lautet: „Ich tret in einen tiefen Thal Gott grüß euch lieben Herrn alle zumal. Ich theidige um ein Drachenhaupt, Gott helfe, daß ich das meine gewinne und das eure zerrinne: Das setze ich euch Allen zur Buße, durch seine heiligen fünf Wunden, jetzunder und alle Stunden, in dem Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Diese Beschwörung dreimal gesprochen, soll jeden Schatz an das Tageslicht fördern!

Wenden wir uns, nach Erschöpfung der Berggeister, wieder zur chronologischen Reihenfolge, so stoßen wir zunächst auf einen von einem Notar und mehreren Zeugen, „auf Begehren des ehrenfesten und achtbaren Herrn Wolfgang Zschezschings, F. Sächs. Witthums Amtschössers zu Dornburg zum Amt gegebenen Bericht“ vom 23. October 1616, welcher also lautet: „Vergangenen Donnerstags den 18. huj., als die Hochzeitgäste bei Abraham Meier zu Dorndorf** auf den 4. Tag zur Hochzeit gewesen, ist gegen Abend um 9 Uhr, wie Hans, Clemens Preußers zu Steudnitz Sohn, so der Braut Verwandter gewesen, mit Even, Ciriacus Müllers zu Steud-

* Wer sich speciell für Berggeister interessirt, den verweisen wir übrigens auf Lavater, tract. de spectris p. I. c. 16 und Neue Sammlung merkwürdiger Geschichten von unterirdischen Schätzen ꝛc. von C. C. F. S. 310. Breslau und Leipzig 1756.

** Ein Dorf im Großherzogthum Sachsen-Weimar, an der Saale, zwei Stunden von Jena gelegen.

nitz ehelichen Hausfrau, ihrem Sohne und des Preußers Tochter, von der Hochzeit abgeschieden und heim gehen wollen, in Josua Schlechtigers, des Notarii, Garten, auf dem untern Anger nach Steudnitz zu, ein großer langer schwarzer Mann, an dem untersten Baume gestanden, welchen sie allerseits gesehn, sonderlich sagt Ciriacus Müllers Weib, daß es der böse Feind und Teufel leibhaftig gewesen, auch alles feurig. Da sich nun der junge Gesell (Hans Preußer) böslich verschworen und mit Fluchen und Toben übel gestellt, sich mit dem Gesellen zu balgen. Seine Schwester, eine Jungfrau, und das Weib haben ihn gebeten, zufrieden zu sein und nachzulassen, er hat sich aber nicht steuern lassen wollen, sondern die Wehr ausgezogen und ist über Verwunderung über einen vierelligen eichnen Staketzaun, darüber hohe lange Dornen gewachsen, mit Freuden gesprungen, sich an den großen schwarzen Mann gemacht, gescharmützelt, gehauen und gestochen, mit einander etliche Male über den Zaun heraus und herein in den Garten tapfer gesprungen, es wären auch ein großer Haufen Raben über sie geflogen gekommen und hätten schrecklich geschrien, endlich wären diese beiden Balger stracks in der Luft, wie sie sich bedünken lassen, hinweg gekommen, daß sie nicht gewußt, wohin sie gerathen. Als des jungen Gesellen Schwester nun mit Furcht gesehn, was sich zugetragen, hat sie gesagt, habe doch ihr Bruder nicht folgen und von seinem Schwärmen nachlassen wollen, so möge er es also haben. Ueber zwei Stunden hernach, wäre der Junggeselle (Hans Preußer) in das Hochzeithaus über das Thor oder die Wand wiedergekommen, welchen die Hochzeitmutter, Peter Meiers Wittwe, eingelassen und als er in die Stube kommen, nichts reden und berichten können, sondern gewüthet und getobt, hätten 4 Personen fast die ganze Nacht an ihm gehalten und kein Wort von ihm bringen können: darauf nach dem Herrn Pfarrer geschickt, welcher eine Zeitlang bei ihm mit Zureden gewartet, aber ohne Antwort von ihm gehn müssen. Ob man ihm gleich die Schenkel mit Stricken ge-

bunden, hätte er doch noch aufstehn und gehn können. Die Hochzeit über habe er einen Dolch getragen, den dritten Abend solchen hoch in die Höhe geworfen und mit der Spitze wiedergefangen, habe auch etliche zwanzig Stiche in den Kleidern gehabt, aber der Leib sei nicht beschädigt worden."

Ohne uns hier in Hypothesen verlieren zu wollen, können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der ganze Vorgang viel von seinem Räthselhaften verlieren dürfte, wenn wir die wohl nicht sehr kühne Vermuthung aufstellen, daß sowohl der „junge Geselle, Hans Preußer," als die ihn begleitenden Damen sich in einem Zustande befunden haben möchten, für den unsere Sprache sehr verschiedene Benennungen hat, der aber sich mit einem Worte als „Rausch" bezeichnen läßt.

Wenige Jahre darauf finden wir Nachrichten über ein prophetisches Bild in Liegnitz, das denn, da die Prophezeiungen doch auch dem Geisterreiche verwandt sind, hier nicht unerwähnt bleiben mag.

Churfürst Friedrich von der Pfalz war 1619 von den Böhmen zum König erwählt worden, er sollte sich aber der Krone nicht lange erfreuen, schon im Jahre 1620 floh er bekanntlich nach der Schlacht am weißen Berge bei Prag, um sein Königreich nicht wieder zu sehn. Aus der kurzen Zeit, während Friedrich in Böhmen herrschte, finden wir nachstehendes Schreiben, das dem Churfürsten Johann Georg I. von Sachsen, von dort in Abschrift zugesendet ward. Eine Unterschrift trägt dasselbe ebenso wenig, als wir sonst Nachricht über den Verfasser (einen Anhänger des Churfürsten Friedrich) finden, wir vermögen demnach allerdings nicht, irgend weitere Garantie für die Wahrheit der darin von dem Briefsteller, als auf eigner Wahrnehmung beruhend, angegebenen Thatsachen anzuführen. Es lautet also:

„Nachdem wir sehen und vernehmen, daß durch Gottes sonderbare Schickung, soviel wichtige, vor langen Jahren gethane Weissagungen von unserm jetzigen Könige zu diesen

Zeiten hin und wieder offenbar werden, als kann ich nicht unterlassen, auch eine Dergleichen, so ich selbsten unlängst auf der Breslauischen Reise zur Liegnitz in S. Peterskirchen (welches die Hauptkirche desselben Orts) ungefähr folgender Gestalt befunden, euch zu communiciren. Alß ich der Tage einen, die Zeit zu vertreiben (denn wir, weil des Königs Ankunft verzog, still liegen mußten) in gemeldete Kirche ging, daselbst das Gebäude und Zierde der Epitaphien allenthalben besah, kam ich für eine Sacristey und weil ich sie offen stehn fand, war ich so kühn und ging hinein, fand aber darin Niemand, denn den Küster, bei welchem als ich mich zu erkennen gab, wer ich wäre, erlangete ich Licenz, die allda vorhande alte Liberey zu beschauen. Indem nun solches von mir geschieht, ersehe ich ohn alles gefehr oder vielmehr aus sonderlicher Schickung Gottes, eine Tafel mit einem Gemälde und darbei verzeichneter Auslegung desselben. Wie ich mich nun sonsten all Zeit über den Gemälden erlustire, also nehm ich auch diese Tafel von ihrem Ort ab, dieselbe etwas eigentlicher zu besehen, bließ und wischte den Staub und Spinneweben, unter welchen das Gemälde sambt der Schrift dermaßen schwarz und verblichen, daß man es kaum lesen konnte, mit dem Mantel davon und besahe es gar scharf und genau. Den Abriß dieser Tafel und gemalten Figur habt ihr beiliegend zu befinden (fehlt), die Auslegung aber, so aufm Rande mit alten Buchstaben ausgedrückt, war dieses Inhalts: Es wäre dieses Gemälde oder Figur in Marmelstein gegraben, 20 Jahr vor Christi Geburt in dem venedischen Meer gefunden worden, würde auch noch aniezo (ob zu Pisa oder Venedig ist mir ausgefallen) gar heilig aufgehoben: die Deutung aber dieser Figur sei dem Johanni Capistrano,* so mit einem prophetischen Geist begabt gewesen und umb die Zeit nach

* St. Johann Capistrano, geb. 1386 zu Capistrano im Neapolitanischen, besonders durch seine Predigten gegen die Hussiten bekannt. Er starb 1456 und ward 1690 canonisirt.

Christi Geburt 1300 gelebt, offenbahrt worden. Unter andern war in der Auslegung dieser Figur neben der Beschreibung des Babsts, als des Antichrists auch zu lesen, die Historia des teuzschen Kriegs, welchen Keyser Carl der Fünfte mit den teuzschen Fürsten Sachsen und Hessen geführt, von welches Krieges Ausgang der Capistranus dazumal also geweissagt und zuvorverkündiget, wie es hernach allenthalben in solchem Kriege hergangen und wir in den verlaufenen hundert Jahren erfahren haben. Als er aber der Burgunder und Böhmen Wappen ausleget, hat er dieses geweissaget: Es würden ihrer Fünfe aus des Caroli Nachkommen oder Geschlecht das Böhmerland besitzen, der fünfte aber bald hernacher wieder abgeschafft werden. Welches Alles denn mit denen Händeln, so bisanhero in Böhmen vorgangen, übereinstimmt. Ja er hat ferner diese Wort hinzugesetzt: „an dessen Statt wird berufen werden, eine edle und vortreffliche Person, mit Namen Friederich von Rhein, der und seine Nachkommen werden solch Königreich besitzen bis an der Welt Ende."

Ich erstarrete gleichsam, als ich solches lese und wollte dasjenige, was weiter folgt, nicht lesen, setzte derwegen die Tafel wieder an ihren Ort, verfügte mich zum Herrn Superintendenten, Herrn Grunaeo, meinem Schwager, und erzählte ihm, was ich gesehn. Der Mann verwunderte sich darüber und damit er die Sache desto gründlicher erforschen möchte, ließ er alsbald den Küster zu sich fordern und die von mir gefundene Tafel mitbringen. Als sie gebracht wurde, sah er sie mit Verwunderung an und betheuerte hoch, daß ob er wohl so viel lange Jahre seines Ministerii fast täglich Ambts halben in solcher Sacristey sein müssen, er doch diese Tafel nie in Acht genommen und geriethe über diesen Handel gleichsam in eine Bestürzung. Wir erwägeten die Sache hin und her, ob auch dieser Tafel Glauben zu stellen wäre, und schlossen endlich dahin: ob es wohl erdichtet sein könnte, daß man eine solche Figur in Marmel gegraben am selbigen Ort, auch eben zur selben Zeit sollte gefunden haben, auch eine solche Deu-

tung zur Zeit des teuzschen Kriegs sinnreich wäre ausgedacht und mit des Capistrani Prophezeiung durch den Druck ausgebreitet worden; dieweil aber diese Tafel, in welcher angeregte Figur gemalet und die wir gegenwärtig in unsern Händen hatten, über siebzig Jahr an solchem Ort gestanden, welches aus der Zeit, da solche Tafel verfertigt und darbei ausgedrückt war, klärlich zu ersehn; so sei doch dieses wie zu verwundern, also glaub- und denkwürdig, was von Friderico darinnen angedeutet wird: Sintemal die Tafel mit ihrem Alter, das Alter unsers Friedrichs fast vierfächtig übertrifft. Nun möchte ich auch gerne wissen, was ihr von solcher durch mich gefundene Prophecei hieltet. Do auch dergleichen bei euch gefunden würde, wolle euch gebühren, solches mit mir ebener maßen zu communiciren. Sprottau, den 12 Martii an 1620."

Wenn der Briefsteller zu wissen wünscht, was von der Prophezeihung zu halten sei, so bietet dasselbe Actenstück, in welchem wir sein Schreiben gefunden haben, einige Blätter später eine denkwürdige Antwort. Wir finden daselbst den „gründlichen und wahrhaftigen Bericht, welchergestalt den 21. Juni 1621 frue von 5 Uhr bis zu Mittag umb 10 uff allergnädigsten Befelch der Röm. Kay. Mt. Unserm Allergnädigsten Herrn die Execution in Prag vorgangen und wie nachfolgende Personen, deren in der Anzahl 27 gewesen, justificirt und ufm Altstädter Ring hingerichtet worden." Die Reihe eröffnet Graf Joachim Andreas Schlick, „dem die rechte Hand abgehauen, der Kopf aber auf dem Brücken-Thurm aufgestellt worden."

Interessant wäre es aber doch zu erfahren, ob ein Bild der bezeichneten Art in Liegnitz vielleicht noch existirt, oder ob sich wenigstens Nachrichten finden, daß es dort vorhanden gewesen ist.

Mit dem von uns erwähnten Churfürsten Friedrich von der Pfalz und seinen Bedrängnissen, brachte man auch auf eine uns allerdings nicht erklärliche, dem Churfürsten min-

destens nicht sehr schmeichelhafte Weise, eine Erscheinung in Verbindung, welche im Jahre 1628 die Bewohner der Stadt Sulzbach erschreckte in der Gestalt eines gespenstischen — Ochsen. Ein großer rother Ochse, mit blutigen Hörnern, wandelte, so erzählte man, um Mitternacht durch die Straßen. Unser Gewährsmann, der sich „Lorenz Pscherer Exulant" unterschreibt, berichtet nach der Mittheilung des Stadtrichters Georg König, daß „wahrhaftige Mannspersonen mit Umständen," ihm die bedenkliche Erscheinung des „umbgehenden Ochsens" versichert und daß am 11. December 1628 sogar der „Trommelschläger mit hochbetheuerlichen Schwören affirmiret, daß er und andere Soldaten heute Nacht um 12 Uhr, da sie Runde gegangen, solchen Ochsen, so ein überaus großer rother Ochse sein solle, bei des Hans Stachels Hause gehen sahn." Unser Berichtserstatter schließt viele fromme Wünsche an, die auch in Erfüllung gegangen sein müssen, da wir in der Geschichte nichts von einer Zerstörung Sulzbachs durch einen rothen oder sonstigen Ochsen lesen.

Aehnliche Vorkommnisse mit allerhand prophetisch-bedenklichem Viehzeug trugen sich in der alten, uns besonders lieben, Bischofsstadt Osnabrück zu. Wir theilen die uns vorliegende Anzeige vom 11. Juni 1629 über „viele spectra und prodigia so daselbst gesehn worden" mit, zuleich als Beleg, wie wenig damals dazu gehörte, um das Volk in Schrecken zu setzen. Unsere Mittheilung meldet: „Bei Zeit der vorm Jahre in der Stadt Osnabrück vorgefallenen Reformation als man in der S. Katharinen-Pfarrkirche die erste Messe lesen lassen, sind bei währendem solchem actu drei kleine Steine vom Gewölbe herab auf und neben den Altar gefallen, da doch kein Mensch daroben gewesen und wie man dieselbige Kirche die folgende Nacht mit Musketieren umher verwahren lassen, hat sich der Himmel über derselben Kirche aufgethan und drei feurige Kugeln niedergeworfen. An selbiger Stadt läßt der neu daselbst eingesetzte katholische Bischof ein Kastell bauen, als nun an selbigem Werke täglich

etliche Tausende, so Bauern als Bürger, führen müssen, und also viel Ab- und Zugang daselbst, hat sich vorm Jahre zugetragen, obwohl in dem ganzen Stift keine 10 Hirsche an zwanzig Jahren ordinarie gesehn, geschweige gefällt worden, daß dennoch ein großer Hirsch zwischen dem neu angefangenen Kastell und nächst daran stoßenden Stadtgraben sich im Moraste verwickelt und mit den Hinterläuften unbeweglich gestanden, daß er also ohne Mühe von einem Vogte gefällt und in Absenz des Bischofs dem Domprobst hingetragen, da man denn gefunden, daß er mehrentheils Wolfshaar und an jeder Seite vier platte Zinken gehabt.

Bald darauf hat man in einem kleinen Wässerlein, die Hase geheißen, zwei Meilen von Osnabrück einen Lachs, vier Füße lang und fünf Finger breit gefangen, das kein Mensch des Orts gedenkt oder jemahls gehört, gestalt denn 1625 auch in selbigem Wasser, wiewohl etwa 2 Meilen niedriger portentoso modo ein großer Stör gefangen, derselbe ein omen des darauf erfolgten Cardinals von Zoller auch Bischofs daselbst Tode und des dänischen Einfalls gewesen.

An selbigem neuen Kastell hat man viele Gesichte von Stürmen, Anlaufen, Schießen, Schlagen und dergleichen gesehn, welches der dabei wohnende Bischofs Vogt zu vielmahls ausgebreitet und deswegen mehr Ungnade auf sich geladen, daß er endlich seines Dienstes entsetzt. Auf dem Osnabrückischen Stadtwalle nach der Nordseite hat man von Alters her ein Gesichte gehabt, als ob daselbst die Festung erstiegen und gewaltig eingenommen würde, am selbigen Ort befinden sich die jetzt logirten Soldaten oft in großem Schrecken als ob sie vom Feinde überfallen würden, ja wenn sie oft bei Tage daselbst zum Exerciren gefordert werden, daß sie vermeinen als ob sie in nasser Jauche gehn, befinden sie häufige Blutstropfen auf ihren Strümpfen. In der St. Johanniskirche daselbst hat sich am verwichenen Osterfest bei dem katholischen Gesange zugetragen, daß der Kronleuchter so mit eisernen Stangen von dem Gewölbe herabhängt, sich unter-

schiedlich selbst auf- und niedergelassen, darüber der Clerus sich heftig entsetzt.

In diesem Jahre vor wenig Wochen ist aus Osnabrück eine Edelmannsfrau gefahren und wie sie auf die große Haide gekommen, hat sie am hellen Mittag eine mächtige Niederlage unzähliger Menschen und Pferde gesehn, daß auch ihre Pferde darüber nicht fahren können und wollen, deswegen sie in großem Schreck wieder nach Hause geeilt und 14 Tage im Bett in großer Angst gelegen.

Ein Capitain und Edelmann daselbst im Lande ist vor wenig Wochen von Oldenburg nach Osnabrück reitend gekommen, da ihm denn auf obgedachtem Orte, der großen Haide, eine unsägliche Menge der Insecten, welche man Kuhpferde oder Gottespferde nennt, unter die Augen geflogen, daß er weder Erde noch Himmel sehn können, die sich dann mit des ganzen Landes Schrecken daselbst niedergelassen, ebnermaßen sind solche Insecten a 1624 die Weser hinauf, wie folgend des Königs Marsche mit großer Verwunderung geflogen, die endlich am Eichsfeld niedergefallen."

Wegen dieser Heupferde u. s. w. befürchtete man, wie der Berichterstatter besorglich äußert, „noch fernere Unglücke."

Offenbar sehr eigenthümlicher Art ist der Verdacht, den man im Jahre 1638 in der Stadt Bischofswerda gehegt zu haben scheint, den nämlich, daß böse Geister sich an — einem hölzernen Wassertrog zu vergreifen unternommen.

Dieses Attentat erzählt uns folgender Bericht des Raths zu Bischofswerda vom 30. August 1638: „Es ist ein Bürger bei uns, Elias Gruner genannt, der hat in seinem Gärtlein am Hause zween hölzerne Wassertröge, steht einer über den andern, sind damals beide ledig und ohne Wasser gewesen: von diesen hat sich der unterste, der wohl ¼ Elle tief in der Erden gestanden, den 8. Augusti zu Nacht von seiner Stätte aus der Erden gehoben, und ist sogleich hin nach seiner Länge fortgerückt, über einen kleinen Wasserhälter, gegen die linke Hand zu in die Länge wohl ¼ Ellen und berichtet ermeldter

Gruner, daß zu solcher Bewegung ohne Zweifel keine menschliche Hand kommen sei, denn man hätte im Grase nicht spüren können, daß jemand wäre dageweſen, der den Trog fortgeschoben hätte, welches schwerlich von 8 starken Männern geschehn würde, weiln der Trog eben groß und von Wasser, welches er als ein Schwamm an sich gezogen, sehr schwer wäre. So bewies es auch der Augenschein, daß der Trog nicht gewaltsam wäre geschleppt worden, sondern es wäre, als wenn er mit Fleiß aus der Erden gehoben und wieder sanft niedergesetzt worden, weil man in dem Lager des Troges die vestigia der Regenwürmer unverrückt hätte sehn können. Wie es aber zugegangen,. das könne man nicht wissen, denn es wäre in der Nacht geschehn, da es kein Mensch wäre gewahr worden. Und an dem Orte, wie er einmal gerückt, da steht er nun noch, ist nicht wieder zurück an die vorige Stelle gewichen. Dieß ist der Grund von dieser Geschichte, ist sonsten überdieß uns nicht wissend, daß es etwa jemals alhier solte Wehe geschrien haben, man hat unterschiedlich nachgefragt, will aber Niemand etwas wissen, noch davon gehört haben."

Die nächste Nachricht führt uns in das churfürstliche Residenzschloß zu Dresden. Wir glaubten zeither, daß der bekannte Dresdner Mönch, welcher der Sage nach mit dem Kopfe unter dem Arm umherzuwandeln pflegt,* die einzige gespenstische Erscheinung sei, die ihren Sitz in dem alten Bau aufgeschlagen, allein ein Actenstück aus dem J. 1643 belehrt uns eines Andern. Es war am ersten Weihnachtsfeiertage 1643: der Churfürst Johann Georg I. hatte, länger als gewöhnlich, bei der Abendtafel verweilt und so war die 11. Nachtstunde herangekommen, ehe das Schloß in Ruhe versank. Die Tafel, bedeckt mit werthvollem Silbergeschirr, schönen Pokalen, die man häufig geleert hatte, noch in der

* In poetischem Gewande hat neuerlich der Sage gedacht, G. Pfarrius: Gedichte: Neue Sammlung S. 36. Köln 1860.

Nacht abzuräumen, war das Hofgeſinde zu träge und ſo erhielten denn die Pagen, Hans Gabries von Hirſch, Heinrich von Kahlden, Hans Wilhelm Keßner, ſowie der Trompeter, Peter Kirſten, den Befehl, bis zum „Feierabend" in dem Kirchſaal oder Tafelgemach, wo der Churfürſt zu Abend geſpeiſt hatte, zu verweilen und gute Wacht zu halten. Dieſem Befehle nachzukommen, legten ſich die Pagen im Finſtern auf die herrſchaftliche Tafel, der Trompeter, in ſeinen Pelz gehüllt auf eine Bank hinter die Marſchallstafel: ob die Pagen wirklich gewacht oder geſchlafen, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen: übereinſtimmend verſicherten ſie bei ihrer Vernehmung vor dem Hofmarſchall am 27. December, daß gegen Mitternacht „erſtlich oben über ihnen an der Decke etwas gekniſtert und als ſie unter einander gefragt, was doch dieſes ſein müſſe, ſie einen großen Blitz geſehn, daß es ganz licht und hell im Gemach worden, daß ſie auch einander als am hellen Tage ſehn können, worauf ſie ziemlich erſchrocken." Hirſch ſprang zuerſt auf, eilte zum Zimmer heraus zu der „Trabanten Oberwache," ergriff ein Licht und trat, von den Trabanten, die ebenſowenig wie ſonſt Jemand außerhalb des Saales, einen Blitz wahrgenommen, gefolgt, wieder in den jetzt wieder ganz finſtern Saal. An der Thüre ſprang ihnen, winſelnd und mit ſichtlichen Zeichen der Furcht, der Hund Tiger entgegen und hinter dem Ofen lag leichenblaß, ſprach- und beſinnungslos, mit halbgezücktem Schwerte, der Trompeter: er war „als ein Eiszapfen kalt," der kalte Schweiß troff ihm von der Stirn: man führte ihn heraus, erſt nachdem man ihn mit kaltem Waſſer begoſſen, kam er zu ſich und gewann die Sprache wieder. Er erzählte, „als er eine halbe Stunde geſchlafen, wäre es ihm auf den Leib gefallen, wie ein Mühlſtein, daß er weder Hand noch Bein rühren, auch das Maul nicht aufbringen, noch ſchreien können, hielte dafür, daß es der Alp geweſen, der ihn auf Reiſen und ſonſten zum öftern gedrückt und verirt hätte. Als er aber darüber erwacht und die Augen aufgethan und doch wegen großer Beſchwernis

nicht aufstehn können, hätte er etwas vor sich auf der Tafel sitzen sehn, mit ein Paar großen Augen wie ein Uhu und wären die Augen ganz feurig gewesen, worüber er sehr erschrocken, gezittert und gebebt, hätte gern schreien und den Pagen zurufen wollen, wäre ihm aber nicht möglich gewesen." Er glaubte auch wahrgenommen zu haben, daß das Gespenst nach den Pagen zu gekrochen sei.

Hatte der Trompeter die Erscheinung für den Alp erkannt, so waren dagegen die Pagen mit den Trabanten darüber einverstanden, daß es „der Drache" gewesen und in dieser sie über den ihnen etwa beizumessenden Mangel an Muth beruhigenden Ueberzeugung legten die Pagen „weile inzwischen gute Nacht worden," sich zu Bette.

Wenn es wirklich der Drache war, der die Pagen erschreckt hatte, so mag er vielleicht identisch gewesen sein mit einem Ungethüm derselben Art, welches im Jahre 1678 die Gegend um Jahnishausen unsicher machen sollte. Wir entnehmen diese Notiz einem erst kürzlich von dem K. Gerichtsamt Riesa an das Haupt-Staatsarchiv eingesendeten * Actenstück unter dem Titel: „Hannßen Burckerdten zu Nickeritz betr., in pct. der Anschuldigung, als ob er den Drachen hätte."

Daß es Leute gibt, welche den Bandwurm haben, war uns bekannt, neu aber die Notiz, daß man im 17. Jahrhundert am Lindwurm oder Drachen leiden konnte! Sich vor solcher übeln Nachrede zu schützen wendete sich der gedachte Burckerdt mit seiner Frau am 4. November 1674 an die Gerichte zu Jahnishausen, indem sich Beide beklagten, daß

---

* Die in der Verordnung vom 28. März 1849 §. 8 (Gesetz- und Verordnungsblatt S. 52) enthaltene, später vom K. Justizministerium wiederholte Anweisung, daß die Behörden ältere Schriften von lediglich historischem Interesse, an das Haupt-Staatsarchiv einsenden möchten, ist leider nur von sehr wenigen Behörden beachtet worden: der Verfasser erlaubt sich daher den Wunsch auszusprechen, daß die Herren Vorstände der Archive bei den königlichen Behörden und den Städten, doch diesen Gegenstand nicht ganz aus den Augen verlieren möchten.

man ihnen nachſage, ſie hätten den Drachen, ja, daß man ſogar bei Gelegenheit einer in ihrem Hauſe entſtandenen Feuersbrunſt erzählt habe, „ſie ſollten ihm (dem Drachen) den Morgen, da es gebrannt habe, eine gar zu heiße Suppe gebracht haben, darauf wäre der Drache böſe worden und habe das Haus angeſteckt.“ Es wurden denn nun eine Anzahl Zeugen vernommen, wobei ſich denn ergab, daß ein 15jähriger Pferdejunge erzählt, „es wäre ihm, als er Morgens den Pferden Waſſer gezogen, ein jählinger Schein vor die Augen gekommen, der über Burkerdts Scheune her entſtanden,“ wozu ein anderer Junge, den er gefragt, ob er es auch geſehn, bemerkt, „ja er habe es auch geſehn, der Drache würde irgend ziehn.“

Die „ganze Gemeinde zu Nickeritz“ erklärte dagegen vor Gericht auf Befragen „ſie wüßten nichts als Liebes von Hans Burkerdten und ſeinem Weibe, hätten dergleichen Dinge von ihm niemals gehört, viel weniger geſehn, daß der Drache bei ihm eingezogen oder auf ſeiner Brandſtätte ſich ſehn laſſen, die Jungen hätten wohl ſeither etliche Male geſagt, ſie hätten den Drachen ſehn ziehn, daß ſie ihn aber bei Hans Burkerdten einziehn geſehn, oder auf ſeiner Brandſtätte gemerkt hätten, wäre niemals gedacht worden. Sie hielten dafür, es müßte dieſe böſe Rede etwa von der Magd, ſo bei Burkerdten 5 Jahre gedient hätte, auskommen ſein.“

Die Gerichte faßten denn hierauf nachfolgende Entſchließung:

„Weil nun Niemand Nichts geſehn, noch etwas Böſes von Burkerdten und ſeinem Weibe wiſſen wollen, iſt der ganzen Gemeinde angedeutet worden, ſie ſolle ſich, ſo lange ſie keinen beſſern Grund hätte, dergleichen Beſchuldigung von Hans Burkerdten und ſeinem Weibe enthalten, und ſobald Einer oder der Andere was ferner hören oder ſelbſt ſehn würde, vor Gericht anzeigen, Würde aber Einer dergleichen Sie ferner auch gegen andere Leute beſchuldigen, So ſollte derjenige, ſo es gehört und nicht angezeigt, um zwei neue

Schock oder mit Gefängniß gestraft werden und die Hälfte der Strafe dem, der es anzeigen würde, zufallen."

So ward denn die gekränkte Ehre des Burkerdtschen Ehepaares glänzend wiederhergestellt.

Einem andern, ebenfalls von dem K. Gerichtsamt zu Riesa übermittelten Actenstück verdanken wir ausführliche Nachrichten über den im Jahre 1696 bei dem Viertelshüfner Hans Preußiger zu Pausitz „sich aufhaltenden Kobold." Ein ausführliches Protocoll der Gerichte zu Jahnishausen, vom 20. März 1696, enthält die Ermittelungen über den Vorgang. Die ersten Wahrnehmungen, welche Preußiger seit dem großen neuen Jahre machte, deuteten nicht auf das Geisterreich, es verschwanden aus seinem Hause zunächst nur Lebensmittel, Brode, Butter, Käse: bald darauf „kamen ihm aber auch allerhand weiße und andere Wäsche, wie auch eine Art und ein Beil unter den Händen weg, welche sich aber sechs Tage später, in dem Schuppen hinter dem Holze, wo Preußiger sie mehrere Male bereits vergeblich gesucht hatte, wiederfanden. Preußiger vermuthete, „daß solches durch diebische Leute zum Possen geschehe," er stellte daher, „weil ihm mittlerweile immer mehr Dinge wegkamen und theils wunderlicher Weise versteckt wieder aufgetroffen worden, Anfangs für sich und dann mit Zuziehung eines seiner Nachbarn, eine Wache aus und schaffte sich einen Spieß und einen Carabiner an." Mehrfach ward das Haus, nach dem, wie man vermuthete, darin versteckten Diebe durchsucht, allein man fand nichts „als Schattenwerk und verlorne Sachen." Vergeblich zerbrach sich Preußiger den Kopf über die Lösung des Räthsels, bis ihn denn seine Nachbarn auf eine Vermuthung brachten, die ihm allerdings ganz begründet erschien. Er erzählte deshalb vor Gericht: „es habe sein Nachbar, der Hutmann, sowohl des Nachts, da Preußger um seine Wohnung wachend herumgegangen, wahrgenommen, daß Etwas vor ihm hergelaufen, als wenn es gejagt würde, als auch am Tage einstmals gesehn, daß Etwas in Preußgers Eheweibes

Gestalt und Kleidung allerhand weiße Wäsche, die Preußgers Ehefrau in ihrem Schuppen verschlossen, getragen gebracht und hinter das Hirtenhaus geworfen, welches auch des andern Nachbars, Hans Oehmichen Dienstmagd, Regina gesehn, so habe der Hutmann Anfangs durch sein Eheweib bei Preußgern nachfragen lassen, ob sie etwas Wäsche verloren hätten, ihnen auch, da sichs also befunden, wiederzugestellt, auf den vierten Tag aber hernach Preußgern kundgethan, daß er so eine Person in seines Eheweibes Gestalt und Kleidung im Garten mit der Wäsche gehn sehn, sie aber für seine Frau nicht gehalten, weil sie zumal im Zurückgehn jählings verschwunden, daß er nicht gewußt, wo sie hingekommen, hierauf wären sie hernach auf den Gedanken gekommen, daß es kein Dieb und was Körperliches, sondern ein Geist sein müsse."

Ja gewiß, es war ein Geist, ein heimtückischer Kobold, der all den Unfug stiftete, der nun immer steigend sich vermehrte und die größten Besorgnisse erweckte: nicht nur, daß Lebensmittel fortwährend verschwanden, nein, sie wurden auch boshaft vernichtet: Butter fand sich in Klumpen in der Spreu, die Mehl- und Getreidesäcke, „wenn sie noch so sehr beschwert und verbunden, wurden umgeworfen, ihr Inhalt verstreut und besudelt: Bücher fanden sich im Ofenkessel, halbzerkocht, wieder. Wenn Preußigers Frau backen wollte, ward der Sauerteig durch Erde und Spreu verdorben, wendete sie der Küche einen Augenblick den Rücken, so fand sie die Kochtöpfe am Feuer mit Kohlen und Asche gefüllt, die Speisen und Trinkgeschirre auf die ekelhafteste Weise verunreinigt, „so daß sie genugsam nachzuräumen gehabt und die Speisen nicht genießen können." Einst, als Preußiger einem Andern sein Leid zu klagen vor die Hausthüre getreten, fand er, in das Zimmer zurückgekehrt, daß der Kobold aus einem angeschnittenen Brode drei Stücke herausgebissen hatte: er schnitt vorsichtig die Stücken neben den sichtbaren Bissen weg, weil er bemerkt hatte, „daß, wenn sie etwas gegessen, worein

der Kobold gebissen oder aus einem Geschirr getrunken aus dem er gesoffen, sie Kopfschmerzen und Durchfall bekamen." Während der Nächte „machte es immer eine Thüre nach der andern auf und zu und ging so schwerfällig, als ob es große Stiefeln und Sporen hätte." Eben dieses unbekannte „Es" riß einst in einer sehr kalten Nacht, Preußigers Schwester das Bett und Hemde vom Leibe ab, „so daß das arme Weib bald erfrieren müssen." Wohl zehn Mal fand man glühende Brände an gefährlichen Orten, einmal glühende Kohlen mit darauf gelegten glimmendem Holz an der Seite des Kuhstalles.

Vollständige und sichere Auskunft über den Kobold, sein Aussehn und die Art und Weise, wie er zu Preußigern gekommen, erlangte man endlich durch dessen Tochter, die 13jährige Marie, ein Mädchen, zwar klein von Gestalt, aber, wie das Protocoll besagt, mit „einem dem Ansehn nach habenden guten Verstande." Sie sah nicht nur den Kobold, sie unterhielt sich sogar mit ihm. Zuerst erblickte sie ihn in der Ofenhölle sitzend, „in einem weißen Hemde und an den Ermeln wie auch am Halse, mit rothen Bändern und Schleifen bebunden, in grauen neuen Strümpfen und alten Schuhen, mit einem ziemlich großen, oben ganz platten und nur im Genicke mit einem Busche gelber Haare besetzten Kopfe, worin er große glänzende Augen und den Kopf zu dem Rücken hinuntergebogen gehabt." Das Mädchen muß einen seltenen Muth, eine ungemeine Geistesgegenwart besessen haben, denn es erschrak wohl über die unerwartete Erscheinung, es entlief aber nicht schreiend, sondern begann sofort eine geistreiche Unterhaltung, indem sie den Kobold, (denn daß sie einen solchen vor sich hatte, war ihr sofort klar geworden) fragte: wo bist Du denn gewesen? Der Kobold antwortete, „ich habe ein gut Werk gestiftet, ich habe Rosinen (Preußigers Schwester) ihr Garn in den Kessel gesteckt, (welches sich auch also befunden)." Auf die fernere Frage, wo bist Du hergekommen? erfolgte die Erwiederung, „die Dörschnitzer Anna

hat mich am kleinen Neujahr im Handkorbe mitgebracht." Er versicherte auch, „diese habe ihn kleiden lassen und ihm die rothen Bänder gegeben." Diese Versicherung erschien um so glaubhafter, als sie mit unzweifelhaften Thatsachen übereinstimmte. Die Dörschnitzer Anna war eine Preußigern bekannte Person, der er aber nicht viel Gutes zutrauete. Sie war Kinderfrau bei einem Hrn. von Plötz in der Nachbarschaft gewesen, aber nach dessen plötzlichem Tode wegen Verdachts einer Vergiftung zur Untersuchung gezogen worden, die aber kein weiteres Ergebniß gehabt hatte. Am Neujahrstage hatte sie sich, gegen den Willen Preußigers, mit seinem Schwager Schreier, der ebenfalls beim Hrn. v. Plötz gedient hatte und mit dem sie sehr vertraut war, ein Rendezvous in Preußigers Haus gegeben, sie blieb auch die Nacht dort. Sie erschien bei dieser Gelegenheit mit einem Handkorbe, den sie während der ganzen Zeit ihres Besuchs zugedeckt hielt, indem sie ihn „nie von sich gegeben sondern auch während des Essens immer die rechte Hand darauf legte." Als sie ihn einmal vorsichtig öffnete, um etwas herauszunehmen, erblickte Preußiger darin zwar keinen Kobold, aber ein Paar Stücke gelben Kuchen und einige Hemden, von denen er vermuthete, daß sie aus dem Nachlaß des Hrn. von Plötz herrühren und für Schreier bestimmt sein möchten. Unter den Hemden konnte aber der Kobold recht gut verborgen gewesen sein und daß die Dörschnitzer Anna ihn zurückgelassen, darüber war Preußiger nicht im geringsten Zweifel.

Mariechen, welche übrigens, (was ihre Befähigung Geister zu sehn, erklärt) nach der Angabe ihres Vaters, „im Himmelszeichen des Stiers" geboren war, traf drei Wochen lang, den Kobold täglich an: einmal erschreckte er sie aber durch plötzliches Erscheinen auf dem Söller so, daß die Eltern „sie vor ganz todt und leblos gehabt." Sonst verständigten sich Beide ganz gut zusammen, der Kobold zeigte dem Mädchen „schöne Spindeln und große gebackne Birnen, dergleichen Preußiger nicht im Hause hatte," bot sie ihr gastfrei an, sagte

aber dabei, „es werde in einem Jahre nicht wegkommen und wenn sie ihm nicht würden genug zu fressen schaffen, so wolle es allerhand Uebles stiften und einen großen Gestank machen, daß sie nicht sollten bleiben können, es wolle auch Feuer anlegen." Das Mädchen, das, wie Alle ihres Geschlechts, ein scharfes Auge auf die Toilette (selbst der Kobolde) hatte, bemerkte übrigens, „daß das Hemde, welches das Gespenst anhatte, Anfangs, etliche Wochen gar hübsch weiß gewesen, später aber sehr beschmutzt und mit Koth besudelt:" dieses Kleidungsstück zu wechseln, stahl der Kobold, wie Mariechen wahrnahm, ihrer Tante Rosine ein Hemde, das an einem auf dem Rücken eingenähten Fleck leicht kenntlich war; damit bekleidet, lief der Kobold hinter den Garten, immer auf einem Bein hüpfend, sodann aber in den Schuppen, wo sich das Hemde „übelbesudelt" wiederfand. Eines Tags hatte der Kobold aus einem Milchasch wohl „einen Querbaumen ausgetrunken:" ihn an der Fortsetzung zu verhindern, schloß die Preußiger den Asch in eine Lade: darüber erzürnt, stach der Kobold die Kühe Tags darauf mit einer Mistgabel in die Hinterbeine und als man dieses Werkzeug weggenommen, bemächtigte er sich eines Messers und war gerade im Begriff, die Kühe damit zu stechen, als Mariechen, das kleine courageuse Frauenzimmer, ihn mit den Worten, „warte ich will Dich!" verjagte.

Die ganze Erzählung der kleinen Geisterseherin trug so sehr das innere Gepräge der Wahrheit, daß Niemand daran zweifelte, Niemand auf den Gedanken kam, daß man vielleicht mit der Application einer Haselgerte oder sonstigen ungebrannten Holzes auf einen geeigneten Körpertheil Mariechens, dem ganzen Geisterspuk ein schnelles Ende hätte machen können (wenigstens ist dies unsere kühne Vermuthung!). Ganz fern lag ein solcher Gedanke dem Pfarrer Sahlbach zu Pausitz und dem Superintendenten Clodius zu Hayn, an welche Preußiger sich wendete: sie ermahnten ihn nur zum Gebet und sorgsamer Aufsicht. Etwas näher kam unserm Vorschlag

der Oberaufseher von Carlowitz auf Staucha, der sich am 16. März 1696 bei Preußiger mit „6 Jungen von Adel" einfand: „er fragte scharf nach dem Kobold, suchte darnach mit einem Stock und drohte ihn zu prügeln, wenn er sich würde sehn lassen, worauf der Kobold sich mit etwas Pochen unterm Ofen merken lassen, aber als Einer zu ihm gegangen, wieder ganz still geworden." Herr von Carlowitz gab übrigens Marie zwei Zweigroschenstücke, um sie dem Kobold, wenn sie ihn wiedersehe zu überreichen, der Letztere war aber, sonderbarer Weise, einer Bestechung mit edeln Metallen unzugänglich: er nahm das Geld nicht an und als man es für ihn auf eine Lade legte, verschwand es zwar, fand sich aber später auf dem Söller wieder.

Die Gerichte zu Jahnishausen hegten zwar ihrer Seits, wie aus der Fassung des Protocolls hervorgeht, gar keinen Zweifel an der Richtigkeit der Wahrnehmungen Mariens, allein sie haben doch auch eine Untersuchung gegen die Dörschnitzer Anna wegen Koboldeinschleppens nicht eingeleitet. Hundert Jahre früher hätte man diese auf die Folter geworfen und sie würde gewiß zugestanden haben, daß sie den Kobold unter dem Kuchen und Hemde in ihrem Handkorbe zu Preußiger gebracht und dort ausgesetzt habe. Ein Bericht, der über den Vorgang erstattet ward, scheint ohne Resolution geblieben zu sein.

Die Acten schließen mit der Notiz, daß der Kobold „Gottlob! von Preußger weggekommen, daher dieser am Ostertag eine öffentliche Danksagung in der Kirche thun lassen." Wahrscheinlich hatte der Stock des Hrn. von Carlowitz und die Drohung des Prügelns ihm doch den Aufenthalt bei Preußigern verleidet!

Wir gehn nun auf das 18. Jahrhundert über.

Von einer „jeune tertiaire dominicaine" (einer Pfründnerin der Dominikanerinnen) erzählt der Freiherr von Puchet*

* Derselbe meldete auch im J. 1729 aus Rom: „la merveille la plus surprenante est celle de la force d'une femme, qui dans les mouve-

in mehreren Briefen vom Juli 1712, daß sie in Rom durch ihre Visionen großes Aufsehn erregte, während deren, wie sie angab, Engel und Heilige sich durch ihren Mund verkünden ließen. Sie fand viele Gläubige, unter denen vorzugsweise der sächsische Resident, Frh. von Schenk, und der „maestro del sacro Palazzio" benannt werden: der Erstere nahm sie in sein Haus auf und pflegte ihre Offenbarungen stets nur knieend anzuhören. Man führte die Visionairin in mehrere Kirchen, wo sie wiederholt zum Volke, aber nur in deutscher Sprache (der einzigen, deren sie mächtig war) redete und Schenk bemühte sich lebhaft aber vergeblich, den Pabst zur Anerkennung des Wunders zu bewegen. Ehe der heilige Stuhl von der Sache noch specielle Notiz genommen, bewogen die Anhänger des Mädchens sie, die Kanzel in der deutschen katholischen Kirche zu besteigen, von der herab sie eine 1½ stündige Predigt hielt. Diese Verletzung des Satzes „mulier taceat in ecclesia," (das Weib schweige in der Kirche) veranlaßte die geistliche Behörde zum Einschreiten: das Mädchen ward aus dem Hause des Frh. v. Schenk abgeholt und in ein Kloster geführt, eine Untersuchung ward eingeleitet und gegen den Frh. von Schenk, der die Weihen empfangen hatte, eine Kirchenstrafe verhängt. Ein wissentlicher Betrug scheint nicht obgewaltet zu haben, doch gaben die Dominikanerinnen, von denen wir überhaupt lesen, daß sie sich zu emancipiren verstanden, bald darauf noch ein größeres Aergerniß, daß wir — à propos de bottes — nicht verschweigen wollen.

Das Kloster der Dominikanerinnen in Barletta, einer Stadt am adriatischen Meere im K. Neapel, lag unmittelbar neben dem Jesuiterkloster. Die Nonnen waren in ihrer Räumlichkeit sehr beschränkt und wünschten das Kloster durch einen Anbau zu vergrößern, wozu sie ein den Jesuiten ge-

---

ments convulsifs, qui lui prennent, arrache et rompe des grillages ou barreaux de fer, que qnatre paires de boeufs ne pourroient arracher: elle est femme du garderobe de la Princesse Albani à Suriano."

höriges Stück Land bedurften. Diese versagten es ungalanter Weise und es entstanden darüber Streitigkeiten, deren Schlichtung den Obern nicht gelang. Die Nonnen beschlossen nun, da sie in Güte ihren Zweck nicht zu erreichen vermochten, Gewalt zu brauchen. Eines Tages, im Juni 1728, zog die ganze Versammlung, das Kreuz an der Spitze, aus dem Kloster vor das Jesuitercollegium, es zu belagern: die Thore waren verschlossen, allein es gelang den Nonnen eine Nebenpforte mit Gewalt zu erbrechen: ein Theil besetzte alle Zugänge, ein anderer stürmte in das Kloster und begann dort eine vollständige Zerstörung. Die Jesuiten, der Zahl nicht gewachsen, vielleicht auch aus Schonung gegen das schöne Geschlecht, setzten dem Ueberfall keinen gewaltsamen Widerstand entgegen. Sie wichen zwar dem Verlangen, ihr Kloster sofort zu verlassen, nicht sogleich, sahen aber ruhig zu, wie die Nonnen alles Mobiliar zerstörten und zu den Fenstern hinauswarfen. Zwei Tage hielten die frommen Väter aus, dann, als ihre Feindinnen nicht wichen, zogen sie ab: die Nonnen blieben in dem Besitz des Jesuiterklosters. Der Bischof bemühte sich vergebens sie zu beruhigen: Gewalt wollte man nicht anwenden, man beschloß also die Rebellinnen auszuhungern: alle Zufuhr ward ihnen abgeschnitten: allein die Nonnen hungerten, nachdem alle ihre Vorräthe verzehrt waren, lieber, ehe sie ihre Eroberung aufgaben und erklärten, sie würden ausdauern bis aufs Aeußerste. Wollte der Bischof sie nicht dem Hungertode Preis geben, so mußte er nachgeben. Dies geschah aber erst nachdem die Nonnen bereits mehrere Tage ohne Lebensmittel zugebracht hatten: das schwache Geschlecht trug so den gewaltsam errungenen Sieg davon.

Von Italien wenden wir uns nach Wien. Die weiße Frau, welche in vielen Residenzschlössern Deutschlands spuken soll, wird unsern Lesern, wenn auch nicht von Person,* doch

* Ihr Portrait befindet sich in der Eremitage bei Baireuth. Sie soll

dem Namen nach, bekannt sein, weniger vielleicht die spanische Jungfrau in der Kaiserburg zu Wien. Ueber eine Erscheinung derselben meldete der churſächsische Agent zu Wien v. Paurnfeindt, unter dem 10. December 1712 Folgendes:

„Es will allhier durchgehends für gewiß und auch bei Hof ohne Scheu versichert werden, daß nur vor einigen Tagen in der verwittweten Kaiserin** Audienzzimmer die sogenannte spanische Jungfrau, als eine Vorbotin eines in dem Erzherzoglichen Hause Oestreich bevorstehenden großen Todesfalles, erschienen und am ersten von Ihro Majestät der Kaiserin Kammerheitzer und zwar solcher gestalt gesehn worden sein soll, daß wie er morgends früh um 5 Uhr, da Ihro Majestät die Kaiserin, in das Rorate (zum Gebet) zu gehn pflegen, die Lichter in vorgedachtes Audienzzimmer bringen und zwei davon auf den Audienztisch setzen wollte, er an der Tafel eine mit einem purpurfarbenen Habit angelegt und im Gesichte ganz blaß gewesene Jungfrau, so ihr Haar herunterhängen und ausgebreitet gehabt hat, gesehn und sich dermaßen darüber entsetzt, daß er ohne langer Verbleibung in dem Zimmer sich retiriret. Wie nun darauf Ihro Majestät die Kaiserin durch sothanes Audienzzimmer in die Hofcapelle gehn und dem Rorate beiwohnen wollte, soll Selbige im Herausgehn bei der Thürschwelle gestrauchelt und eben bei dem Tische, wo die spanische Jungfrau sich präsentirt hat, zu Boden gefallen sein, welches obzwar Ihro Majestät, die Kaiserin es zu cachiren vermeint, dennoch durch Andere eclatirt sei."

Mit der Vorherdeutung dieses kleinen Unfalls begnügte sich aber diesmal das Gespenst, denn wir finden nicht, daß in der nächsten Zeit ein Todesfall eines Gliedes der kaiserlichen Familie erfolgt sei.

---

zu Neuhaus in Böhmen, Berlin, Baireuth, Darmstadt, Carlsruhe, Detmold und Bentheim erscheinen.

* Wilhelmine Amalie, Herzog Johann Friedrichs von Lüneburg Tochter, Wittwe des am 17. April 1711 verstorbenen Kaisers, Joseph I.

Eine andere Vision, die wörtlich zutraf, erzählt uns, unter Verbürgung der Wahrheit, der sächsische Gesandte am russischen Hofe, Le Fort. Ein holsteinischer Rath, Steffens, ward auf Veranlassung des schwedischen Ministers von Görz, in Schweden im J. 1717 festgenommen, angeblich, weil er ihm anvertraute Archivsgeheimnisse verrathen haben sollte. Einst, in der Nacht seines einsamen Gefängnisses, hatte er eine wunderbare Erscheinung: der ihm wohlbekannte König von Schweden, Karl XII., stand vor ihm, eine Leiche, mit einer blutenden Kopfwunde, neben ihm, ein gräßlicher Anblick, sein Günstling, der Minister von Görz, ein blutüberströmter Rumpf, mit abgeschlagenem Kopfe. Steffens theilte seine Vision dem Erbprinzen von Hessen (Gemahl der Schwester König Karl XII., Ulrike Eleonore) mit und sagte ihm zugleich vorher, er werde König von Schweden werden. Das Jahr darauf ging der erste Theil der Vision in Erfüllung, denn Karl XII. fiel, getroffen von einer Kugel, die ihm den Kopf durchbohrte, in den Laufgräben vor Friedrichshall. Seine Nachfolgerin auf dem Throne, Ulrike Eleonore, befahl die alsbaldige Freilassung des gefangenen Steffens, allein dieser weigerte sich den Kerker zu verlassen, „puisque," wie unser Gewährsmann erzählt, „le Baron de Goerz devoit venir prendre sa place et lui en feroit le compliment." Auch dies traf zu, Görz erhielt, wie bekannt nach seines Beschützers Tode zur Untersuchung gezogen, dasselbe Gefängniß angewiesen, in welches er Steffens hatte werfen lassen, und betrat von da das Blutgerüst, auf dem er 1719 enthauptet ward. Hatte aber Steffens die Gabe, das Unheil, welches Andern drohte, vorherzusehn, so ging ihm doch die Befähigung ab, sich durch eine warnende Vision vor ihm selbst bevorstehenden Gefahren zu hüten. Er ging nach Rußland, wo er am 3. October 1722 in Moskau als Spion verhaftet und nach Sibirien abgeführt ward.

Ueber einen andern uns mystisch bleibenden Propheten, den Hauptmann Krohne, schrieb der Graf von Manteuffel

(damals ſächſiſcher Geſandter zu Berlin) im J. 1716 Folgendes:

„Je me repentis bien, d'avoir laissé notre prophete le Cap. Krohne icy. Ce bougre la, qui est un fripon, si jamais il en fut, est cause de quantité d'irregularités, qui se sont fait et se font. Il a trouvé d'un coté des gens assez credules, pour ajouter aveuglement foy à ses predictions et de l'autre, il n'a predit que ce, que certaines gens, plus fripons encore que lui, lui ont inspiré. Je vous en dirai une autre fois plus de particularités. Mais tant y a, qu'il faut absolument retirer cet homme la d'icy. Il n'y est pas maintenant. Il est allé au Hartz, pour y chercher son spiritum mundi. Mais il reviendra. Que V. E. ait la bonté de m'adresser un ordre pour luy (car il est notre prisonier) luy ordonnant en termes amiables, de se rendre incessament à Dresde, d'ou il faudra l'envoyer à Königstein. S'il arrive avant le dit ordre, je le ferai enlever. L'interêt du Roy même souffriroit à la fin par ces mandits predictions, qui perdroient tout ce qu'il y a encore du bon icy, si on luy laisseroit continuer son manege. Sapienti sat!“

Der hier bezeichnete Capitain Krohne ſcheint nach den Worten Manteuffels: „il est notre prisonnier,“ Kriegsgefangener geweſen, und wahrſcheinlich auf Ehrenwort entlaſſen geweſen zu ſein.

Wenn Krohne ſich bloß der Hülfe eines Harzer spiritus mundi bedienen wollte, ſo verſuchte es dagegen ein Pole, Bobrowski, einige Jahre ſpäter mit dem Böſen ſelbſt.

Der Generalmajor von Münch meldet hierüber an den General-Feldmarſchall Gr. v. Flemming aus Warſchau, den 1. Februar 1719: „Il est mort ici un homme nommé Martin Bobrowski, qui a confessé sur le lit de mort, qu'il avoit fait un pacte avec le diable, il n'a point rendu l'acte au confesseur, lequel on a trouvée après qu'il

étoit expire, sous son oreillé, signé de son sang, reconnoissant par le dit acte le Prince des Tenebres pour son maitre, reniant Dieu, la Trinité, l'Evangile et tous les Saints et se donnant à lui après 30 ans de vie et sur quelques conditions d'interet. On a fait des difficultés de l'ensevelir, mais comme on dit, qu'il est mort en Chretien et qu'il s'est confessé de son enorme crime, il a trouvé place dans un coin d'un cimetiere. Je n'ay pu avoir la copie de l'acte, les pretres disants l'avoir brulée et que cela a causé une extraordinaire puenteur. Le pauvre homme n'a pas eu le fruit de cette convention dans ce monde, car il n'a laissé après lui aucun bien et il n'a pas même vecu les 30 ans."

Bobrowski's unberühmten Namen nennt die Geſchichte nicht, wohl aber werden unſere Leſer kennen, den Marſchall von Frankreich, Louis François Armand du Pleſſis, Herzog von Richelieu, den Abgott aller Frauen ſeiner Zeit, den liebenswürdigſten, leichtſinnigſten, keckſten Roué, den je in Frankreich die Sonne zu beſcheinen nicht verſchmähte: daß er, der Freigeiſt, der über Alles ſpottete, zu Zaubermitteln gegriffen, ja die böſen Geiſter bei einer diplomatiſchen Verhandlung zu Hülfe gerufen, das iſt aber unſern Leſern jedenfalls neu. Den in der That höchſt eigenthümlichen Vorgang erzählen uns Briefe des ſächſiſchen Geſandten zu Wien, (ſpäter Cabinetsminiſter) Marquis von Fleury.

Richelieu war im Jahre 1725 nach Wien geſendet worden, um Friedensverhandlungen mit Kaiſer Karl VI. einzuleiten: er traf dort am 8. Juli 1725 ein und ſuchte ſich ſogleich bei dem Prinzen Eugen von Savoyen, dem berühmten Staats- und Kriegsmann, dadurch zu inſinuiren, daß er direct vom Schiff, das ihn nach Wien gebracht, ſich zu ihm begab, ſeine Ankunft ihm perſönlich zu melden. Trotz ſeiner Gewandtheit und offnen Börſe, trotz aller angewendeten Mittel, wollte die Angelegenheit aber nicht ſo ſchnell, als erwünſcht vorwärts ſchreiten. Da erfuhr er, anſcheinend

durch einen ſeiner Freunde, den Hauptmann der kaiſ. Trabanten, Marquis von Weſterlo, daß ein Armenier, d'Acy, der mit dem von uns ſchon erwähnten * Grafen von Bonneval in Verbindung geſtanden, im Beſitz eines Zauberbuches ſei, mit Beſchwörungsformeln, die jedes Hinderniß zu überwinden, die Erfüllung aller Wünſche herbeizuführen vermöchten. Das Buch ward von d'Acy für 2000 Gulden erkauft, allein es war in lateiniſcher Sprache geſchrieben, welche weder Richelieu noch Weſterlo verſtanden. Ein ſpaniſcher Mönch, „célèbre par son libertinage comme par les qualités d'aumonier et agent du Général Bonneval" wurde daher in das Geheimniß gezogen und veranlaßt, das Buch in das Franzöſiſche überſetzen zu laſſen. Er bediente ſich dazu eines jungen Wieners, der denn auch die Arbeit vollendete. Nach der Anweiſung des Zauberbuches wurde denn nun verfahren. In einer Vollmondsnacht im März 1727 trafen im Garten des Marquis, mit dieſem, Richelieu, der ſpaniſche Mönch und einige Nebenperſonen, von denen eine ganz verhüllt war, im tiefſten Geheimniß zuſammen. Richelieu hatte aber in ſeiner Caroſſe noch einen eigenthümlichen Geſellſchafter mitgebracht, ein ſchwarzes Kalb, beſtimmt die Hauptrolle zu ſpielen. Es ward ein Loch in die Erde gegraben, ein Feuer darin angezündet, einer der Anweſenden beobachtete dann durch ein Fernglas ſorgfältig den Mond, um den Moment zu beſtimmen, zu welchem das Opfer beginnen ſollte. Mit deſſen Eintritt bohrte Richelieu als „grand sacrificateur" dem Kalb an einer im Buche genau bezeichneten Stelle ein Meſſer in den Leib und während das Blut ſtrömte und die „sacrificateurs assistants" einige andere Ceremonien vornahmen, kniete er und Weſterlo nieder und Beide flehten um Erfüllung ihrer Wünſche. Weſterlo bat um Herſtellung ſeiner Geſundheit, wogegen Richelieu's „demande fut, de plaire et de réussir dans tout ce qu'il

* S. N. F. Th. I. S. 177 u. f.

entreprendroit.“ Nachdem das Kalb sich verblutet hatte, ward es nebst verschiedenen Metallen und „parfums“ in das Feuer geworfen, welches nach der Anweisung im Buche, Alles binnen siebzehn Minuten verzehren sollte: es dauerte aber volle drei Stunden, ehe die Flammen dieses Werk verrichtet hatten. Die Herrn glaubten sich ganz unbemerkt, allein der ganze Vorgang war vom Gärtner des Marquis heimlich belauscht worden. Nicht dieser war es aber, von dem die erste Entdeckung ausging, sondern der junge Mensch, der die Uebersetzung des Zauberbuches gefertigt hatte. Ihm waren Gewissensscrupel wegen des Inhalts jenes Buches, über seine Arbeit beigegangen, die er seinem Beichtvater mittheilte: dieser veranlaßte ihn, die Sache anzuzeigen. Man arretirte zunächst den Mönch, zog dann auch den Marquis von Westerlo zur Verantwortung, bei dem man das Zauberbuch fand. Dieser räumte, nachdem auch die Wahrnehmungen seines Gärtners bekannt geworden und dieser den Mönch im Gefängniß recognoscirt, den Vorgang unter der Bitte um Begnadigung, einem kaiserlichen Minister unumwunden ein; er gab an, er habe mit Richelieu das Opfer gebracht, „dans le dessein et la confiance, d'obtenir chacun ce qu'il demanderoit pendant le sacrifice,“ und sprach die Ueberzeugung aus, der Zweck sei auch vollkommen erreicht worden, denn er selbst befinde sich seitdem viel wohler und auch Richelieu habe erlangt die langerstrebte „signature des préliminaires et qu'il étoit autant gratiosé à cette cour présentement, qu'il l'avoit peu été l'année passée.“

Der Armenier suchte, als er die Festnehmung des Mönchs erfuhr, Zuflucht in dem Hotel Richelieu's wo er binnen 24 Stunden, wahrscheinlich durch Selbstmord, endete. Richelieu verwendete sich für den Mönch, indem er gegen den Grafen Sinzendorf behauptete, daß dieser und das Buch „lui appartenoient,“ als aber seine Fürsprache erfolglos blieb und er der bedenklichen Wendung, welche die Sache genommen, inne ward, zog er sich eine Zeitlang „sous le prétexte

de quelques accès de fièvre" zurück. Man erzählte sich auch, ein Kammerdiener des Gesandten sei plötzlich unsichtbar geworden. Fleury meldete aber bereits am 3. Juli 1727, daß Richelieu sich wieder in der Gesellschaft zu zeigen beginne und daß man überzeugt sei, es werde bald aus Rom eintreffen, „la faculté de l'absoudre de l'excommunication" in die er verfallen sei, „par cet acte d'idolatrie." Auch der kaiserliche Hof suchte, Verwickelungen mit Frankreich besorgend, wie ein Correspondent im August 1727 schrieb, „de supprimer la chose, moyennant quoi on commence de la tourner en plaisanterie."

Einen Vorfall, den wir unserer Seits in Parallele stellen würden mit den bereits früher (Th. II. S. 117) erzählten Betrügereien der Hennig, der aber seiner Zeit vielfach als ein „Wunderzeichen" betrachtet ward, meldete ein Brief des sächsischen envoyé zu London, le Cocq, vom 3. December 1726, mit der Versicherung: „le fait est averé autant que fait puisse être." Das Schreiben lautete über das Thatsächliche also:

„Une femme mariée, agée environ 26 à 27 ans, habitante d'un village près de Guilford, a produit et mis au monde seize lapins, à diverses reprises et intervalles, pendant le cours de 12 ou 15 jours. A chaque fois, qu'elle a été delivrée d'un lapin, elle a senti les douleurs ordinaires de l'enfantement, mais l'accoucheur, qui est un chirurgien du voisinage, n'a pu delivrer cette femme d'aucun de ces animaux, quif ut en vie, ni entier, de sorte, qu'il a fallu les lui tirer tous du corps par pieces et morceaux. Tous ces animaux ont le poil et les dents, mais ils sont plus ou moins gros. Le plus grand a pesé jusqu' à 22 onces, d'autres n'étoient guère plus gros, que le sont les lapins ordinaires lorsqu'ils naissent. Un fameux chirurgien et anatomiste de cette ville, nommé St. André, a été sur les lieux par ordre de S. M. Britannique, pour examiner le fait dans

toutes les circonstances, Mr. Molineux secretaire de Mr. le Prince de Galles, homme savant et curieux a accompagné St. André. Ils ont vu cette femme, qui n'avoit pas encore desempli sa garenne et ils l'ont delivré chacun d'un lapin, qui ont été le 14e et le 15e. Le lendemain de leur depart elle a mis le 16e au monde. On ne sait pas si ce sera le dernier. On le conjecture neanmoins, à cause de quelques indices. Pour eloigner tout soupcon de supercherie et fermer la bouche à ceux, qui pourroient croire, qu'on a fait entrer des morceaux de lapins dans le corps de cette femme, St. André et Mr. Molineux, après un exact examen des intestins de ces animaux, tirés du corps de cette femme, attestent que les intestins sont constitués comme ceux de tous les animaux, qui n'ont point respiré et qui n'ont point recu d'alimentation par les conduits ordinaires. On les a conservé dans d'esprit de vin pour les montrer aux naturalistes et aux medecins. Cela sera accompagné d'une dissertation sur l'effet de l'imagination etc. Il y a bien des choses à dire là dessus. Lord Chesterfield, qui est de la cour du Prince, lorsqu'on lui dit que le Roy envoyoit St. André pour accoucher cette femme, repartit, qu'à son avis le Roy auroit mieux fait d'y envoyer un couple de furets."

Fünf Jahre ſpäter trug ſich nach einem Briefe des Geheimen Kriegsraths von Bülow vom Auguſt 1731 an den ſächſiſchen Cabinetsminiſter Marquis von Fleury eine Geiſtergeſchichte in Krakau zu. Der Beſitzer einer vorſtädtiſchen Schenkwirthſchaft, ein getaufter Jude, war einem Schuhmacher 4 Thlr. ſchuldig: der Gläubiger ſtarb und der Schenkwirth meinte, der Tod, der ja Alles ausgleiche, möge auch dieſe Verpflichtung tilgen, er meldete daher ſeine, dem Erben des Schuhmachers unbekannte, Schuld dieſem nicht und bezahlte ſie ebenſowenig. Nicht der Erbe aber war es, der dem Schuldner das Gewiſſen rührte, ſondern der Geiſt des Ver-

storbenen. Einst, als die Magd des Schenkwirths die Nacht allein in dem Hause schlief, trat um Mitternacht die Gestalt des Schuhmachers an ihr Bett und befahl ihr, ihrem Herrn zu sagen, daß er die schuldige Summe den Jesuiten zahlen solle: zur Warnung wolle er ihm ein Zeichen zurücklassen: mit diesen Worten schlug die Erscheinung mit der Hand auf den Tisch und verschwand. Die Magd sehnte in Todesangst den Morgen heran und als sie beim anbrechenden Tage den Tisch betrachtete, nahm sie mit Entsetzen darauf einen Brandfleck in der Gestalt einer menschlichen Hand, wahr. Die Sache machte großes Aufsehn, der Stadtrath ließ den Tisch sich vorzeigen und vernahm die Magd, welche ihre Aussage eidlich bekräftigte.

Unser Berichterstatter meint, es sei das Brandmal wohl „l'ouvrage de quelque polisson" und wenn er damit etwa einen derjenigen, an welche das Geld nach der Anweisung der Erscheinung gezahlt werden sollte, gemeint haben sollte, so würden wir kein Bedenken tragen, ihm beizustimmen. Sehr zufrieden mit dem Ereigniß war aber der Schenkwirth: der Tisch mit dem schaurigen Zeichen ward für ihn eine Goldgrube, Jedermann wollte ihn sehn, die Schenke war stets mit Gästen gefüllt und die vier Thaler, welche die Jesuiten erhielten, brachten dem Schuldner reiche Zinsen.

In dem aufgeklärten 19. Jahrhundert ist es dem Geisterreiche, wenn es sich nicht durch klopfende Tische ꝛc. vernehmlich machen kann, schon viel schwieriger geworden, sich mit der Menschenwelt in Rapport zu setzen. Wir erinnern uns nur eines von der Gegenwart längst vergessenen Vorganges aus demselben, der hier zum Schlusse mit eingereiht werden mag.

Die Kartenschlägerin Lenormand († zu Paris 1843) hatte durch ihre Orakelsprüche bereits europäische Berühmtheit erlangt, als ein speculativer Kopf im Jahre 1800 einen eigenthümlichen Versuch unternahm, ihr eine Concurrenz zu bieten, durch eine unsichtbare, in einem durchsichtigen Glas-

kasten wohnende Schöne. Die Aufmerksamkeit des Publicums zu erregen in einer jeden Tag neue Wunder bietenden Stadt, wie Paris, ist ein schwieriges, nur Wenigen gelingendes Unternehmen und so hatte denn auch der mystische, orakelspendende Glaskasten schon einige Monate gehangen, ohne daß man sonderlich Notiz davon genommen. Die erste öffentliche Erwähnung der Unsichtbaren, deren wir gedacht finden, ist in dem Journal de Paris (no 129 vom 9. pluviose des Jahres 8) enthalten und besagt: „Wir Unterzeichneten gingen aus, das Schauspiel zu sehn das bezeichnet wird als Entdeckung der Unsichtbarkeit des menschlichen Körpers. Wir traten ein in der Erwartung, einen Menschen vor unsern Augen verschwinden zu sehn, statt dessen aber fanden wir einen ganz isolirt stehenden Kasten von weißem Glase, mit vier kleinen Ketten versehn. An der einen Seite des Kastens war ein rundes Loch, aus welchem eine sehr helle Stimme sich hören ließ. Die Wärme, die aus der Brust der unsichtbaren Person, sowie der Hauch, der aus aus ihrem Munde kam, berührten das Gesicht derer, welche sich der Oeffnung, um zu fragen, näherten, auf eine so merkbare Weise, daß Jeder darüber erstaunte. Dies ist Alles, was wir von diesem Schauspiel dem Publicum melden können. Das Geheimniß dieses physischen Experiments ist unbekannt und Alles, was man bis jetzt darüber gesagt hat, kann nur allein auf Vermuthungen beruhen.

J. B. Denis. Benois, Physiker."

War es die Absicht dieses, allerdings wenig Licht über das Geheimniß verbreitenden Aufsatzes, als Reclame zu dienen, so verfehlte er seinen Zweck nicht, die Pariser fingen an, sich mit dem Gegenstand, dessen auch Deutsche Zeitschriften gedachten,* zu beschäftigen, es fehlte insbesondere nicht

* U. a. Archenholz, Minerva 1800, Band 1, S. 372, 557, Band 3 S. 370.

an Vermuthungen. Ein Sergeant-Major bei der Consulargarde Villemereur und sein Freund Auvray sprachen sich dahin aus, der gläserne Kasten sei zwar vom Boden abgesondert und schwebend, allein mit einem Gitterdrath umgeben, so daß man nicht rund herumgehn könne, ein Theil desselben berühre fast eine Wand: die Fragen und Antworten möchten vermittelst eines in dem Kasten befindlichen Sprachrohrs geschehn, das in fast unmerklicher Verbindung mit der Mauer stehe. Ein Anderer, ein Schlosser Dupand, glaubte das Geheimniß in einer kleinen, von der Decke herabkommenden, künstlich angebrachten und durch Bänderzierrathen verdeckten Röhre zu finden, welche mit dem gläsernen Kasten in Verbindung stehe. Diesen Enthüllungen trat aber der Besitzer des Geheimnisses, Laurent, entgegen mit der Versicherung, daß solche augenfällige Täuschungsmittel nicht zur Anwendung kämen. Der Philosoph Jean François Thurot, wollte denn auch seinen Scharfsinn an dem Geheimniß erproben, und gelang es ihm auch nicht, dasselbe zu lösen, so protocollirte er doch wenigstens seine Unterhaltung mit dem unsichtbaren Bewohner des Glaskastens, der, wie das weiche und jugendliche Organ bereits verrathen hatte, dem weiblichen Geschlecht angehörte. Die einem polizeilichen Verhör sehr ähnelnden Fragen und die darauf ertheilten Antworten lauteten also:

„Wie alt sind Sie?
Vierzehn Jahr.
Wo sind Sie her?
Aus Marseille.
Wie heißen Sie?
Franzisca.
Sind Sie schön?
Nein.
Sind Sie gut?
Ja! obgleich manchmal auch zornig.
In welcher Lage befinden Sie sich in dem Kasten?
Ich liege darin.

Man stellt so viele Fragen an Sie: natürlich müssen diese Ihnen große Langeweile verursachen.

Das eben nicht, aber ich bin bisweilen sehr ermattet.

Hauchen Sie mich an (dies geschah auf sehr bemerkbare Weise). Wie geht es aber zu, daß Sie Alles sehn, was man Ihnen zeigt, daß Sie Alles hören, was man Ihnen sagt, und daß doch niemand Sie entdecken kann."

Auf diese Frage antwortete Franziska zwar nicht, wie etwa eine Deutsche gethan haben würde, so fragt man die Bauern aus, allein sie lehnte doch die Erklärung mit den Worten ab, „dies sei ein Geheimniß derjenigen, denen sie angehöre."

Eine andere Unterredung veröffentlichte der Ami des Loix also:

„Sind Sie wirklich in der gläsernen Vase? Sehn Sie mich, hören Sie mich?

Ja, ich höre und sehe Alles und bin wirklich in der Vase.

Sie müssen schrecklich darin leiden.

Ich ziehe diesen Schmerz andern Leiden vor, auch entschädigt mich das Vergnügen, meinen Eltern nützlich zu sein, für Alles.

In der That, Sie sind ein Muster kindlicher Liebe.

Um diese Liebe zu zeigen, bedarf es weder der Gelehrsamkeit, noch der Talente: nur ein zärtliches, gefühlvolles Herz ist erforderlich.

Der sanfte Ton ihrer Stimme verräth Tugend und Schönheit.

Die Schönheit ohne Tugend ist eine Blume ohne Wohlgeruch.

Bedienen Sie sich übernatürlicher Mittel, sich unsichtbar zu machen?

Ich will auf diese Frage lieber schweigen, als das Geheimniß meiner Eltern verrathen oder die Wahrheit zu verläugnen.

Vielleicht iſt dieſe Unſichtbarkeit bloße Taſchenſpielerei?

Hören Sie, Bürger, ſpotten Sie nicht des Hinkenden, bevor Sie wiſſen, ob Sie ſelbſt gerade gehn.

Dies heißt die Frage nicht beantworten, ſondern der Antwort ausweichen.

Ich habe Ihnen verſprochen, unſichtbar zu ſein, aber nicht, Ihnen mein Geheimniß mitzutheilen ꝛc."

Belegen dieſe protocollariſchen Niederſchriften nun auch nicht, daß die Unſichtbare, wie das Gerücht behauptete, über Vergangenheit und Zukunft, Rede zu ſtehn wiſſe, ſo conſtatirten ſie doch den Gläubigen, daß in dem Glaskaſten eine 15jährige Franziſca, die vielleicht nur übertriebene Beſcheidenheit abhielt, ſich zu ihrer Schönheit zu bekennen, mit einer lieblichen ſanften Stimme, exiſtire, auch die Inhaberin des engen Locals, wie ihre Antworten belegten, keineswegs des „esprit" baar ſei, den der Franzoſe ja faſt noch höher ſchätzt als Jugend und Schönheit! Dies genügte, um die Unſichtbare in die Mode zu bringen, was Mr. Laurent wohl vor Allem erſehnt hatte; das Local, in welchem das Wunder bisher gezeigt worden war, ward bald zu enge, um dem Zudrang zu genügen, der „Salon de physique acoustique d'invisibilité et d'oracles" ward daher in der Nähe der Tuilerien verlegt, in einen großen, 12 Fuß hohen, von allem Mobiliar entblößtem Saal. In deſſen Mittelpunct hing eine große durchſichtige gläſerne Kugel, an der vier Hörner angebracht waren, die einen Umfang von 20 Fuß hatten; man konnte darum herumgehen, da zwiſchen den Wänden und der Kugel ein freier Raum auf der einen Seite von 12, an der andern von 18 Fuß war. Wer ſich nun mit der Unſichtbaren zu unterhalten wünſchte, ſprach mit leiſer Stimme in eines der vier Hörner hinein und alsbald erfolgte die Antwort ſehr deutlich aus allen vier Hörnern heraus, ſo deutlich, daß man das Ohr nicht an eins der Hörner zu halten brauchte, ſondern die Rede auch denen vernehmlich war, welche in dem Raum dazwiſchen ſtanden. Allein der Glaskaſten barg jetzt ſogar mehrere Damen, unter

denen wir eine 18jährige Leonore erwähnt finden, die Unsichtbaren sangen sogar in ihrer durchsichtigen Behausung Duetten. Kurz, der Wunder wurden immer mehrere, aber, wie es denn zu gehn pflegt, auch der Ungläubigen, welche meinten, Glaskugel und der ganze Apparat hätten eben gar keinen andern Zweck als den, die Aufmerksamkeit abzulenken, von einem wahrscheinlich sehr einfachen akustischen Apparat, vielleicht nur von einer Oeffnung in der Wand.

Um übrigens die unsichtbaren Damen nicht über die Gebühr zu belästigen und sie der Ertheilung der Orakelsprüche zu entheben, ward dieser Theil des Geschäfts ihnen in dem neuen Local entzogen und dazu eine besondere Vorrichtung bestimmt. An wen hätte man sich geeigneter wenden können zur Abgabe von Orakeln, wenn man nicht die Pythia (die sich mit andern Damen doch in einer Glaskugel schwerlich würde vertragen haben) selbst beschwören wollte, als an den Heros Trophonius, der nicht nur bei Lebzeiten zahlreiche, allerdings meist Unglück andeutende Wahrsagungen ertheilt hatte, sondern bei dessen Tempel bei Labadeia in Böotien das berühmte Orakel gewesen war, dessen man allerdings nur auf eine etwas unbequeme Weise theilhaftig werden konnte, indem man von den Priestern an den Beinen in die trophonische Höhle gezogen und ebenso wiederherausspedirt ward. Zu einer solchen Expedition würden sich wahrscheinlich nicht alle Pariser Damen verstanden haben und so hatte man denn, um sie mit dem Geiste des Trophonius in Rapport zu setzen, ein einfacheres bequemeres Auskunftsmittel ergriffen. Seine Büste war im Saale ganz isolirt aufgestellt, sprach nicht nur und beantwortete alle Fragen, sondern lachte, sang und man hörte sie sogar seufzen. Dies mochte insbesondere der Fall sein, wenn dem armen, in die Büste gebannten Geiste der Fragen zu viel wurden: da sollte er z. B. Rede stehn über Pericles, Aspasia, Alcibiades und andere griechische Honoratioren, er wußte aber sich nicht anders aus der Verlegenheit zu ziehn, als durch das offne Bekenntniß, daß ihm diese Herrschaften

ſelbſt dem Namen nach unbekannt ſeien, was wir übrigens ganz in der Ordnung finden, da er ja Jahrhunderte vor ihnen von der Erde, wie die Sage verſichert, verſchlungen worden war. Indeſſen minderten doch ſeine mangelhaften hiſtoriſchen Kenntniſſe die Zahl der Gläubigen und was die Hauptſache war, der zahlenden Beſucher und ſo verfiel Trophonius, nebſt dem gläſernen Hauſe der unſichtbaren Schönen, allmälig der Vergeſſenheit.

Sich zu amüſiren, wie wenig gehört dazu, wenn man die Befähigung hat, zu beobachten, am Kleinen ſich zu erfreuen, die Blümchen, welche das Leben ja überall dem forſchenden Auge bietet, zu pflücken: wer ſich nicht ſelbſt, auch einſam, zu unterhalten verſteht, nun der ſtellt ſich ſelbſt das wenig ſchmeichelhafte Zeugniß aus, daß er eine ſchlechte, langweilige Geſellſchaft ſei. Sich aber und Andere zu amüſiren, das iſt eine Kunſt, zu der Talent gehört und Studium; ſchwerfällig, gähnend, zähe, ſchleicht das Geſpenſt der Langenweile durch die Paläſte der Großen,* die Prachtſäle der Reichen, gerade oft diejenigen am meiſten peinigend, von denen man meinen möchte, daß ihnen die reichſten Mittel, den Unhold zu verjagen, zu Gebote ſtänden: die Befähigung, dieſes Geſpenſt zu bannen, hat daher oft viel dankbarere Anerkennung gefunden, hat Manchen viel leichter emporgeführt, als Heldenthaten und Verdienſt! Einer der mächtigſten

* Bei dem Worte Langeweile fällt uns beiläufig ein origineller Brief des Churfürſten Auguſt d. d. Dresden, den 23. Februar 1564 an den Fürſten Wolf von Anhalt ein, der alſo lautet: „Wir haben warlich aus E. L. Schreiben gantz mittleidenlich vernommen, das dieſelbig Ires langweiligen verdrießlichen Gaſts, des Königs von Zypern noch nicht allerding konnen loß werden. Mochten wohl leiden, das er darfür den großen Kan von Katay beſuchte und E. L. zufrieden ließe. Wir muſſen aber mit dem Gedult tragen, was der liebe Gott unß bisweilen zu ſeliger Erinnerung zuſchickt. Der Almechtige wolle E. L. Irer Hoffnung und unſerm Wunſch nach, bald gnediglich und gentzlich wiederumb davon erledigen und künftig in langwieriger gutter Geſundheit erhalten, das ſie wider mit der rechten und linken Hand zum ſchreiben und anderer Notturft fertig werden."

Fürsten seiner Zeit aber brauchte dazu keiner fremden Hülfe, Einer verstand jene Kunst in höchster Virtuosität und das war Friedrich August, der Starke! Wußte er auch, wo es nöthig schien, der Etiquette zu huldigen, zu repräsentiren, ein jeder Zoll ein König, so war es ihm doch viel angenehmer, wenn er Krone und Scepter bei Seite legen und unbehindert durch die Last der Majestät, fröhlich sein konnte mit den Fröhlichen. Daß dabei nicht immer das Maß eingehalten ward, daß man — vom Amor wollen wir gar nicht reden — dem Bachus opferte bis zum Uebermaß, nun das lag zum Theil mit in der Sitte der damaligen Zeit. Um aber bei dergleichen Festlichkeiten jeden unberufenen Augen- und Ohrenzeugen auszuschließen, ließ der König eine sehr zweckmäßige Einrichtung im Schlosse zu Dresden treffen, die man „table de confidence" nannte. In der Mitte des Speisesaales stand ein runder, zunächst für acht Couverts berechneter Tisch, der aber bis zu 16 Couverts vergrößert werden konnte: die Mitte der Tafel senkte sich auf ein Zeichen mit der Glocke, so daß nur der Rand, an dem die Speisenden saßen, stehn blieb und kam dann aus dem Souterrain, wohin die Versenkung führte, mit neuen Gerichten und Getränken versehn, wieder empor: auch neben den Tischplätzen waren kleine Tische zum Versenken eingerichtet, um Gläser und Teller zu wechseln. In den Nebenzimmern befanden sich Spieltische, bequeme Sessel und Sophas zum Ruhen für diejenigen, welchen etwa der Wein zu Kopfe gestiegen. Besondere, in dem Speisesaale angeschlagene Gesetze, welche der von uns schon mehrfach erwähnte Graf von Manteuffel entworfen hatte, dienten den Genossen der table de confidence zur Norm. Denkt man sich eine solche Tafel, besetzt mit den feinsten Speisen*

* Woher Friedrich August I. seine Pasteten bezog, ersehn wir nicht: genauere Auskunft können wir aus der Zeit seines Sohnes und Nachfolgers geben. Der Gesandte zu Paris erhielt im J. 1747 den Befehl, er solle während des Winters alle Wochen eine rothe Rebhünerpastete aus

und Weinen, besonders dem edlen, feurigen Ungar, umgeben von heitern, lebenslustigen Zechern, von den schönsten Frauen, dazu den König als den liebenswürdigsten Wirth — nun wir meinen, selbst Diogenes würde sich besonnen haben, ehe er eine ihm aus dem Oberhofmarschallamt des Königs von Macedonien zugegangene Einladung zu einem solchen Diner zurückgesendet hätte.

Bei solchen muntern, die Etiquette ausschließenden Festen, bildeten sich denn mehrfach kleinere Coterien, die sich den Namen „confréries" beilegten, aber wie der flüchtige Schaum des Champagners sie hervorrief, wohl auch ebenso schnell als sie entstanden, sich wieder gelöst haben mögen. Man gab sich bezeichnende Namen, man tauschte Geschenke und Liebesgaben, wobei die fürstliche Freigebigkeit des Königs vorzugsweise in Anspruch genommen ward, man legte sich Verpflichtungen auf, die, wenn auch nicht vor dem Richterstuhl der Justiz, doch bei Amor geltend gemacht wurden. So war denn auch am 22. November 1718 an der königlichen Tafel, welcher die schöne, damals erst kürzlich zur Favoritin erkorne Gräfin v. Dönhof präsidirte, ein froher Kreis versammelt, dem zahlreiche Libationen das Bedürfniß erweckten, eine „confrérie" zu gründen. Ein Name war bald gefunden, der Vorschlag des Grafen von Manteuffel, die Gesellschaft „in toto" zu bezeichnen, fand allgemeinen Beifall und die Versammelten konnten um so weniger Bedenken tragen, sich dem Vereine anzuschließen, als die einzige Verpflichtung, die man seinen Gliedern auferlegte, die war, „de s'habiller tout en céladon," eine Verpflichtung, die bei der damaligen,

---

Perigord senden und es ward ihm zur besondern Pflicht gemacht, dafür zu sorgen „pour que les dits pâtés se fassent avec tout le soin possible." Eine Delicateſſe eigenthümlicher Art, die in China große Anerkennung gefunden haben würde, ließ dagegen Peter der Große bei einem Diner in Petersburg am 19. Mai 1715 serviren, ein Fricassé von jungen Ratten: seine Minister mußten davon essen, nur die Gesandten, unter ihnen der sächsische, v. Loß, blieben verschont.

bunte Farben auch bei den Herren, nicht ausschließenden Mode,* weniger Auffallendes haben konnte, als dies jetzt der Fall sein würde. Es war also beschlossen, die Modefarbe, die Farbe der Bundesglieder war meergrün! Solches meldete Manteuffel dem General-Feldmarschall Grafen von Flemming, der damals sich in Wien aufhielt, ihn zugleich, im Auftrag der schönen Präsidentin, zum Beitritt auffordernd. Diesen versagte denn auch der galante Feldmarschall nicht, indem er erwiederte: „Je consens in toto à la nouvelle confrérie „in toto" et me tiens à l'honneur et plaisir d'y être recu," unter der Zusicherung, er werde bei der Rückkehr am Hofe im meergrünen Kleide erscheinen.

Auch in dem fernen Norden trieb man ähnliche Spielereien. In Moscau bestand um das J. 1721 unter dem diplomatischen Corps ein dem Dienste des Bachus gewidmeter Orden „de la grappe." Die Ordenstracht bestand in einem blauen Domino mit fleischfarbener Bordüre: das Ordenszeichen, eine Traube von Emaille, ward an einem fleisch-

* Ein 20 Jahre älterer Brief aus Paris von Loth Sigismund von Minckwitz an den Geheimen Rath von Bose gerichtet, vom 11. Januar 1698, meldet über die damalige Modetracht: „Die größte Mode sind vor jetzo sammetne Röcke von allerhand couleur, meistens aber mit Schleifen gestickt, welche der brodeur nach seiner Phantasie ausdenkt und jedwedem ein anderes Muster gibt, weil Keiner des Andern Modell tragen will. Die galonirten Kleider sind nicht sonderlich en vogue, doch was man sieht, sind kleine Tressen. Die spanischen Perrücken kommen sehr auf und eine Art von kleinen Spitzen, so sie mignonettes nennen und ganz schlecht sind, auch fast gar kein dessein drinnen, sondern nur ein dichter Grund. Eine ganze Krause kostet nicht mehr als einen louis." Im Uebrigen war aber die Herrentoilette jener Zeit sehr kostspielig. Der Geh. Rath von Bose hatte 1699 sich ein „hüpsch modestes Kleid" nebst Weste in Leipzig fertigen lassen und der Schneider sich „dem Befehle gemäß auf die modestie befliffen." Nichtsdestoweniger kosteten bloß die Stoffe und Zuthat der Tuchkleidung, ohne die Arbeit, 328 Thlr. 14 Gr. 6 Pf. wobei die Hauptposten waren, 120 Thlr. 9 Gr. für „80¼ Loth eine Garnit. extra reich Pariser Schleifen nebst Garnirung" und 117 Thlr. für „9 Ellen ganz silber mit Gold prochirt extra reichen Brocard."

farbenen Bande auf der Bruſt getragen: die Deviſe des Ordens hieß, „ad utrumque," und ſollte, wie eine uns vorliegende Feſtrede eines Ordensgliedes erläutert, auf die allerdings bei manchen Weinſorten bedenkliche Verpflichtung der Mitglieder hinweiſen: „qu'un bon frère de la Grappe doit être prêt à boire tous les vins, qu'on lui offre." Aehnliche Tendenzen verfolgten der in Petersburg einige Jahre ſpäter von dem Grafen Piper gegründete „ordre de la vivacité" und der Verein „der luſtigen Geſellſchaft," welchem der Herzog von Holſtein vorſtand, bei welchem es Regel war, daß, wenn der „Rumormeiſter" rief „vivat Confucius, celui qui fait la plus grande sottise, est le plus admiré," wie der ſächſiſche Geſandte ſchreibt.

Ein dickes Actenſtück gibt uns ferner Kunde über die „confrérie rouge," welche der General-Feldmarſchall Graf von Flemming in Gemeinſchaft mit Mehreren der Vornehmſten des Hofes im J. 1721 zu Warſchau gründete. In den uns vorliegenden „motifs de l'institution de l'ordre de la confrérie rouge," wird der Mund ſehr voll genommen: die Worte „nous avons à faire à la partie la plus noble de l'homme, à l'ame," könnten die Vermuthung erregen, als ob die Gründung einer ſich mit ernſten pſychologiſchen und philoſophiſchen Problemen beſchäftigenden Geſellſchaft bezweckt worden ſei, wenn uns nicht ein Zuſatz die berichtigende Auskunft gäbe, daß die Abſicht der Mitglieder nur die geweſen, „de s'égayer et de se causer du plaisir réciproquement." Die Statuten ſtellten als Erforderniſſe zur Aufnahme der „frères et soeurs" feſt, den Nachweis von 16 Ahnen und geſellige Talente, insbeſondere das, den Verein zu unterhalten, „par des histoires veritables ou par des contes inventés, pourvu qu'ils tiennent à la verité." In dieſer Beziehung ward noch jedem Mitgliede zur Pflicht gemacht: „de faire un fidel rapport de tout ce qui se passe chez eux et chez d'autres: il n'y faut épargner ni père ni mère, ni frère ni soeur, ni mari ni femme, ni amant ni

maitresse, ni ami ni amie. La chose est innocente, puisque tout doit être un secret pour ceux et celles, qui ne sont pas de l'ordre.“ Jedem Bundesbruder war seine Bundesschwester zugewiesen, ein Verhältniß, über welches die Statuten besagten: „chaque frère jouira de la liberté de pousser les beaux sentiments avec sa soeur associée et de faire de son mieux pour lui inspirer de la tendresse et de l'amour,“ eine Bestimmung, welche allerdings unverkennbar eine aufopfernde Nachsicht Seiten derjenigen Bundesglieder voraussetzte, deren Ehemänner und Frauen, Anderen als frères oder soeurs beigesellt wurden. Das Laster der Eifersucht war ja überhaupt bei Hofe unbekannt und für den Verein noch durch die ausdrückliche Vorschrift ausgeschlossen, daß wenn ein Bundesglied ein Anderes bei einer Bundesschwester durch sein Verdienst oder seine Zärtlichkeit auszustechen verstehe, „le patient le doit souffrir sans murmurer.“ Das Bundeszeichen, von dem die Gesellschaft den Namen trug, war ein rothes Kreuz: am St. Jacobstag, (25. Juli) dem Stiftungstage, fand eine feierliche Versammlung statt, bei welcher die Brüder und Schwestern sich nach besonderer statutarischer Vorschrift mit einem Kusse begrüßten auf die Stirn, wenn nicht die Schwester gefällig die Lippen bot: ob dies für die andern Versammlungen, wenn auch nicht geboten, doch wenigstens gestattet war, verschweigen die Statuten. Jedes Mitglied hatte seinen besondern Vereinsnamen. Der König ward ersucht, das Protectorat zu übernehmen. Noch enthalten aber unsere Acten eine fortlaufende Reihe von Protocollen und Correspondenzen über Vorgänge, in und außerhalb der Ordensversammlungen, die auf der einen Seite beweisen, mit welchem Ernst selbst Staatsmänner der damaligen Zeit, läppische Spielereien betrieben, auf der andern Seite aber einen höchst eigenthümlichen Beleg geben über den Ton, der damals in der crême de la crême der Gesellschaft, aus welcher der Verein sich recrutirte, herrschte. Ist auch Vieles, was jene Niederschriften enthalten, uns unverständlich,

weil wir die persönlichen Beziehungen und Tagesereignisse, auf welche darin angespielt wird, nicht kennen, so sind doch die uns verständlichen Anecdoten von einer Deutlichkeit, daß von Zweideutigkeit allerdings nicht mehr die Rede sein kann: am wenigsten eignen sie sich daher für unsere Mittheilungen.

Die exclusive Richtung des Vereins erregte ihm aber viele Widersacher und es erwähnt u. a. Hr. von Blumenthal in seiner Correspondenz mit dem Grafen von Flemming einen „Mr. Borutsky," der auf bedenkliche Weise als faux frère aufgetreten sei. Mit Beziehung darauf antwortete Flemming: „cette societé est un asyle pour les honnetes gens, elle est vice versa le fléau et la terreur des mechants et elle a fait deja trembler bien d'autres, que Mr. Borutsky." Wollen wir bei diesen Worten nun auch nicht gleich an ein geheimes Fehmgericht denken, so ist es doch möglich, daß die confrérie rouge neben ihrem ostensiblen Zweck zugleich eine Art Assecurationsanstalt bilden sollte, gegen die vielen Cabalen, mit denen man sich damals bei Hofe bekämpfte.

Sehr harmloser Natur war ein Tanzorden, welchen im Jahre 1724 die Gemahlin des Landgrafen Maximilian von Hessen-Cassel, Friederike Charlotte, Tochter des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, gründete. Eine unermüdliche Tänzerin, rühmte sie sich, daß ihre Kräfte jedem Tänzer gewachsen seien und dies zu belegen, lud sie zum Stiftungsfest des von ihr zu gründenden Tanzordens nur 10 Damen aber 20 Herren, „tous gens de résistance," ein. Das Programm besagte, die Gesellschaft werde 24 Stunden versammelt bleiben, ohne sich zu trennen, und während derselben zur Erholung 4 gute Mahlzeiten einnehmen: erst nach Ablauf dieser Frist solle es den Mitgliedern gestattet sein, sich zu entfernen. Der Ball begann an einem Februarabend des Jahres 1724 unter den günstigsten Auspicien, allein die Landgräfin hatte doch ihre Kräfte überschätzt, gegen 2 Uhr Morgens fühlte sie sich unwohl und wenn sie auch die Gesellschaft zu verlassen sich weigerte, mußte man doch eine 2 stündige Pause eintreten

laſſen: um 4 Uhr aber begann der Tanz von Neuem, den man aber um 8 Uhr zu allſeitiger Zufriedenheit ſchloß. Das Ordenszeichen beſtand in einer kleinen goldenen Medaille an rothem Bande, welche auf der einen Seite das Portrait des Landgrafen, auf der andern das Bild eines auf den Hinterfüßen ſitzenden Löwen mit der Inſchrift vigilo pro patria (ich wache für das Vaterland) zeigte. An der Tanzluſt der Landgräfin nahm aber gewaltigen Anſtoß ihr Hofprediger, ein ſtrenger Mann, der ihr von Darmſtadt gefolgt war. Einige Wochen ſpäter benutzte er, als die Landgräfin in der Kirche war, die Gelegenheit, in ſeiner Predigt gegen ihre Weltluſt zu eifern, indem er die Worte gebrauchte, die Teufel ſchlichen ſchon in ihrem Vorzimmer und ihrer Garderobe herum und hätten nur noch einen Schritt zu thun, um in ihr Schlafzimmer zu treten. Im erſten Zorn über die vermeßne, durch ihre harmloſen Tanzbeluſtigungen nicht gerechtfertigte Rede, wollte die Landgräfin den Zeloten ſofort entlaſſen, indeſſen kam er mit einer Verwarnung für die Zukunft davon.

Intereſſanter und bezeichnender für den Geiſt der Zeit als jene Ephemeren, ſind die Schäfergeſellſchaften, welche einige Decennien ſpäter an mehreren Höfen entſtanden, als Reflexe jener im vorigen Jahrhundert epidemiſch graſſirenden, himmelnd-ſentimentalen Stimmung, die ſich auch in der Literatur in Idyllen und Schäferſpielen wiederſpiegelte. Wer lieſt ſie jetzt noch jene Poeſien, in denen der ebenſo holde als lederne Damon mit ſeiner ebenſo lieblichen, als langweiligen Chloe, beim Weiden weißer Lämmchen zärtliche Reden tauſchte und dazu ſüße Früchte und ſaure Milch genoß, eine Diät, deren Andeutung ſchon, jetzt in unſerer choleraſchwangern Zeit, in jedem wohlgeordneten Polizeiſtaate ſofort ernſte ſanitätspolizeiliche Maßregeln, gegen den Dichter, nach ſich ziehn würde! Wie aber jene markloſe, weichliche Zeitſtrömung vorzugsweiſe das zarterbeſaitete ſchöne Geſchlecht anſprechen mußte, ſo finden wir denn auch, daß es Fürſtinnen waren,

welche an den Höfen ſinnige, jener Richtung entſprechende Vereine gründeten, in denen ſie für das Bedürfniß ſeeliſcher Freundſchaft entſprechende Befriedigung ſuchten. Einer, der ſeiner Zeit berühmteſten Vereine, war der Orden „des hermites de bonne humeur," welchen im J. 1739 eine ebenſo liebenswürdige als geiſtreiche Fürſtin, die Gemahlin Herzog Friedrich III. von Sachſen-Gotha, Luiſe Dorothea, Tochter des Herzogs Ernſt von Sachſen-Meiningen, gründete. Die Statuten des Ordens lauteten wörtlich alſo:

1.

„Chacun qui entre dans l'Ordre des Hermites de bonne humeur, doit marquer son attachement et son zéle pour leurs Altesses, en contribuant à tout ce que leur peut faire plaisir ou les réjouir.

2.

Il tachera, de faire tout ce qui pourra convenir au bien de l'ordre.

3.

Il bannira de son ame le chagrin et la mauvaise humeur, qui empoisonnent toutes les joies du monde.

4.

Jouissant d'une honnéte liberté, il doit avoir en vue, que le but de l'Ordre est: de sentir une joie de raison, toujours pure, toujours égale et qui ravit l'ame sans la troubler.

5.

Une amitié ferme et perpetuelle entretiendra la bonne harmonie entre les membres de l'Ordre. Il doit donc vivre avec eux en parfaite liaison.

6.

Il doit réguliérement se trouver aux assemblées de la societé et n'y manquer jamais, sans en être empêché d'un empêchement legitime.

7.

S'il peut alleguer des raisons valables de son absence, il les fera savoir à la societé par une lettre badine, qui sera lue dans l'assemblée.

8.

Il n'osera comparaître devant l'assemblée, qu'étant vétu de l'habit de l'Ordre et en portant la marque et les autres ornemens.

9.

Il ne portera point aux jours de l'Ordre la marque d'un autre Ordre quelque ce soit.* Mais pour la marque de l'Ordre des Hermites, elle ne sera jamais portée qu'aux jours de l'Ordre.

10.

Il ne doit pas oublier sur soi le livret, où les regles et la liste des membres de l'Ordre sont inscrites.

11.

Il donnera avec une liberté modeste et sans entêtement, son avis sur tout ce dont il sera demandé dans les assemblées de l'Ordre.

---

* Dies war eine Beſtimmung die möglicher Weiſe, wenn man nicht die Anlegung der Ordenstracht der hermites de bonne humeur, als eine Art Maskerade betrachtete, Colliſionen herbeiführen konnte, denn man hielt ſonſt ſtreng auf Innehaltung der Verpflichtung Ordenszeichen ſtets zu tragen. So ward der Geh. Rath von Boſe im J. 1700 von der Ordensregierung zu Sonnenburg um 60 Thlr. gebüßt „weil er ſich auf gewiſſe Zeit ohne Kreutz finden laſſen."

12.

Il ne découvrira à personne ce dont on a parlé dans les assemblées de l'Ordre, il en gardera inviolablement le secret.

13.

Il chantera à table des chansons françaises, quand on a servi le dessert, comme cela est de coutume en France.

14.

En voulant donner le bon jour ou le bon soir aux soeurs et aux frères de l'Ordre il ne leur dira qu'un: Vive la joie! On luy répondra par un autre: Vive la joie, afin de se faire souvenir mutuellement, que les ris, les jeux et les plaisirs innocents régneront absolument dans cette societé."

Sehr ſchwierig waren demnach die Pflichten der Ordensmitglieder nicht, der Hauptzweck war offenbar der in §. 1 der Statuten angedeutete, „leurs Altesses" zu amüſiren. Die Ordenstracht beſtand in einem braunſeidnen Domino mit einem, um den Nacken gebundenen, gleichfarbigen Mäntelchen, einem roſafarbenen Gürtel, einem mit roſa Seide gefütterten und mit roſa Band geſchmückten Strohhut, grauen Maroquinſchuhen und einem Pilgerſtab, den eine Myrthenkrone ſchmückte und roſa Band umſchlang: das auf der linken Bruſt zu tragende Ordenszeichen, eine weiße, grüngeſäumte Bandſchleife, zeigte die Deviſe „vive la joie."

Die Herzogin forderte im Jahre 1743 den Grafen von Manteuffel auf, dem Orden beizutreten und ſeinen Mittheilungen verdanken wir auch eine ſpecielle Beſchreibung der Aufnahmefeierlichkeiten und des dabei getriebenen Hokuspokus. Manteuffel begab ſich in den erſten Tagen des Septembers nach Ichtershauſen, wo der herzogliche Hof ſich befand: um Mittag des zu ſeiner Aufnahme beſtimmten Tages,

6.

Il doit réguliérement se trouv … la societé et n'y manquer jamai… d'un empêchement legitime.

S'il peut allegue… absence, il les fera … badine, qui sera l…

Il n'ose … vétu de l… les autr…

… Herzogin: …en v. Gotter, …g und die Her… Berathung in ein … Eintritt verweigert zwei der Eremitinnen …ie Brüder und Schwestern … de bonne humeur, gegrün… …ern im J. 1739, seien zum Capitel … in Erfahrung gebracht, daß Manteuffel wenn das in der That seine Absicht sei, auf die Fragen, welche der Kanzler und des Ordens an ihn richten würden, deutlich und nach Empfang des Ordenszeichens aus den Obern, den ihm vom Capitel bestimmten Platz ein… Nach Ertheilung entsprechender Antwort ward Man… unter Vortritt des, als Ceremonienmeisters fungirenden, v. Gotter, von den beiden Damen unter die Arme und in die Versammlung geleitet. Der Herzog und die Herzogin saßen auf Lehnsesseln in der Mitte eines von den übrigen, auf Stühlen sitzenden, Mitgliedern gebildeten Kreises: Manteuffel blieb nach der Anweisung des Ceremonienmeisters, an der Thür stehen. Bei seinem Eintritt erhob sich der Ordenskanzler (ein herzoglicher Rath) von seinem Platze hinter einem kleinen Tisch, vis à vis dem Herzog und zwischen dem Ceremonienmeister und dem Secretair (dem würtembergischen Geh. Rath v. Keller, der auf seinem bei Gotha gelegenen Gute wohnte), und fragte, Manteuffel näher tretend, was er wünsche? ob er vielleicht in die „illustre confrérie des hermites de bonne humeur" aufgenommen zu werden beabsichtige? Auf Manteuffels Antwort, der Fragende habe es errathen, kehrte der Kanzler auf seinen Platz zurück und hielt eine französische Rede zu Ehren der Obern des Ordens, sowie des Candidaten: zum Schlusse erklärte er, daß das Capitel einstimmig die Aufnahme ge-

'igt habe, daß der Secretair ihm daher die Hauptgrund-
s Ordensstatuts eröffnen, er sodann das Statut und
nszeichen aus den Händen der Obern empfangen,
'ich einen Ordensnamen ertheilen und einen Platz
'weisen würden.

ıssecretair las nun §. 3 des Ordensstatuts
.ıfel näherte sich sodann dem Herzog, der ihn um-
.as Statut und Ordenszeichen übergab und ihm einen
.ynstuhl neben der Herzogin anwies, welche ihm selbst das Ordenszeichen anheftete. Hierauf folgte eine allgemeine Umarmung Manteuffels Seiten sämmtlicher Herren und Damen, die, da Manteuffel bei diesem Theil der Ceremonie mehr Eifer als nöthig schien, entwickelte, durch den Ordnungsruf des Kanzlers beendet ward. An die Aufnahmefeierlichkeit schloß sich ein glänzendes Diner von 24 Couverts: beim Dessert erschienen, von Musik begleitet, sämmtliche Kinder des Dorfes, bekränzt und mit Blumenguirlanden in den Händen; sie umtanzten die Tafel und setzten ihre Spiele dann im Garten fort. Bei Tafel ward Manteuffel sein Ordensname, „Manfred," eröffnet: man trank drei feierliche Gesundheiten, auf das Wohl der Obern, des Ordens und des Festgebers, des Grafen v. Gotter, unter seinem Ordensnamen frère tourbillon: bei jedem Toast erschallte unter dem Donner der Artillerie des Schlosses, 6 ziemlich großer Kanonen, der Ruf „vive la joie." Man hatte aber die Entfernung der Kanonen nicht richtig bemessen und bei der ersten Salve klirrten über 50 zerschmetterte Fensterscheiben herab. Nach der Tafel vertheilte man Kuchen und kleine Geldmünzen unter die Kinder, man zerstreute sich in den mit Statuen, Springbrunnen, Cascaden geschmückten Park, der in seiner Anlage mit dem bei Pirna gelegenen Sedlitzer Aehnlichkeit hatte; ein Ball beschloß das frohe Fest.

Eine Hauptrolle in dem Orden spielte, wie wir gesehn, der Graf Gustav Adolf von Gotter, eine historisch bekannte Persönlichkeit, über die Graf Manteuffel dem Minister Grafen

von Brühl folgende genauere Mittheilung (die wir in der Ueberſetzung wiedergeben) zugehn ließ:

„Gotter iſt von niederer Herkunft, in Gotha geboren, wo ſeine Verwandten noch in ſehr untergeordneten Verhältniſſen leben, über die ſich nur eine ſeiner Schweſtern erhoben hat, welche die Wittwe eines Edelmanns aus der alten Familie von Wangenheim iſt: eine vor der Ehe geborne Tochter derſelben iſt ausgezeichnet hübſch und ſteht deshalb ſehr in Gunſt bei der Herzogin von Gotha, die es jedoch noch nicht gewagt hat, ſie unter die Zahl ihrer Hofdamen aufzunehmen.

Der Graf ſelbſt erfreute ſich des Wohlwollens des verſtorbenen Herzogs von Gotha: ſei es, daß dieſer Fürſt, wie Viele glaubten, ſich für ſeinen Vater hielt, ſei es, daß nur das Talent und liebenswürdige Weſen, das Gotter ſchon als jungen Mann auszeichnete, ihm die Zuneigung des Herzogs erwarben, gewiß iſt es, daß dieſer ihm mit vollen Händen ſpendete, was jener nur verlangen mochte, daß der Herzog es war, der Gotter in den Stand ſetzte, in Wien Einfluß zu gewinnen und dort längere Zeit in den vornehmſten und eleganteſten Kreiſen zu leben. Gotter hat entſchieden viel natürliche Anlagen, Verſtand und Gewandtheit, er iſt ehrlich, offnen Herzens, edelmüthig, dienſtfertig, Freund ſeiner Freunde. Da er aber zugleich ſehr lebhaft, eitel und luſtig iſt, dabei ſehr viel ſpricht, da er mehr Witz als ſcharfes Urtheil hat, ſo geſchieht es ihm oft, daß er aus Uebereilung thut und redet, was er einen Augenblick ſpäter bereut: er geht dann entweder mit Frechheit weiter oder er ſucht durch Witz ſich aus der Verlegenheit zu ziehn. Er hat viel Welt, große Beleſenheit, ein glückliches Gedächtniß und einen nie verſiegenden Strom der Rede, er weiß über alles Mögliche zu ſprechen, Wiſſenſchaft, Politik, Religion, allein da ſeine Gelehrſamkeit, wie man bald bemerkt, nur auf der Oberfläche verweilt, ſo geht er flüchtig über Alles hinweg, ſpringt von einem Gegenſtand zum andern, indem er die Verbindung oft nur durch lächerliche „polissonneries“ herbeiführt: einen Mann von beſonne-

nem Urtheil ermüdet er daher bald. Die Herzogin von Gotha hat daher ganz Recht, wenn sie ihn mit dem Spitznamen „frère Tourbillon“ belegt. Ganz vortrefflich versteht er es aber, als angenehmer Gesellschafter eine gute Mahlzeit zu theilen, Gemälde zu beurtheilen, Kleider und Möbeln auszuwählen, Feste anzuordnen.

Obwohl er den Aufwand liebt, gern mit beiden Händen spendet, verschmäht er doch einen kleinen Gewinn nicht. Er nimmt gern Geschenke an, zumal wenn sie ihm von einem Höhergestellten gespendet werden und was an ihm zu rühmen ist, er bezeigt Dankbarkeit, wenn sich ihm die Gelegenheit bietet. Mit einem Worte, er ist ein Original, selten in seiner Art, den ein Mann von Verstand und Besonnenheit sehr gut benutzen kann, wenn er sich die Mühe nimmt, ihn für sich zu gewinnen.“

Der Herzog von Gotha hatte Gotter zu seinem Residenten in Wien ernannt, wo er sich die Gunst des Kaisers zu verschaffen wußte, der ihn in den Freiherrnstand erhob. Gotter benutzte aber die Muße, die ihm seine gesandtschaftlichen Geschäfte wohl gewähren mochten, zu Nebengeschäften und Reisen. So meldete der sächsische Resident zu Berlin, von Suhm, von dort am 17. September 1726 über ihn: „il doit avoir une permission de voyager, mais je sais de bonne part, qu'il s'applique depuis longtems à faire avoir des grands hommes à S. Maj. Prussienne, par ou, quoiqu'au service d'un autre Prince, il s'est fait donner ici successivement la croix de la générosité, la clef de Chambellan et le titre de conseiller privé. A présent il négocie le cordon blanc de Danemark et comme apparemment il l'a merité ici, cette cour l'a demandé pour lui à celle de Danemark, qui a trouvé bon de la refuser par la raison, qu'on avoit ici un cordon, dont on le pouvoit gratifier, si on le jugeroit à propos.“ Diese Andeutung ward aber damals nicht, sondern erst im J. 1731 befolgt, wo Gotter bei einem Besuch in Berlin den

ſchwarzen Adlerorden erhielt, eine Auszeichnung, welche um ſo mehr den Neid ſeiner Collegen im diplomatiſchen Corps erregte, als der König dieſen hohen Orden zeither nur an Prinzen verliehen hatte, oder, wie ein Brief bemerkt: „au moins à des personnes de la première distinction et naissance.“

Gotter ward im J. 1730 zugleich als Geſandter in Regensburg accreditirt und gab bei dem Antritt dieſes Amtes, wie der ſächſiſche Geſandte, von Schönberg, meldete: „un magnifique souper à quantité de monde, suivi d'un bal.“ Ueberhaupt ein Freund des Luxus und glänzender Feſte, hatte er ſich aber in Wien mit einer Schuldenlaſt von 80,000 fl. beladen, die er ſpäter (1736) durch den Verkauf ſeiner Gemäldeſammlung und Mobilien tilgte. Als der Herzog von Gotha ihn 1732 definitiv als Geſandten nach Regensburg ſchicken wollte, bat Gotter aber, dem der Aufenthalt dort nicht behagte, um ſeine Entlaſſung, die er denn auch mit einer Penſion von 1000 Thlrn. erhielt. Der Herzog theilte bei dieſer Gelegenheit dem Oberſtleutnant von Brühl, der ſich gerade in einer Miſſion zu Gotha befand, vertraulich mit: „er wolle die 1000 Thlr. gern verſchmerzen, da er Gotter dadurch mit guter Art los werde.“ Gotter trat nun, nachdem er im Auguſt 1732 mit dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., bei dem Feldmarſchall Grafen von Seckendorf in Meuſelwitz zuſammengetroffen, in dieſes Königs Dienſte und wußte ſich beim Berliner Hofe ferner beliebt zu machen: von Friedrich II. ward er 1740 in den Grafenſtand erhoben.* Seinen Dank dafür wußte er u. a. dem König

* So leſen wir in Druckſchriften: Graf Manteuffel ſchreibt dagegen im J. 1740 dem Miniſter Gr. v. Brühl, Gotter ſei, nach ſeiner Angabe, ſchon 9 Jahre früher vom Kaiſer in den Grafenſtand erhoben worden, er habe aber zeither davon keinen Gebrauch gemacht und als er König Friedrich II. gebeten, ſeine Genehmigung ihm zu ertheilen, daß er den Titel nun annehme, habe dieſer brieflich geantwortet: „si Vous êtes friant de la dignité de Comte, je Vous la confererai moi même et il ne vous en coutera guères plus de mille écus.“

im J. 1744 dadurch zu bethätigen, daß er die beliebte Tänzerin Barberini Berlin zu erhalten verstand. Lord Mackenzie hatte sich sterblich in sie verliebt, er wollte sie heirathen und betheuerte, er werde Berlin nicht ohne sie verlassen, solle er sie auch mit Gewalt entführen. Auf Veranlassung des englischen Gesandten, Lord Hyndfort, erhielt Mackenzie den Befehl, bei Vermeidung des Arrests, Berlin sofort zu verlassen und der Graf v. Hacke ward beauftragt, die Ausführung des Befehls zu überwachen: er begleitete den Lord bis an das Thor. Man besorgte aber, er könne heimlich zurückkommen und es werde der Gewalt bei der Tänzerin gar nicht einmal bedürfen: wollte sie doch, als sie von den gegen ihren Verehrer ergriffenen Gewaltmaßregeln Tags darauf Kenntniß erlangte, die Bühne nicht betreten. Der Graf v. Gotter schlug sich daher ins Mittel, indem er das schöne corpus delicti „zu sich in das Quartier genommen, auch beim König cavirt, daß die Barberini nicht echappiren solle, indem andere Eigenthümer, woselbst sie sich einmiethen wollen, dergleichen Garantie deprecirt." Der Lord mußte auch in der That auf seine Insel zurückkehren, ohne seine von Gotter sequestrirte Tänzerin wiederzusehn.

Mit dem Gothaer Eremitenorden hatte die „compagnie des Incas ou de l'ordre de l'amitié" entschiedene Verwandtschaft, welche die geistreiche Maria Antonia (später dem Churprinzen von Sachsen, Friedrich Christian, vermählt) im J. 1745 zu München gründete. Der erste Artikel der Statuten lautete dahin „avant tout il faut avoir réciproquement la plus tendre amitié, mais pas davantage." *

* Ueber diesen Orden siehe u. a. Münch, Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg fortgef. von Fickler Band IV. S. 258. Dr. J. Petzholdt, Maria Antonia Walpurgis, Kurfürstin von Sachsen, ein Beitrag zu einer deutschen Nationalliteratur, neue, aus dem Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft 1856 abgedruckte Ausgabe. Dresden 1857. (catalogi bibl. sec. gen. princ. Dresd. spec. XI.) Des Verfassers

Den Zenith himmelnder Sentimentalität, deren Spuren wir in diesen Hofschäferorden befinden, erklomm jedenfalls Jacobi mit seinem „Lorenzoorden von der hörnernen Dose," im Jahre 1769. Sterne in seiner sentimental journey erzählt uns höchst anmuthig, daß Yorick, der sich gegen einen ihn um Almosen ansprechenden Franziskaner Lorenzo übereilt hatte, in dessen Erkenntniß und zur Sühne der Beleidigung, mit dem Franziskaner seine schildpattene Dose gegen dessen einfache hörnerne tauschte. Dies gab Jacobi und seinen Freunden Veranlassung zur Gründung des Lorenzoordens, dessen Symbol eine hörnerne Schnupftabaksdose mit der Inschrift auf dem Deckel „Pater Lorenzo" und inwendig „Yorik" war.* Jacobi schrieb deshalb am 4. April 1769 an Gleim, indem er ihm eine solche sentimentale Dose übersendete: „Wir thaten alle das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen, jedem Franziskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte in unserer Gesellschaft sich Einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor und wir haben zuviel Gefühl, um dieser Erinnerung auch in der größten Heftigkeit zu widerstehn. Unsere Damen, die keinen Tabak brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttisch eine solche Dose stehn haben."**

Diese letztere Bestimmung befinden wir ebenso ansprechend, als practisch im Interesse geplagter Ehemänner. Wenn ein liebliches Xantippchen bei Gardinenpredigten die Daumschrauben ehelicher Tortur ansetzte, so brauchte der Mann nur die Lorenzo-Dose vom Nachttische zu ergreifen und der Ehehälfte zu zeigen: hatte sie — wohl ein seltner Fall — nach Jacobi's Voraussetzung „zuviel Gefühl, um dieser Erinnerung auch in

---

Maria Antonia Walpurgis, Churfürstin zu Sachsen Band I. S. 6. (als Manuscript gedruckt Dresden 1857.)

* Düntzer: Christoph Kaufmann, in v. Raumers histor. Taschenbuch 3. Folge. Jahrg. 10. S. 116 u. f.

** J. G. Jacobi's sämmtliche Werke. 2. Ausgabe. Zürich 1807. Bd. I. S. 106 u. f.

der größten Heftigkeit zu widerstehn," nun so war Alles gut. Täuschte sie aber Jacobi's Voraussetzung, belferte sie fort, nun so mochte der Geplagte die Dose öffnen, der Zürnenden eine Beruhigungspriese bieten: er hatte dann vielleicht wenigstens so lange Ruhe, als die Gattin — nieste. Schade, daß das Andenken an Yorik und Lorenzo jetzt bei der Frauenwelt kaum mehr wirken möchte!

Niemand machte übrigens bei dem Lorenzoorden bessere Geschäfte als die Drechsler, welche alle alten verlegenen Kuhhörner in Lorenzodosen verwandelten, die denn bis Dänemark und Liefland versendet wurden: auch in Sachsen fanden sie mehrfach Absatz.

Allerlei Curiositäten.

1) Mangelhaftes Ceremoniell in Polen. 1670.

Im Jahre 1670 verheirathete sich der König von Polen, Michael aus dem Hause Wisniowiecz, mit Kaiser Ferdinand III. Tochter, der Erzherzogin Eleonore Marie. Da der ebenfalls einer Erzherzogin seit 1719 vermählte Prinz Friedrich August von Sachsen im J. 1725 sich mit seiner Gemahlin nach Warschau zu begeben beabsichtigte, wünschte der General-Feldmarschall Graf von Flemming zu wissen, welches Ceremoniell man in Polen beim Empfang der Erzherzogin Eleonore Marie beobachtet habe, „principalement," wie er schrieb, „le ceremonial, que les Dames Polonaises ont observées aux audiences publiques et aux jours de fete, tant à l'egard de la Princesse que par raport aux Dames étrangeres." Er beauftragte daher den Kammerherrn Grafen von Wackerbarth-Salmour, der sich damals in München befand, hierüber bei der Gräfin von Breuner, welche die Erzherzogin Eleonore Marie 1670 nach Polen begleitet hatte, Erkundigung einzuziehn. Die Gräfin erinnerte sich noch der 55 Jahre zurückliegenden Vorgänge: sie war damals nur bis Czenstochau, wo die Vermählung mit König Michael stattgefunden hatte, im Gefolge der Erzherzogin gewesen, sie konnte daher über den spätern Verlauf keine erschöpfende Auskunft geben, was sie aber mittheilte, beweist allerdings genügend, daß man in Polen von strenger Etiquette noch sehr weit entfernt war. Graf Wackerbarth meldete nämlich Folgendes: „J'ai demandé à Madame la Comtesse, qu'elle reception on avoit faite tant de la part de la noblesse,

que de la part des Dames du pais. Elle m'a dit, qu'elle ne se souvenoit d'autres particularités, si ce n'est, que quantité de Polonois étoient venus à sa rencontre jusqu'à Tarnowitz, que tout le chemin avoit fourmillé de monde: qu'aucune dame Polonoise n'étoit encore allée faire sa cour à la Reine: que le Roy avoit soupé en public avec l'Imperatrice et la Reine, etant assis à la droite de Sa Majesté Imperiale et son Epouse à la gauche: que les dames de la suite de l'Imperatrice et de la Reine avoient soupé à une table separée: qu'on avoit fait si peu d'attention au ceremonial, que le Roy n'avoit pas même eu de cadenas à sa table et que tout le monde entroit à la franquette pele-mele jusques dans la chambre du lit. Je lui ai demandé, si elle ne se souvenoit plus comment on avoit reglé à peu prés le ceremonial, qui devroit s'observer ensuite à Cracavie et à Varsovie, mais elle m'a reparti, qu'elle n'en avoit aucune idée, achevant par dire, qu'il y avoit un si grand desordre et confusion à ce mariage, que lorsque la Reine parut en public, habillée magnifiquement et coiffée avec de grandes boucles, pendantes jusqu'à la ceinture, il y eut des Polonois, qui curieux de savoir, si c'étoit là sa chevelure naturelle, la tirerent à droite et à gauche par les cheveux, àfin de s'eclaircir de la verité." Dieſe Notizen genügten wenigſtens, um Flemming zu überzeugen, daß es nicht rathſam ſei, für den Empfang der Churprinzeſſin, das Ceremoniell vom J. 1670 als Norm vorzuſchlagen. Bei einer andern Gelegenheit leſen wir dagegen, daß der König „pour son divertissement" eine polniſche Sitte zur Uebung brachte. Ein Brief des Secretairs Johann von Woſinski aus Warſchau vom 24. Juni 1724 meldete dem Grafen v. Flemming: „hier au soir S. M. a fait allumer plusieurs feux dans la cour de son palais, et prit plaisir de voir sauter les dames et les cavaliers qui se trouverent ce soir chez S. M. par dessus ces feux, en quoi

Mad. la Gr. Générale de Lituanie s'est fort distinguée: c'est une coutume que le peuple observe tous les ans la veille de St. Jean."

Ein ſpäterer Brief aus Warſchau vom 12. September 1731 mag auch noch hier erwähnt werden, als Beleg der eigenthümlichen ſocialen Zuſtände in Polen. Der Geheime Kriegsrath von Bülow theilt darin dem Cabinetsminiſter Marquis de Fleury mit, daß Tags zuvor der Fürſt Lubomirski dem in Warſchau verſammelten Maſuriſchen Adel ein großes Banket, ausgezeichnet insbeſondere „par la profusion de la boisson," gegeben: es waren dabei über 300 Edelleute, von denen aber Bülow bemerkt, „qu'ils auroient de la peine dans d'autres pays de figurer parmi les paysans." Der äußern Erſcheinung der Gäſte entſprechend, waren auch gewiſſe Vorſichtsmaßregeln, die der Fürſt ergriff: „entre autres precautions prises," ſchreibt Bülow, „et que rien ne se perde à table, on a eu soin, à la place de serviettes de clouer des essui-mains de quinze aunes, qui regnoient autour des tables et de leur servir des cullières d'étain et des couteaux de bois, qui leur a été permis d'emporter."

---

2) Des ſchwediſchen Tauſendkünſtlers Paulhaim und Anderer Erfindungen. 1703 u. f.

Ein Tauſendkünſtler, deſſen Name und Erfindungen längſt in Vergeſſenheit gerathen ſind, war der Schwede Paulhaim. Ein Brief ſeines Schwiegerſohnes, des Kammerherrn von Manderſtröm, vom J. 1721 bezeichnet ihn als den Erbauer ſinnreicher künſtlicher Maſchinen in den Bergwerken zu Falun, die während der 40 Jahre ſeit ihrer Errichtung ſich als höchſt brauchbar erwieſen. Außerdem wird ein künſtliches Schloß erwähnt, mit mehreren Schlüſſeln, ſo eingerichtet, daß je nach der Stellung einer Vorrichtung nur einer oder der

andere Schlüssel oder sämmtliche das Schloß öffneten. Der Berichterstatter bemerkt dabei in practischer Anwendung: „quand je veux que la servante (surtout si elle est jolie) entre seule, je ferme la porte de façon que la servante puisse entrer seule et que les clefs des autres sont inutiles.“ Ein anderes Schloß war besonders für zerstreute Leute unschätzbar: es passirt solchen wohl, daß sie an der Hausthüre angekommen, sich nicht erinnern können, ob sie den Schreibtisch zugeschlossen: sie eilen die Treppe herauf, in das Zimmer, überzeugen sich vom Verschluß, finden sich dann aber, wieder in der Hausflur angelangt, abermals im Zweifel, ob sie wohl richtig nachgesehn, ein Kreislauf der besonders, wenn der Schlüsselinhaber etwa 4 Treppen hoch wohnt, für den unparteiischen Beobachter viel erheiternder ist, als für den Treppensteiger. Allen diesen Calamitäten half ein von Paulhaim erfundenes Schloß ab, dessen Schlüssel nicht eher aus demselben herausgezogen werden konnte, bis das Schloß gehörig verschlossen war.

Diese Erfindung würde, nach ihrer Beschaffenheit, besonders für einen Zeitgenossen des Erfinders von Werth gewesen sein, für den Freiherrn von Schleinitz, der sich 1719 als russischer Gesandter zu Paris befand und als der zerstreuteste aller Diplomaten seiner Zeit bekannt war. Einst, im Begriff auszufahren, forderte er seinen Hut: er setzte den ihm sofort überreichten auf, verlangte aber, dessen uneingedenk, von dem ihm das Vorfahren des Wagens meldenden Diener, abermals einen Hut. Diesen zweiten nahm er unter den linken Arm. Im Begriff aus dem Zimmer zu treten, sagte er zu einem andern, die Thüre öffnenden Diener: wie lange läßt man mich auf meinen Hut warten, schnell! Der Diener eilte, ohne seinen Herrn zu betrachten, nach einem dritten Hut, den der Gesandte unter den rechten Arm nahm. So ausstaffirt, wie ein Hutmacherladen, trat er in das Vorzimmer, wo er von dem ihm dort entgegentretenden Kammerdiener abermals seinen Hut verlangte. Der Kammerdiener

Institut
für Kultur- und
Universitätsgeschichte
Universität Leipzig

machte ihm denn endlich bemerklich, daß er bereits mit 3 Hüten beladen, wohl ausreichend versehn sei.

Um aber von den Hüten wieder auf Paulhaim zu kommen, bemerken wir, daß außer der Fertigung seiner künstlichen Schlösser ihm noch beigelegt wird,

1. die Erfindung einer Brettmühle, welche die Klötzer zugleich sägte und hobelte;

2. einer Dreschmaschine, welche, durch zwei Pferde getrieben, ebensoviel leistete, wie 16 Drescher, zugleich das Stroh und den Staub sonderte und die Körner in einen Verschluß brachte, der eine Entwendung unmöglich machte; die Maschine kostete in Schweden nur 30 bis 40 Thaler, sie war aber nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt, weil man dem Erfinder die Belohnung von 10,000 Thlrn., die er für eine Veröffentlichung verlangte, in Schweden nicht bewilligt hatte;

3. eine Erfindung, vermöge welcher ein Mann allein einen 36 Pfünder bedienen und binnen derselben Zeit 4 bis 5 Schüsse daraus thun konnte, während welcher bei dem damaligen gewöhnlichen Verfahren eine Bedienung von 5 Mann nur einen Schuß zu lösen im Stande war;

4. eine Erfindung, um den Pulverdampf in den Schiffen beim Gefecht abzuleiten;

5. eine Erfindung, vermöge deren man aus einer Entfernung von etwa 4 Ellen ein Schiff sofort in den Grund bohren konnte.

Ueber andere Erfindungen, die wir als damals neue zu betrachten haben, gibt ein gewisser Richardi, über dessen Persönlichkeit und Stellung ins Klare zu kommen uns nicht gelungen ist, Nachricht, der im Auftrag der sächsischen Regierung im J. 1703 in London gewesen zu sein scheint.*

* Die Familie v. Richardi finden wir später in Sachsen. Der sächs. Oberst Johann Samuel v. R. besaß das Vorwerk Neugarten bei Altenberg: er starb im August 1752 und hinterließ als seine Erben seine Brüder, den Obersten Daniel v. R., Besitzer des Rittergutes Golmkau in Schlesien und den hessencasselschen Kammerjunker und Hauptmann Benjamin v. R.,

Von dort schreibt er in einem Briefe vom 4. Juni 1703 dem Grafen von Lagnasco über Maschinen, welche er dort erbauen lassen: „j'ai fait faire ici une machine pour lever de l'eau à force de feu,* une autre pour lever du feu par une machine semblable à celles, qui levent de l'eau pour eteindre le feu des maisons et une troisieme pour faire l'extraction de l'air et de faire autant que cela est possible, un vacuum." Als Erfinder der Luftpumpe haben wir aber Richardi deshalb nicht zu betrachten, da Otto von Guerike († 1686) bekanntlich ihm zuvorgekommen war.

Auch der sächsische envoyé zu Cassel, von Ponikau, erzählt in einem Briefe vom 27. October 1724 von einer merkwürdigen Erfindung, von welcher ihm ein glaubwürdiger Mann, der holländische Artillerieoberst de Verjure bei seiner Durchreise durch Cassel Mittheilung machte. Ein Mann in Brüssel war hinter das Geheimniß gekommen, Schießpulver so zu bereiten, daß das Feuer, selbst der Blitz, es nicht zu entzünden vermochte: sollte das Pulver in Gebrauch genommen werden, so konnte es mit sehr geringen Kosten und so schnell, entzündbar gemacht werden, daß ein Mensch in einem Tage 10,000 Pfd. herzustellen vermochte. Der holländische Artillerie-Oberstleutnant Masfeld war beauftragt worden, die Erfindung zu prüfen und hatte sie nach der Versicherung de Verjure's, so vollständig bewährt gefunden, daß die Generalstaaten dem

---

der sich nach England gewendet hatte, ein Sohn des Obersten Daniel hieß Johann August. Ein dritter Bruder Johann Samuels war vor ihm in Irland gestorben.

* Also eine Dampfmaschine, damals noch etwas ganz Neues in Deutschland. 1722 erbaute der k. Architect Joseph Emanuel Fischer von Erlach eine solche in Cassel und für den fürstl. Schwartzenbergischen Garten in Wien: Letztere findet sich als große Merkwürdigkeit beschrieben bei Küchelbecker, Allerneueste Nachricht vom Röm. kayf. Hofe, nebst einer ausfürl. Beschreibung der kayf. Residentz-Stadt Wien S. 738 u. f. Hannover 1730.

Erfinder 1200 fl. jährlich und 3 fl. täglich, so lange er für die Magazine arbeite, aussetzten.

---

3) Aus Rom. 1708.

Im Jahre 1708 verbot der Pabst Clemens XI., aus welchen Gründen, ersehn wir nicht, alle Carnevalsbelustigungen zu Rom. Das Volk mußte dem Gebot sich wohl fügen, allein der Römische Adel glaubte sich der Befolgung jenes Befehls enthoben. Am 11. Februar ward in einem vornehmen Kreise vor zahlreichen Zuschauern ein Stück unter Leitung des Marquis de Macarani aufgeführt, dessen Rollen Dilettanten aus dem Adel übernommen hatten. Die Sache fand großen Beifall und ihre Fortsetzung ward beschlossen. Der Pabst gerieth aber bei der Nachricht von der Umgehung seines Verbots in großen Zorn. Der Connetable Colonna erhielt die Weisung, sich bis auf weitere Bestimmung bei 20,000 Thlrn. Strafe nicht aus seinem Palast zu entfernen, der Marquis de Macarani und mehrere Andere wurden mit dem Exil belegt: die Acteurs hatten zwar, um ihrer Gefangennehmung zu entgehn, in den Kirchen ein Asyl gesucht, sie wurden aber zu 5 Jahr Galeeren verurtheilt und ein Edelmann aus dem Gefolge der Prinzessin de Belmonte, welcher die Hauptrolle in dem Stück gespielt hatte, sogar zu 10 Jahr Galeeren. Diese harten Maßregeln erregten große Erbitterung, die sich am 17. Februar durch eine Demonstration Luft machte. Der Pabst hielt an diesem Tage eine Procession, bei der die Elite des Adels sich seinem Gefolge anzuschließen pflegte: der Adel blieb aber diesmal aus und das Volk, welches bei diesen Gelegenheiten den päbstlichen Segen kniend zu erbitten hatte, beugte beim Erscheinen des Pabstes nicht einmal die Knie.

Auch im Jahre 1732 ward das Theater in Rom aus einem eigenthümlichen Grunde geschlossen. Es war dort eine hergebrachte Sitte, daß die Gesandten ihre Loge im

Opernhause mit dem Wappen des Fürsten, den sie vertraten, schmückten. Der kaiserliche Gesandte, Graf von Gallas, ermiethete aber zwei Logen und ließ sie unter Beziehung darauf, das Kaiser Karl VI. eine doppelte Würde, als deutscher Kaiser und als König von Spanien, in sich vereinige, Beide mit dem Wappen versehn. Niemand fand dagegen etwas zu erinnern, am wenigsten der französische Gesandte, Cardinal von Polignac, der am Theater gar kein Intresse nahm und seine Loge nie betrat. Der Nachfolger des Grafen v. Gallas, der Cardinal Cienfuegos, behielt die Einrichtung, welche sein Vorgänger getroffen hatte, bei. Im Jahre 1732 ward der Cardinal von Polignac von seinem Gesandtschaftsposten zu Rom durch den Herzog von St. Aignan abgelöst. Bei der Eröffnung der Opernsaison wendete sich dieser an das päbstliche Ministerium mit der Bitte, ihm ebenfalls, wie dem kaiserlichen Gesandten, zwei Logen zu gestatten: es ward ihm aber die Antwort, daß dieß eine Angelegenheit sei, welche mit dem gesandtschaftlichen Ceremoniell in keiner Verbindung stehe. Dem Herzog gelang es nun durch Verständigung mit dem Prinz Vaini, der ihm seine Loge überließ, in den Besitz zweier Logen zu gelangen, an welchen das französische Wappen angebracht ward. Diese Neuerung erregte den lebhaftesten Widerspruch des Cardinal Cienfuegos, der unter der Behauptung, daß zwei Logen nur dem kaiserlichen Gesandten zukämen, sich mit einer Beschwerde an die päbstlichen Minister wendete. Alle Vorstellungen waren vergeblich, Cienfuegos blieb dabei, es handle sich hier um die Würde seines Herrn, der er nichts vergeben könne, der Herzog war aber ebensowenig geneigt zurückzutreten, der Pabst griff daher in der Verlegenheit zu dem Auskunftsmittel, das Opernhaus schließen zu lassen. Beide Gesandte sendeten Couriere an ihre Höfe mit Berichten über den schwierigen Casus. Am schlimmsten war der unglückliche Unternehmer der Oper daran, der das Orchester, die Sänger, das ganze Personal bezahlen sollte, ohne eine Einnahme zu haben. Um ihn zu entschädigen,

erließ der „auditeur du Pape“ die Bestimmung, daß die Abonnenten der Logen die Hälfte des Abonnementspreises bezahlen sollten, eine Entscheidung, die aber bei den Betheiligten wenig Anklang fand. Die Oper ward die Saison über nicht wieder eröffnet.

---

4) Actienschwindel in Holland. 1720.

Den Schwindel, der durch Law in Frankreich hervorgerufen, auch in Holland sich verbreitet hatte, benutzte ein Mäkler Namens van Ryck im Haag auf folgende originelle Weise. Er veröffentlichte durch gedruckte Zettel, die er in die Häuser vertheilen ließ, im Juli 1720 eine Aufforderung zu Gründung einer Actiengesellschaft mit einem Capital von 100 Millionen Gulden: ein bestimmter Zweck der Gesellschaft war gar nicht angegeben, zugleich aber die Bedingung gestellt, daß bei der Unterzeichnung der Actie von 1000 fl. eine Anzahlung von ¼ pro Mille zu leisten sei, welche aber für verfallen erklärt ward, wenn die Generalstaaten der Unternehmung ihre Genehmigung verweigern sollten. An dem zur Unterzeichnung bestimmten Tage strömte von früh 2 Uhr Morgens eine Masse Menschen herbei: bis zum Abend waren nicht nur die 100 Millionen gezeichnet, sondern Ryck hatte baare 27,500 fl. eingestrichen. Keinem der Unterzeichner war es eingefallen, nach dem Zweck des Unternehmens und den davon zu erwartenden Vortheilen auch nur zu fragen. Ryck fand soviel Geschmack an der Sache, daß er Tags darauf die Unterzeichnungen fortsetzen wollte, allein der Fiscal nahm von dem Vorgang Notiz und befragte Ryck über seinen Plan: da derselbe nichts weiter anzugeben vermochte, als daß er mit dem Capital unbekannte Länder zu entdecken und von deren Ertrag jährlich 10% zahlen zu können hoffe, ward

dem Schwindel durch ein Verbot und die Anordnung der Rückzahlung der Gelder ein Ende gemacht.*

Der Antiquarius Philipp von Stosch, dessen Briefwechsel mit dem General-Feldmarschall Grafen von Flemming wir diese Thatsachen entnehmen, berichtet außerdem als Augenzeuge auch über ähnliches tolles Treiben in Amsterdam. Er schreibt in einem Briefe von dort vom 21. August 1720: „Der Actienhandel in Amsterdam gewährt mir das unterhaltendste Schauspiel von der Welt. Ein Caffeehaus mit Namen Caffé Quincampois und der Platz vor dem Stadthause bilden das Theater, zweimal des Tags von 10 Uhr früh bis Mittag und von 7 Uhr Abends bis 1, 2, 3 Uhr nach Mitternacht. Die Mäkler agiren als Harlequine und sind in unausgesetzter Bewegung, um ihre Actien abzusetzen, deren Namen sich nur derjenige merken kann, der sie auf Kosten seiner Börse auswendig gelernt. Man theilt die Actien in zwei Classen: die der kleinen, in den verschiedenen Städten Hollands errichteten Assecuranzgesellschaften werden „bubbles" (Windblasen) genannt, die größern sind die der Südcompagnie, der Ostcompagnie, der Bank von England, der zwei englischen Assecuranzgesellschaften u. s. w. Man spricht von Millionen, als wenn es sich um 2 sou Stücken handelte, und es sind das nicht Millionen französischen Papiers, sondern gutes Geld, das Tags darauf an die Bank gezahlt werden muß. Ich habe Leute 100,000 Thaler verlieren und Andere ebenso soviel in einer halben Stunde gewinnen sehn. Ich glaube nicht, daß die Barke Charons je eine gemischtere Gesellschaft vereinigt hat, als die der Actienhändler. Agioteurs, Grafen,

* Diese Geschichte erinnert an eine ähnliche, welche Falke: „Schwindeleien in frühern Jahrhunderten" (im deutschen Museum herausg. von Prutz 1860 S. 613) erzählt. In England legte Jemand Listen auf, zur Unterzeichnung auf 1 Million, ohne Zweckangabe: Viele zeichneten 1000 £ zu 5 Sch. Einsatz, wurden aber einige Tage später aufgefordert, ihr Geld zurückzunehmen, weil man nur habe sehn wollen, wie viele Narren in England an einem Tage könnten gefangen werden.

Prinzen, Gesandte, Kaufleute, mit einem Worte, alle Stände, Nationen, Religionen, wirbeln in demselben Chaos herum. Mitglieder der General-Staaten zu Dutzenden, verkaufen ihre Promessen auf öffentlichem Markte und versprechen, um ihre Waare theuer verkaufen zu können, die wunderbarsten Privilegien, welche sie den Actiengesellschaften zu bewilligen beabsichtigen." Nicht die Behörden waren es, welche dem Schwindel, der Einzelne bereicherte, eine Menge Unvorsichtiger aber an den Bettelstab brachte, entgegenzutreten suchten, sondern „la canaille," wie Stosch sich ausdrückt. In den ersten Tagen des Octobers 1720 rottirte sich eine Menge Volk zusammen, und fiel mit Knitteln bewaffnet, über die Besucher des caffé Quincampois her, um sie zu verjagen: die Angegriffenen zogen ihre Degen und bahnten sich einen Weg durch die Menge. Der Rath zu Amsterdam veröffentlichte hierauf einen Anschlag, worin auf die Anzeige der Anstifter des Tumults, eine Belohnung von 600 fl. gesetzt und die Drohung enthalten war, daß bei einer Wiederholung die auf der That Ergriffenen, ohne weitern Proceß gehangen werden würden. Zugleich erging an die Wache der Befehl, bei einem fernern Versuch eines Auflaufs scharf zu schießen. Unter solchem obrigkeitlichen Schutz hatte das Unwesen ungestörten Fortgang.

---

5) Ein originelles Testament. 1721.

In Breslau starb im J. 1721 ein Mann mit Hinterlassung eines Vermögens von 30 bis 40000 fl. und eines Testaments, worin es hieß: man werde nach seinem Tode sechs versiegelte Zettel finden, von denen drei die Namen einiger seiner Verwandten, drei die Namen seiner Freundinnen (d'une bonne amie) enthielten: diese Zettel sollten in eine Urne gethan und einer derselben durch ein Kind gezogen werden: die Person, deren Name der Zettel enthalte, solle seine Universalerbin sein

und an jede der auf den 5 andern Zetteln bezeichneten Personen 50 Thlr. zahlen. Dieser letzte Wille ward buchstäblich vollzogen: der gezogene Zettel enthielt den Namen der Gräfin Bergk, „la Josepherle," wie unser Gewährsmann, Graf Manteuffel, sie bezeichnet, die mit dem Erblasser kaum persönlich bekannt gewesen, ihn nur einige Mal in Gesellschaften gesehn hatte.

---

6) Ostermährlein zu München. 1724.

In München herrschte noch im J. 1724 die Sitte, daß die Geistlichen am 2. Osterfeiertage ihren Zuhörern ein sogenanntes „Ostermährlein" von der Kanzel zum Besten gaben, bei welchem kein Text aus der Bibel zu Grunde gelegt ward, auch der Prediger nicht die Versammlung zu erbauen, sondern sie zu amüsiren sich bemühte „par des contes pour rire," wie der damalige sächsische Gesandte in München, Graf von Wackerbarth-Salmour, in einem Briefe vom 26. April 1724 schreibt, „entrelardés de quantité de proverbes et de balivernes." Als Grund dieses eigenthümlichen Gebrauchs ward angeführt, es sei nöthig das Volk nach der Stille und Trauer der heiligen Woche wieder zur Heiterkeit zurückzuführen.* Unbekannt mit dieser Sitte, besuchte der genannte Graf die Kirche in Begleitung des sächsischen Legationssecretairs von Lith. Beide waren sehr erstaunt, als der berühmteste Prediger Münchens die Kanzel betrat und sich wie ein Hanswurst zu geberden begann, allein Liths Erstaunen verwandelte sich in die größte Bestürzung, als er auf einmal seinen eignen Namen aus dem Munde des Predigers vernahm, der ihn mit den verletzendsten Worten begleitete, die von der Versammlung mit lautem Gelächter empfangen wurden. Lith eilte, vom Grafen be-

---

* Ueber die auch an andern Orten übliche Sitte des „Ostermährlein" oder des „Ostergelächters" siehe auch Flögel, Geschichte des Groteskkomischen S. 182.

gleitet, aus der Kirche, um sich sofort bei einem der Minister über die ihm angethane Beschimpfung zu beschweren: der Graf unterstützte diese Beschwerde mit der Versicherung, daß wenn er auch einen Eclat zu vermeiden wünsche, doch jedenfalls Mittel finden werde „de brider la langue du predicateur, de sorte, qu'il se garderoit certainement une autre fois de prendre en but le secretaire de legation du Roy et de l'insulter dans ses discours." Der Minister versicherte, er falle aus den Wolken, es müsse nothwendig ein Mißverständniß obwalten. Dies war denn auch der Fall; der Geistliche, dem der sächsische Legationssecretair ganz unbekannt war, hatte einen Andern seines Namens, einen lutherischen Geistlichen am Anspacher Hofe, der eine theologische Streitschrift herausgegeben hatte, zur Zielscheibe seines Witzes erwählt und beeilte sich denn nun dem Namensvetter, der sein unschuldiges Opfer geworden war, seine Entschuldigungen darzubringen. Graf Wackerbarth ergriff wohl auch die klügste Partie indem er nach dieser Erläuterung, sich begnügte zu erwiedern, „qu'il falloit tirer le rideau, puisque la farce était jouée."

---

7) Zur Lebensgeschichte des Premierministers Grafen von Brühl. 1731 u. f.

Im September 1731 schrieb der Cabinetsminister Marq. de Fleury an einen seiner Freunde: „Mr. le Chev. Bruhl a été declaré conseiller privé: les titres peuvent aller plus loin, mais non la faveur, ny le credit; je n'ay pas la moindre envie de juger, s'il en resultera du bien ou du mal: je ne connois rien de mauvais dans ce sujet et ne l'ay point assez frequenté, pour rien avancer sur la portée de ses talens: il est scûr, qu'avec l'entiere connoissance que chacun luy donne de ce qu'il scait et celle de l'intention du maistre, il aura plus de facilité à

reussir, que le plus habile homme du monde, tenu à l'obscur sur toutes choses.“

Fleury hatte richtig prophezeit, indem er Brühl eine glänzende Zukunft vorherſagte, wenn er aber länger gelebt hätte, würde er über die Frage, „s'il en résultera du bien ou du mal“ nicht in Zweifel geblieben ſein. Trotz aller Tyrannei, die Brühl übte, trotz dem Unheil, das er über Sachſen brachte, begnügten ſich aber ſeine zahlreichen Feinde damit, ihn zu verwünſchen: ſich ihm zu widerſetzen, wagte ſo leicht Niemand, vielmehr beweiſen eine große Menge Briefe an ihn, die das Haupt-Staatsarchiv bewahrt, wie kriechend man um ſeine Gunſt buhlte. Iſt uns doch unter Tauſenden nur ein einziges Schreiben aufgeſtoßen, deſſen Verfaſſer den Muth gehabt, der Hoffahrt und den Uebergriffen des allmächtigen Miniſters offen entgegenzutreten und ihn in ſeine Schranken zu verweiſen. Es war dies der polniſche Kron-Groß-Feldherr, Johann Clemens Branicki. Graf Brühl, der bekanntlich eine Menge Functionen in ſich zu vereinigen gewußt hatte, war u. a. auch polniſcher Generalzeugmeiſter. Als ſolcher gerieth er mit dem Kron-Groß-Feldherrn in geſchäftliche Differenzen, bei denen er ſeine Stellung als Miniſter, die hierbei nicht in Frage kam, geltend machen wollte. Branicki bezeichnet in einem Briefe vom 29. Juli 1756 hierauf zunächſt ein Schreiben Brühls als „une reponse deplacée“ und fährt dann alſo fort: „Je n'ai tenu d'autre langage à V. E., que celui auquel ma charge m'autorise. Je ne méconnais point les prérogatives de celle que vous occupez dans l'état militaire de la couronne et je n'ignore pas moins, que cette charge ne sauroit soustraire celui qui en est revetû, à la subordination et au commendement superieur du Grand Général. Je ne désire nullement de partager avec V. E. la consideration, que lui donne en Europe le poste de premier ministre de Saxe. Elle est due à son mérite personel. Mais si vous jugez devoir me faire souvenir

du rang que vous occupez, il est bon de vous dire quel est le mien. Je suis par la grace du meilleur des Rois, qui connoit mon zéle et ma fidélité, senateur et Grand Général de Pologne, deux dignités, qui doivent vous être egalement respectables etc.“

Da das Schreiben noch ganz unversehrt ist und keine Spuren trägt, daß es längere Zeit der Luft in den Brühlschen Salons ausgesetzt gewesen sei, so liegt die Vermuthung, daß der Minister es an den Spiegel gesteckt habe, nicht sehr nahe. Aber man ging in Warschau noch viel weiter, man stellte Brühl sogar nach dem Leben. Ein Brief des Königs von Polen an seine Schwiegertochter, die Churprinzessin Maria Antonia aus Warschau vom 8. April 1761 theilt folgendes Ereigniß mit. Graf von Brühl war mit seiner Familie zu den General-Kron-Postmeister in Polen und Lithauen, dem Geheimen Rath Karl Leonhard Marschall von Bieberstein zum Diner geladen, mit ihm mehrere der Gesandten und andere vornehme Personen. Es sollte ein glänzendes Fest stattfinden, dessen Vorbereitungen mehrere Tage gedauert hatten und der Aufmerksamkeit des Publicums nicht entgangen waren. Die Gesellschaft fing bereits um die festgesetzte Stunde an sich zu versammeln, als der sorgsame Wirth noch einen prüfenden Blick auf die prachtvoll geschmückte Tafel zu werfen beschloß, die im geräumigen Speisesaale aufgestellt war. Alles war in bester Ordnung, Marschall eben im Begriff den Saal zu verlassen und die Gesellschaft zum Eintreten aufzufordern, als eine furchtbare Explosion erfolgte. Der große Kachelofen zersprang in zahllose Stücken, welche die Tafel mit Allem, was sie enthielt, zertrümmerten und Marschall, der wie ein Wunder dem Tode entging, im Gesicht und an den Füßen bedeutend verletzten. Alles stürzte erschrocken herbei: es ergab sich, daß man eine starke Petarde in den Ofen gelegt, die sich, wie der König vermuthet, erst entzünden sollte, wenn die Tischgenossen und mit ihnen Graf v. Brühl an der Tafel Platz genommen, nun

aber zu früh explodirte. So kam die Gesellschaft mit dem Schrecken und dem Verlust des Diners davon, der Urheber des Bubenstücks aber blieb, trotz aller Nachforschungen, unentdeckt.

---

8) Aus Berlin. 1739.

Ein räthselhaftes Ereigniß beschäftigte im Frühjahr 1739 nicht nur die Stadt Berlin und den dortigen Hof, sondern auch die Behörden, ohne daß es gelungen wäre, den Schleier, der die Betheiligten barg, zu lüften. Zu Anfang des Monats März 1739 erschien in einem Gasthause zu Berlin ein Fremder, dessen Aeußeres Reichthum und vornehmen Stand verrieth, der aber seinen Namen nicht nannte. Anscheinend mit der Localität schon vertraut, begab er sich vor das Königsstädter Thor und miethete dort, wie sich später ergab, in einem Privathause ein Quartier für eine Dame, welche ihre Niederkunft abwarten wolle. Einige Tage später fuhr dort des Abends ein eleganter, mit 4 Pferden bespannter Wagen vor, aus welchem der Fremde eine tiefverschleierte Dame in die ihr bestimmten Zimmer geleitete: eine Dienerin folgte ihr. Den Anordnungen des Unbekannten gemäß, war Alles vorbereitet, eine Hebamme sofort zur Stelle. Wenige Stunden nach ihrer Ankunft, schenkte die sehr schöne und noch junge Dame einem Knaben das Leben, allein sie selbst war — eine Leiche. Der Fremde war außer sich vor Schmerz, er eilte zu dem Pfarrer der Parochie und beschwor ihn, indem er den Unglücksfall ihm mittheilte, das neugeborne Kind zu taufen. Der Geistliche verlangte den Namen der Eltern zu wissen, dessen Angabe der Fremde Anfangs verweigerte, endlich aber, unter dem Beichtsiegel, entdeckte. Hierdurch, vielleicht auch durch eine dem Geistlichen übergebene Börse mit 20 Ducaten wurde dieser bewogen, die Taufe des Kindes sowie die Beerdigung der Verblichenen zu übernehmen. So-

bald die Taufhandlung in demselben Zimmer, wo noch die Leiche lag, erfolgt war, setzte sich der Fremde mit der Dienerin und dem Knäbchen in den bereitstehenden Wagen und fuhr davon. Unter die Bewohner des Hauses hatte er eine große Summe mit der Bedingung tiefster Verschwiegenheit, vertheilt. Die Beerdigung erfolgte in aller Stille, mehrere Wochen blieb der Vorgang geheim. Indessen verlautete später doch etwas davon; das Gerücht gelangte an den Commandanten und den Fiscal, welcher eine Erörterung deshalb veranstaltete. Die Leute in dem Gasthause, in welchem der Fremde zuerst abgestiegen, die Bewohner des Hauses, in welchem der Todesfall sich ereignet, wurden befragt, sie wußten aber weder den Namen noch den Aufenthalt des seitdem verschwundenen Unbekannten anzugeben. Der Geistliche verweigerte, unter Bezugnahme auf das Beichtsiegel, jede Auskunft: es ward, da er gegen die Gesetze verstoßen, beschlossen, mit der Untersuchung gegen ihn zu verfahren. Diese Drohung bewog ihn zu dem Erbieten, dem Fiscal ins Geheim, was er wisse, mitzutheilen. Man erzählte sich, er habe ausgesagt, die Verstorbene sei die schöne Tochter eines Finanzrathes in Stettin gewesen, die bei ihrem Bruder, dem Amtmann zu Costenblatt, gewohnt habe: man flüsterte sich dabei ins Ohr, der Vater des Kindes sei der zweite Sohn des Königs, Prinz Wilhelm. Nähere Nachforschungen über diesen Punct, welche die Neugierde veranstaltete, ergaben aber das Unbegründete jener Vermuthung, wenigstens zeigte sich keine weitere Spur, daß der Prinz mit dem bezeichneten Mädchen ein Verhältniß gehabt habe. Um die Identität der Person zu constatiren, ließ der Fiscal das Grab öffnen: man erbrach den Sarg und fand ihn — leer. Der Leichnam war und blieb ebenso wie der Fremde und Neugeborne verschwunden: die Untersuchung ergab kein Resultat, und es gelang auch den Nachfragen des Grafen von Manteuffel, dessen Mittheilungen an den Minister Grafen von Brühl wir unsere Nachrichten entnehmen, nicht, etwas Weiteres zu erfahren.

Unsere Quelle meldet aus derselben Zeit noch einen eigenthümlichen Vorfall, bei dem die Nemesis sich eines Schöpsenbratens zur Entdeckung von Verbrechern bediente. Die Gegend von Perleberg ward seit längerer Zeit durch eine Räuberbande unsicher gemacht, die sich allen Verfolgungen der Justiz zu entziehn wußte. Zu Ende des Monats Mai 1739 brach die Bande auf dem Gute eines Edelmanns in der Priegnitz während dessen Abwesenheit ein: eine Frau ward ermordet, das Haus ausgeplündert. Unter andern hatten die Räuber auch einen bereits zugerichteten Schöpsenbraten der Speisekammer entführt. Der Beraubte kehrte auf die Nachricht des Unglücksfalles zurück, stellte Nachforschungen an und richtete diese insbesondere darauf, wo etwa der Schöpsenbraten verzehrt worden sein möchte. Es ergab sich, daß ein solcher in einer Schenke, einige Meilen vom Schauplatz der That entfernt, am Morgen nach derselben, von mehreren wohlbekannten Personen verspeist worden war. Auf dieses Indicium hin ließ der Beraubte jene verhaften und sie gestanden in der ersten Ueberraschung die That, bezeichneten sämmtliche Mitglieder der Bande, zu der, wie Graf v. Manteuffel erzählt, sogar einige Beamte, Dorfgeistliche und Dorfrichter gehörten, die denn den Lohn ihrer Thaten fanden.

---

9) Erbanspruch auf die Türkei. 1740.

Bei den verschiedenen Ansprüchen, welche auf den dereinstigen Nachlaß des „kranken Mannes" erhoben worden sind und noch erhoben werden möchten, ist vielleicht nachstehende Notiz, wenn sie sich bewahrheiten sollte, geeignet den Ausschlag zu geben, zumal wenn sie von der bekannten ultima ratio regum unterstützt werden sollte. Es schreibt

nämlich der Oberstleutnant von Zöge-Manteuffel* dem Minister Grafen von Brühl unter dem 18. November 1740 Folgendes: „Der französische Resident (in Danzig) Oberst Tourville meldet mir gestern, daß der Cardinal Tenzin einen uralten Brief von einem gewissen orientalischen Kaiser an einen König von Frankreich geschrieben, nach Frankreich geschickt, dessen Inhalt sonderlich dieser ist, daß gedachter Kaiser ihn zum Erben aller seiner Länder gemacht und muthmaasete man, daß der König aus diesem Fundament den kaiserlichen Titel annehmen werde."

Wir wollen nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß der Senat, der im J. 1803 Napoleon I. zum Kaiser ernannte, dies lediglich auf den Grund jenes uralten Briefes eines orientalischen Kaisers gethan habe, mögen aber ebenso wenig in Abrede stellen, daß manche Ansprüche, welche Frankreich seit jener Zeit geltend zu machen gewußt hat, auf einer Basis beruhen, deren Rechtsbeständigkeit wir jenem „uralten Briefe" gleichstellen möchten.

---

10) Weimarsche Mühlenordnung. 1743.

Wir haben in Band 1. S. 459 einen Beleg wunderlicher legislatorischer Thätigkeit des Herzogs Ernst August I. von Sachsen-Weimar († 1748) geliefert. Jenes von uns erwähnte Rescript über eigenthümliche Feuerlöschapparate hatte, wie wir nachträglich bemerken, doch aber bald nach seinem Erscheinen Bedenken erregt und der Herzog erließ daher einen anderweiten Befehl, durch welchen er Allen, welche Exemplare seines frühern Erlasses erhalten hatten, deren Rücksendung bei

---

* Ein Name, der uns öfters in den Correspondenzen aus jener Zeit begegnet: ein Träger desselben war 1728 Kammerherr der Herzogin von Holstein-Gottorp, Anna Petrowna, Tochter Peter des Großen.

Geldstrafe und mit der Anordnung, keine Abschrift davon zurückzubehalten, anbefahl. So erzählt der Graf von Manteuffel in einem Briefe an den Minister Grafen von Brühl vom 13. Februar 1743. Er fügt aber noch ein anderes Curiosum bei. Der Herzog erließ eine Mühlenordnung, zunächst in der Absicht den Betrügereien der Müller Einhalt zu thun: ein Jahr ließ er verstreichen ohne Notiz zu nehmen, ob die Müller seinem Befehle nachkamen. Nach Ablauf des Jahres aber erging ein Rescript, dessen Inhalt Manteuffel dahin angibt: „Man würde sich erinnern, was Ihro Durchlaucht vor eine heilsame Mühlenordnung hätten publiciren lassen: da nun, daß alle Müller Diebe wären, weltkundig und dahero gewiß zu vermuthen sei, daß kein einziger unter ihnen solcher landesväterlichen Verordnung nachgelebt haben werde, als würden sie, Kraft dieses, durchgehends in die wohlverdiente-Strafe condemnirt und hätten sie dahero, Dieser soviel und Jener soviel weniger oder mehr hundert Thaler förderſamst baar zu der Rent-Cammer zu entrichten oder daß diese Strafgelder durch militairische Execution eingetrieben werden würden zu gewärtigen." Manteuffel mag die Gewähr für diese Mittheilung übernehmen; er versichert aber, die Müller hätten wirklich die ihnen dictirte Strafe ohne weitere Untersuchung bezahlen müssen.

---

11) Electrische Versuche. 1744.

Die Electricität war in ihren Wirkungen zwar schon den Alten bekannt, allein erst seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts gelang es fortgesetzten Forschungen und Experimenten der Physiker, der wunderbaren Erscheinung allmälig näher zu treten. In Leipzig beschäftigte sich zu Anfang der 1740iger Jahre besonders der Prof. Winkler eifrig mit electrischen Versuchen und es gelang ihm auch, unter Mit-

hülfe eines geschickten Drechslers, eine Electrisirmaschine zu Stande zu bringen, welche als etwas dort nie Gesehenes, das größte Staunen erregte. Zu Anfang des Monats März 1744 kam der Prinz Karl von Lothringen, der sich kurz vorher mit der Erzherzogin Marie Anne, Kaiser Karl VI. Tochter, vermählt hatte, nach Leipzig. Eine Ueberschwemmung, welche die Wege ungangbar gemacht hatte, nöthigte das junge Ehepaar zu längerm Verweilen. Die Universität hatte die Reisenden feierlich begrüßt, ihre hervorragenden Glieder bemühten sich denn auch, ihnen die Zeit zu verkürzen. Prof. Gottsched hielt auf den Wunsch des Herzogs einen längern Vortrag über den letzterschienenen Cometen; so interessant er aber sein mochte, er sprach doch die junge Erzherzogin bei weitem weniger an, als Prof. Winklers Experimente mit der Electrisirmaschine. Das fürstliche Ehepaar hatte von der Erfindung, wie Graf von Manteuffel dem Minister Grafen von Brühl schreibt und wir gern glauben wollen, „aucune idée“ und Winkler mußte Stundenlang bis zum späten Abend seine Experimente wiederholen. Er erhielt aber auch in dankbarer Anerkennung sofort nach seiner Entfernung, ebenso wie Prof. Gottsched, durch einen Kammerherrn eine in Gold gefaßte Dose von Amethyst ausgehändigt, der geschickte Drechsler aber 10 Ducaten. Kurze Zeit darauf kam ebenfalls der berühmte Philosoph, Kanzler v. Wolff, den König Friedrich II. nach Halle zurückgerufen, nach Leipzig „pour se donner,“ wie Manteuffel am 12. Mai 1744 schreibt, „le plaisir, d'être témoin oculaire de l'état florissant, où on l'a assuré, m'ecrit-il, que l'academie se trouve surtout depuis quelques années et pour voir nos experiences électriques, que nous avons, en effet, poussé aussi loin qu'elles peuvent à mon avis l'avoir été partout ailleurs.“ Derselbe Brief bietet zugleich einen Beleg der wunderlichen Vorstellungen, die man damals von der Erfindung in ihren Wirkungen selbst in den gebildeten Kreisen hegte. Der bekannte Feldmarschall Graf von Seckendorff, welcher damals

die Truppen Kaiser Karls VII. gegen Oestreich commandirte, hatte nämlich auch von der Electrisirmaschine gehört, glaubte, man könne davon einen militairischen Gebrauch machen und schrieb deshalb aus dem Feldlager an den ihm vertrauten Grafen Manteuffel. In dem von diesem mitgetheilten Briefe sagt er u. a.: „Da man 1000 Cuirassirten Reuthern, mit Ober- und Untergewehr diese Eigenschaft geben kann, was soll es helfen oder schaden? Expliquez nous cela und informez nous, worauf eigentlich die Sache ankommt und woher sie rührt? Denn wir sind Ignoranten in der Physic.“ Er meinte also anscheinend, daß man ein Regiment electrisiren könne, welches dann beim Angriff statt Feuer, Funken gebe und damit die Feinde in die Flucht schlagen könne.

Graf von Manteuffel nahm selbst lebhaftes Interesse an den Experimenten und wenn er auch seinem Freunde, dem Feldmarschall, nicht eine Maschine senden konnte, welche die Oestreicher aus den Bayerschen Landen wegzuelectrisiren im Stande gewesen, so bereicherte er doch die Wissenschaft mit einer neuen Idee. Er macht dies dem Grafen von Brühl gegenüber in einem Briefe vom 7. Juli 1744 in folgenden Worten geltend: „Votre Excellence a entendu parler de l'electricité. Les experiences, qu'on continue d'en faire, occupent sans cesse la pluspart des savans, tant icy, qu'ailleurs. Mais personne, que je sache, ne s'était encore avisé, de se servir de porcelaine au lieu d'un verre electrique. La curiosité m'aiant porté, ces jours passez, à en proposer l'experience au Prof. Winckler icy, je lui fourni un gobelet de porcelaine Chinoise et une espece de jatte de porcelaine de Saxe, et comme il les essaya en ma presence, nous trouvames les effets de l'une et de l'autre porcelaine, mais sur-tout ceux de la dernière, infiniment plus efficaces et plus promts, que ceux des meilleurs verres electriques.“ In einem spätern Briefe bemerkt er, daß er, um die Versuche fortzusetzen, in Meißen zwei Porcelanvasen fertigen lasse. In Warschau,

wo der König von Polen mit Brühl sich gerade befand, faßte man die Mittheilung weniger von der wissenschaftlichen als von der porzelanenen Seite auf: Brühl antwortet: „Ayant recu avec la lettre de Votre Excellence du 7 d. c., les deux feuilles de nouvelles, qu'Elle y avoit jointes, j'ai l'honneur de l'en remercier, de même que de l'observation curieuse sur l'usage, qu'on peut faire de notre porcelaine dans les experimens electriques preferablement à celle des Indes et même aux verres, dont on se sert ordinairement dans ces occasions. Le Roi a appris avec plaisir cette particularité, qui fournit une nouvelle preuve de la bonté intrinseque de notre porcelaine, en etablissant sa reputation même parmi les savans."

Der Graf von Manteuffel gedenkt auch in einem andern Briefe der Studien über die Electricität, mit welchen der von uns bereits erwähnte Graf von Gotter „en vrai hanneton" sich beschäftigte: er bezweifelte insbesondere dessen Angabe, daß mit einem electrischen Funken Weingeist entzündet worden sei.

---

12) Der General Frhr. o Kelly. 1765.

Einen schönen Zug des östreichischen Generals, Freiherrn o Kelly, entnehmen wir seinem Briefwechsel mit dem sächsischen Cabinetsminister Grafen von Flemming. Er schreibt am 18. März 1765: „V. E. excusera la liberté que je prends de L'incommoder pour faire un petit bon oeuvre, qui me tient au coeur depuis la bataille de Torgau.* Lorsque nous y fumes attaqué, j'ay commandé l'aile droite de la 2 ligne de notre armée, ayant le village de Süptitz

* Am 3. November 1760 schlug König Friedrich II. die Oestreicher bei Torgau in einem blutigen Kampfe; General v. Ziethen umging die Letztern und trug wesentlich zu dem Siege bei.

derriere moi. Mais lorsque je me suis appercu, que le corps de Zieten qui faisait à peu pres la moitié de l'armée du Roi, étoit en mouvement pour m'attaquer en dos, je me suis depeché de changer de front pour lui faire face. L'unique ordre, que j'ay recu depuis l'apparition du corps de Zieten a été celui, d'incendier le dit village de Süptitz.

L'horreur, que j'ay toujours eu de faire du mal à mon prochain, me fit differer l'execution de cet ordre autant qu'il m'a été humainement possible etc.“ Er rechtfertigt hierauf die Nothwendigkeit der Maßregel ausführlich aus militairischen Gründen und fährt dann fort: „comme je ne suis ni riche ni opulent, je ne puis pas faire d'autre bien aux pauvres habitants de Suptitz, que de les recommander à la bonté et charité de V. E. et à la clémence de LL. AA. RR. le Prince Xavier administrateur et la pieuse et charitable Electrice et de supplier V. E., de faire distribuer par le curé ou tel autre homme equitable, les cents ducats, dont Elle trouvera cijoint la lettre de change, aux pauvres habitants de ce village. Je La supplie de faire insinuer en meme tems aux dits habitants, qu'ils cessent de faire des imprecations contre moi, puisque je ne pouvois pas me dispenser de faire bruler cette portion de village et que si Schönbrunn ou Laxembourg eussent été dans le cas, à la place de Suptitz, je n'aurais par hesité de les faire incendier, quelque horreur que j'ay pour ces sortes d'operations.“

Natürlich ward diese milde Gabe mit größtem Danke angenommen und der Ober-Consistorial-Vice-Präsident, Peter Freiherr von Hohenthal zu Falkenberg, erhielt den erfreulichen Auftrag das Geld in Süptitz zu vertheilen.

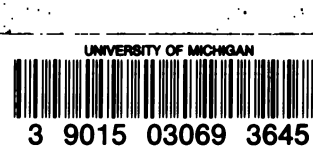
Das arme Sachsen, das so oft das traurige Schicksal betroffen hat, der Schauplatz blutiger Kämpfe zu sein und von Freund und Feind verheert zu werden, würde noch viele

Gelegenheiten zu Bethätigung ähnlicher edler Gesinnungen geboten haben, sie blieben aber unbenutzt. Doch wollen wir noch eines Vorganges gedenken, der insofern erwähnenswerth erscheint, als er in die Zeit des 30jährigen Krieges fällt, während dessen sonst das Erbarmen von der Erde in der That verschwunden zu sein schien.

Der Marktflecken Kötzschenbroda bei Dresden war im J. 1637 von den Schweden verheert worden: am 27. August 1645 ward dort der Waffenstillstand mit den Schweden geschlossen, ein Vorläufer des westphälischen Friedens: man dachte nun auch an die Herstellung des zerstörten Kirchthurmes. Dazu schenkte der Generalmajor Arell Lillie, der sich unter den schwedischen Abgesandten befunden hatte, 50 Gulden „zum Gedächtniß und Beförderung des Baues, weil die Schwedischen den Brand gethan."

Officin der Verlagshandlung.

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD
PRINTED IN U S A
Cat. No. 23 520


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03069 3645